Jesus

Von

Paul Wernle

Feldausgabe

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen
1917

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Printed in Germany

Vorwort.

Diese Schrift hat zu dem, was uns heute alle zuerst bewegt, dem Weltkrieg und seinem gefürchteten oder erhofften Ausgang, gar keine unmittelbare Beziehung und lehnt es ausdrücklich ab, direkte Linien zu ziehen von Jesus zur Gegenwart. Ich schrieb sie zunächst mit dem Wunsch, meiner früheren, rein kritischen und vorwiegend negativen Schrift über die Quellen zum Leben Jesu endlich einmal eine positive Darstellung von Jesus und dem Evangelium zur Seite zu stellen, für die ich den Ertrag meiner während des letzten Jahrzehnts fortgesetzten Studien auf diesem Gebiet verwerten wollte. Das glaubte ich besonders den Lesern der frühern Schrift schuldig zu sein. Aber vor allem schrieb ich doch aus persönlichem Bedürfnis und im Zusammenhang mit dem Furchtbaren, das wir heute erleben. Inmitten einer sich selbst zerfleischenden Christenheit und in einer allgemeinen Verwirrung auch der religiösen Begriffe suchte ich, für einen Augenblick den Jammer der Gegenwart zu vergessen und mir das Bild dessen von neuem einzuprägen, der allein mit Sicherheit ihn überdauern wird und jetzt schon richtend und tröstend darüber steht. Eben deshalb ließ ich alle Gegenwartsfragen zunächst beiseite; ich versuchte gar nicht, Jesus weder gegen noch für den Krieg mobil zu machen; ich wollte ihn dort sehen, wo er steht, in seiner Zeit und seinem Volk, und vernehmen, was er seiner Zeit zu sagen hatte. Ich glaube damit doch auch der Gegenwart zu dienen, denn nicht ein für unsre augenblicklichen Bedürfnisse zurechtgemachter Jesus, sondern nur der wirkliche, wie ihn die Geschichte kennt, wird uns auch in Zukunft helfen können.

*

Jede geschichtliche Studie über Jesus wird immer auf zwei Voraussetzungen ruhen müssen, wenn sie unser Verständnis wirklich fördern soll. Das eine ist die exakte Arbeit der philologischen und historischen Kritik an unsern ältesten Quellen, die niemals vernachlässigt oder gering geschätzt werden darf. Es gibt natürlich jederzeit einen Zugang zu Jesus auf unmittelbar religiösem Weg, den zum großen Glück unsre Wissenschaft niemand wehren kann. Auf diesem unmittelbaren Rapport einzelner Seelen mit Jesus beruhen einige der gewaltigsten Vorwärtsbewegungen der Geschichte. Allein hier handelt es sich dann auch nicht um möglichst getreue geschichtliche Erkenntnis, sondern um persönliche religiöse Kräftigung. Geschichtliche Erkenntnis Jesu, das sollte nicht erst bewiesen werden müssen, ist nur möglich durch wissenschaftliche Erforschung unsrer Quellen, der Evangelien und andern ältesten christlichen Dokumente, mit den überall giltigen Methoden der historischen Kritik. Kein geniales Überspringen und auch kein religiöses Divinieren kann jemals ein Ersatz für diese solide wissenschaftliche Arbeit sein. In meinen „Quellen zum Leben Jesu" habe ich versucht, von den Hauptergebnissen der Evangelienforschung einen kurzen Begriff zu geben. Für Leser, welche sich diese Lektüre gern ersparen, genügt es vielleicht, kurz festzustellen, daß wir unser bestes Wissen von Jesus aus drei Hauptquellen in unsern drei ersten Evangelien zu schöpfen haben: 1. Aus dem Markusevangelium, der vermutlich ältesten schriftlichen Sammlung der Überlieferung von Worten und Taten Jesu, von einem heidenfreundlichen Mann für hauptsächlich heidenchristliche Leser zusammengestellt. 2. Aus der sogenannten Spruchsammlung oder Redequelle, die uns im Original verloren gegangen, aber von Matthäus und Lukas in den beiden gemeinsamen großen Redestücken uns erhalten ist, man denke an die Bergpredigt, die Missionsrede, die Rede gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten

usw.; diese Spruchsammlung scheint aus judenchristlichen Kreisen zu stammen und faßt Jesu Bild von der jüdischen Seite auf. 3. Aus besonderen Überlieferungen, die nur Matthäus oder nur Lukas aufbehielten, darunter Sprüchen, Gleichnissen und kurzen Erzählungen. Damit daß die Forschung mit einiger Sicherheit diese ältesten Dokumente der literarischen Erzählung von Jesu ermittelt hat, ist freilich die kritische Arbeit noch lange nicht erledigt. Alle diese schriftlichen Quellen ruhen auf vorausgehender mündlicher Überlieferung, in der schon allerlei Veränderungen, Erweiterungen, Trübungen des geschichtlichen Tatbestandes vorgekommen sein mögen und sogar müssen, sonst wären nicht manche Aussagen unsrer Evangelien so widerspruchsvoll. Da ist es nun Aufgabe des Forschers, mit aller Umsicht und Vorsicht aus dem Gegebenen das Ältere und Älteste herauszuarbeiten und zu versuchen, die einzelnen Bruchstücke zu einem Bild zusammenzusetzen. Eine solche wissenschaftliche Arbeit, je ernster sie betrieben wird, wird eines nie beanspruchen: unfehlbare Sicherheit. Der Tatbestand unsrer verschiedenen Evangelien ist derart beschaffen, daß auch ernste wissenschaftliche Arbeiter zu ganz verschiedenen Ergebnissen gelangen können, und nur von dem allmählichen Fortgang der Gesamtforschung eine allmähliche Annäherung an das Wahrscheinliche erwartet werden darf. Wer hier mit Bestimmtheit sich auszumachen getraute, was alles Jesus gesagt und getan, was er dagegen nicht gesagt und nicht getan haben kann, würde sich gerade dadurch als ein unwissenschaftlicher Dilettant kenntlich machen, der den Ernst und die Schwierigkeit der kritischen Arbeit noch gar nicht erfaßt hat. Es gibt leider nur zu viele solche Dilettanten, welche durch ihre Zuversicht die Wissenschaft kompromittieren; vermehren wir darum nicht ihre Zahl! Wenn die Folge für den Leser die sein wird, daß er an vielen Stellen auf ein „vielleicht", „möglicherweise", „wahrscheinlich" stoßen wird,

wo er gerne ein „sicher“, „zweifellos“ gelesen hätte, schadet das letztlich niemandem. Sofern Jesus nun einmal der Geschichte angehört, bleibt auch seine wissenschaftliche Erkenntnis im Gebiet des immer nur annähernd zu Erreichenden und beständig neu zu Prüfenden und Diskutierenden.

Das wird aber noch deutlicher, wenn wir uns an die zweite unumgängliche Voraussetzung der Erkenntnis Jesu erinnern. Nennen wir sie mit einem Wort: religiöses Verständnis. So wenig dieses jemals ein Ersatz für solide wissenschaftliche Arbeit sein kann, genau so wenig wird die bloße wissenschaftliche Kritik zum Kern des Wesens Jesu und zu einer Gesamtschau dessen, was er war und wollte, jemals vordringen können. Die Arbeit der wissenschaftlichen Kritik ist überhaupt vornehmlich negativ, sie kann Unechtes vom Echten, Junges vom Alten zu scheiden suchen, kann unendlich viel Schutt und Unrat wegräumen, der sich im Lauf der Jahrhunderte über das Bild Jesu gelagert hat. Aber viel mehr wird sie schwerlich können, und es ist Überhebung, wenn man meint, daß ein Arbeiter, der über das philologisch-historische Handwerkszeug ausgezeichnet verfügt und alle die neuesten Methoden der Forschung genau beherrscht, uns deshalb Jesus wirklich verständlich machen könne. Das letztlich Entscheidende wird immer das Psychologische, und zwar hier das Religiös-Psychologische sein und bleiben. Man wende nicht ein, es werde damit dem Subjektivismus und der Modernisierung Tür und Tor geöffnet. Dafür treiben wir wissenschaftliche Arbeit, um gegen die großen Gefahren, die von dieser Seite drohen, gewappnet zu sein. Der beständige Kampf gegen das subjektive Vorurteil gehört ganz gewiß zu jeder ernsten Arbeit auf geschichtlichem Gebiet. Aber wie in aller Welt soll denn Religion überhaupt verstanden werden ohne Religion in mir selbst, dem Arbeiter, und wie soll man gar einem religiösen Genius wie Jesus irgend näher kommen mit dem Verständnis ohne

das Mitschwingen der eigenen Seele in all dem Zarten, Feinen und Tiefen, das von wissenschaftlichen Methoden gar nicht erfaßt werden kann? Man wird für Jesus doch gelten lassen, was man einem Platoforscher oder Goetheforscher selbstverständlich zugestehen muß. Ich muß ehrlich bekennen, daß ich selber früher den Wert des rein Wissenschaftlichen und Handwerksmäßigen auf diesem Gebiet überschätzt habe. Ich habe ungefähr gemeint, wenn ich die ältesten Quellen genau ermittelt habe und wisse, was ich als echtes Gut im Unterschied von später Dazugekommenem festhalten dürfe, so fehle mir nicht mehr viel für das getreue geschichtliche Verständnis des Wesens und Wollens Jesu. Heute würde ich sagen: es könnte mir mit all dem noch beinahe die Hauptsache mangeln, das wirkliche Verstehen der Frömmigkeit Jesu, und der Jesus, den ich da herausarbeiten würde, wäre gar nicht von ferne er selbst. Und ich vermute, wenn ich in meinen Ansprüchen etwas bescheidener geworden bin, kommt das eigentlich der wissenschaftlichen Arbeit zu gut. Denn das bleibt freilich die Folge dieses Zugeständnisses; man wird, wenn man die Wichtigkeit des religiösen Rapports, der zwischen dem Forscher und Jesus sich einstellen muß, erfaßt hat, nicht kühner und zuversichtlicher, sondern vorsichtiger und bescheidener. Es geht einem auf einmal auf, daß man hier vor einer unendlichen Aufgabe steht, bei der die Hauptschwierigkeiten gar nicht im Erkennen, sondern anderswo liegen. Es müßte etwas Jesu-Ähnliches im Forscher selbst vorhanden sein, was doch keiner sich geben, keiner auch nur von ferne erarbeiten kann. Da muß eben jeder suchen, wie weit er mit seinen Augen sehen kann, er wird vermutlich selber zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Führungen seines Lebens sehr verschieden weit sehen können. Ich habe in diesem Schriftchen gegeben, was ich bis heute an Jesus habe entziffern können, im vollen Bewußtsein, daß mir manches verschlossen sein wird, wenigstens

für diesesmal. Und so möge es auch gelesen werden, immer als ein Vorläufiges und Provisorisches. Der Gedanke, ich könnte einmal mit Jesu fertig sein und künftig nicht mehr tiefer, besser in sein Verständnis eindringen, ist mir ganz unvollziehbar und eigentlich grauenvoll.

Als Leser habe ich mir nicht nur Theologen gedacht, sondern überhaupt Menschen, die wie ich selbst gern einen Schritt weiter im Verständnis Jesu kommen möchten. Ich ließ deshalb alles gelehrte Beiwerk beiseite und nahm vom Zeitgeschichtlichen nur das Allernotwendigste hinzu. Ich wollte ja keine Geschichte von Jesus erzählen, sondern nur die Hauptsumme seines Wesens und Wirkens festzuhalten suchen. Gern hätte ich die Darstellung noch einfacher gehalten in der Überzeugung, daß so viele Probleme und Schwierigkeiten erst von uns an Jesus herangebracht werden. Allein wenn Jesus auch durchaus als Laie und Nicht-Theolog verstanden werden muß, so steht er eben doch beständig vor den unerschöpflichen Tiefen der Wirklichkeit und inmitten der Rätsel des Daseins. Bei all seiner Liebe zu den Kindern, er selbst war kein Kind, sondern ernster, reifer Mann. Wer ihn zu einfach nimmt, würde sich über den Ernst und die Schwere seiner Mission täuschen. Er ist doch der Gekreuzigte, das darf niemand vergessen, der sich mit ihm befaßt.

Im Ganzen ist unsre Zeit dem Verständnis Jesu wenig günstig, wir treten alle zu sehr bedrängt durch die Sorgen und Nöte unsrer ganz speziellen Zeitlage an Jesus heran. Noch vor kurzem beherrschte die soziale Not auch unser Suchen Jesu; er mußte durchaus der soziale Heiland sein, der den Menschen bessere irdische Verhältnisse bringen will. Augenblicklich, da uns das Kriegsgetöse umbraust, suchen wir bei Jesus Leitlinien für das Völkerleben und Motive für oder gegen den Krieg; er soll uns helfen, den Völker- und Weltfrieden bringen und garantieren. Das ist alles überaus begreiflich, ja begreiflicher, als wenn ein Stuben-

gelehrter, der mit seiner Zeit keine Fühlung hätte, deshalb meinte Jesus besser verstehen zu können; aber es erschwert uns das Vernehmen dessen, was Jesus war und bringen wollte. Die Korrektur wird bei Jesus selber liegen in den Evangelien. Die überdauern ja alle unsre Zeitgeschichte und sind imstande, Menschen, die sie für etwas ganz Spezielles und verhältnismäßig Nebensächliches befragen, auf einmal ins Zentrum zu führen. Es ist im Grunde etwas Erfrischendes, sich gegenwärtig zu halten, daß wenn alle unsre kleinen und großen „Leben Jesu" im Staub vermodern, Jesus selber in den Evangelien immer wieder frei und souverän sich an den Menschenherzen legitimieren und sie zwingen wird, immer wieder tiefer und gerader von ihm zu denken. Wir kleinen Menschen gehen alle über kurz oder lang dahin, und niemand fragt groß nach uns. Er aber, an dem wir, nein, für den wir arbeiten möchten, bleibt und bleibt die Kraft und die Freude für alle späteren Generationen, denen wir nichts mehr geben können. Das soll uns nicht hindern, unsre Pflicht der geschichtlichen Erforschung ernst und gewissenhaft zu tun, aber es gibt uns das rechte Augenmaß und hält uns selber in der rechten Stellung gegenüber Jesus.

Mein ganzer Zweck ist erreicht, wenn ich dem einen oder andern Leser helfen kann, daß ihm Jesus größer wird, und seine Freude und Liebe zu ihm wachsen. Voraussetzung ist aber immer, daß wir ihn wahr sehen wollen und aller angenehmen Selbsttäuschungen uns tapfer entschlagen. Das geschichtliche Verständnis ist nicht erbaulich im gewöhnlichen Sinn, darf es nicht sein. Das liegt nicht an uns Forschern und Erzählern. Ein Mann, der ein Reich Gottes in nächster Nähe verkündete und der so schwer geführt wurde, daß ihm am Kreuz die Worte „mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" von den Lippen quollen, soll und kann in geschichtlicher Darstellung nicht, was man so nennt, erbaulich wirken. Wer sich daran ärgern möchte, der ist gebeten, eine solche Schrift eben nicht zu

lesen. Wir wollen niemand den Jesus nehmen, der ihm von Kind auf lieb geworden ist und an dem seine Seele hängt. Aber wir wahren uns die Freiheit, ihn so zu schildern, wie ihn ein Erforscher geschichtlicher Wahrheit sehen muß. Und wer das Harte und Herbe dieser Geschichte mit seinem Gott durchdenken kann, dem wird es nur zum Segen dienen können. Wir kommen vorwärts auf allen Wegen nur durch Wahrheit und Wirklichkeit, und die Religion, die dem aus dem Wege ginge, verdiente den Namen Frömmigkeit nicht. Wir müssen noch ganz anders dem Träumen und bloßen Postulieren entsagen lernen. Gerade dann wird Jesus unsere Freude, unsre Kraft. In der wirklichen und rätselhaften Welt, in die wir gestellt sind, will er uns helfen, mit Glauben, Lieben, Hoffen uns durchzuschlagen und nicht müde zu werden, unserem Gott zu vertrauen und ihn nicht zu lassen, auch wenn er uns zu lassen scheint und ebenso bei den Brüdern auszuhalten und sie nicht zu lassen in gar keiner Not. Wenn er das bei uns fertig bringt, wird er in dieser Kriegszeit seine besondere Kraft an uns bewähren.

Inhaltsverzeichnis.

I. Volkstum und Eigenart.

Auch Jesus ist ein Kind seiner Zeit und ein Jude aus dem alten Volke Israels gewesen. Wem das gleichgiltig scheinen oder wer sich gar daran stoßen möchte, der öffne einmal erst die Augen dafür, wie Gott durch Heimat, Volkstum und Geschichte alle Menschen bildet und tief innerlich bestimmt.

Das Größte am jüdischen Volk ist seine Bibel, unser „Altes Testament". Wir wissen nicht genau, wie Jesus die Bibel seines Volkes kennen lernte, wie viel Eltern und Hausfreunde ihm aus ihr erzählten, wie viel er jeden Sabbat in der Synagoge daraus vernahm. Sicher ist aber, daß er in seiner Bibel gründlich zu Hause war und mit ihrer Hilfe Gott und die Menschen und sich selber kennen lernte. Eigene Erfahrungen, eigene Beobachtungen kamen hinzu, bestimmten die Art, wie er seine Bibel las, denn wir wissen, daß kaum zwei Menschen dies Buch ganz gleich lesen werden. Aber seinen Gott, seine Religion hat er nicht durch Nachdenken und Grübeln, auch nicht durch schöpferische Intuition sich gebildet, sondern aus den alten heiligen Schriften sind sie ihm zugewandert. Jesu Gott ist der alte Gott des Volkes Israel, und seine Frömmigkeit nährt sich aus der alten Bibelreligion.

Die Worte Jesu in unsern Evangelien zeigen uns überreichlich, wie sicher und fest Jesus in der alten jüdischen Bibel lebte. Man könnte eine kleine biblische Geschichte zusammenstellen nur auf Grund der Worte Jesu. Am Anfang stehen die Geschichten von der Schöpfung und vom Paradies,

da Gott Mann und Frau geschaffen und unauflöslich füreinander bestimmt hat.[1]) Aber dann tritt der erste Verfall der Menschheit ein, die große Flut vertilgt ein leichtfertiges, gottvergessenes Geschlecht, und nur Noah wird gerettet.[2]) Dann aber erwählt sich Gott den Abraham zum Stammvater seines Volkes, mit Abraham, Isaak und Jakob wird der Grund zum Volk Israel gelegt. Man kann sich keine wärmere Pietät vorstellen als die Pietät, mit welcher ein rechter Jude an seinem Stammvater Abraham gehangen hat, dafür ist Jesus selbst ein Beleg. Er konnte einem Zöllner Zakchäus, einer gelähmten Frau seine besondere Liebe zuwenden, weil er das Abrahamskind in jedem erblickte.[3]) Dachte er sich das Fortleben der Frommen nach dem Tod, so wünschte er ihnen die Ruhe in Abrahams Schoß[4]), und wollte er sich das Glück im künftigen Gottesreich ausmalen, so sah er vor sich eine festliche Mahlzeit, bei der Abraham, Isaak und Jakob mit zu Tische saßen.[5]) Es war ja klar, daß die heiligen Stammväter nicht wirklich tot waren. Wenn Gott in der Bibel der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs genannt wird, dann müssen sie irgendwo leben, weil Gott der Gott der Lebendigen, nicht der Toten ist.[6]) Das stand nun zwar nicht ausdrücklich in der Bibel, aber für einen Bibelleser, dem der Stammvater beständig in voller Anschaulichkeit vor der Seele stand, und der seinen Gott so oft den Gott Abrahams nennen hörte, war der Schluß sehr naheliegend. Man weiß, wie ein Johannes der Täufer, der doch allem Nationalismus den Krieg erklärte, wie ein Paulus, der die Heiden zum Gottesreich herbeirief, daran festhielt, daß die künftigen Gottesreichgenossen auf alle Fälle Abrahamskinder heißen werden;[7]) so fest stand auch den Bahnbrechern eines Neuen der Zusammenhang zwischen dem Ahnherrn des heiligen Gottes-

---

[1]) Mk 10, 6ff. [2]) Mt 24, 37ff. [3]) Lk 19, 9; 13, 16. [4]) Lk 16, 22
[5]) Mt 8, 11. [6]) Mk 12, 26f. [7]) Mt 3, 9; Gal 3; Röm 3.

volks und der Seligkeit der spätesten Generationen. Bei Jesus gibt den deutlichsten Beleg für das kräftige abrahamitische Stammesbewußtsein seine anfängliche Zurückhaltung den Heiden gegenüber. Das strenge Verbot an die Jünger, der Heiden Straße zu betreten,[1]) wird er zwar schwerlich ausdrücklich so gesprochen haben, es wird aber seiner Praxis entnommen sein. Selbst Markus läßt ihn nur ausnahmsweise einmal heidnisches Gebiet betreten.[2]) Jesus wußte sich zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel, allein zu ihnen gesandt.[3]) Das Gleichnis von den Hündlein, welche die Brosamen unter dem Tisch der Kinder zusammenlesen, konnte er in bezug auf den Unterschied der Heiden von den Israeliten brauchen.[4]) Sagen wir's offen und ehrlich: nach allem, was wir aus den Evangelien wissen, hat Jesus sein jüdisches Volk ganz anders, d. h. unendlich mehr geliebt als die ganze nicht jüdische Menschheit; er liebte sie mit gründlicher Kenntnis und Verurteilung ihrer Fehler und Sünden, aber er konnte mit seiner Liebe von seinem Volk nicht lassen bis zum letzten Augenblick. All das ist die Folge des altnationalen Glaubens an die ganz besondere Stellung Abrahams und der Abrahamskinder inmitten der ganzen übrigen Menschheit. Daß Jesus dennoch der tiefste Überwinder der jüdischen Nationalreligion von innen heraus werden sollte, werden wir sicher nicht vergessen dürfen. Aber zunächst galt es, sein tiefes Wurzeln in der Religion seines Volkes aufzuzeigen auf Grund der Bibel, die mit Abraham das Gottesvolk im Unterschied von allen Völkern der Welt entstehen läßt.

Nächst Abraham ist **Moses** für Jesus der grundlegende Offenbarer des Gotteswillens, der Wundermann, dem Gott im Dornbusch sich offenbarte[5]), und der zuletzt auf eine so

---

[1]) Mt 10, 5. [2]) Mk 7, 24–31. [3]) Mt 10, 6; 15, 24. [4]) Mk 7, 27. [5]) Mk 12, 26.

geheimnisvolle Weise der Erde entrückt worden ist, ähnlich wie später Elias, mit dem zusammen er nach jüdischem Geheimwissen in der großen Zukunft wiederkehren soll.[1]) Aber seine Hauptbedeutung besteht auch für Jesus darin, daß er dem Gottesvolk das Gottesgesetz gegeben hat. Es wäre doch verfehlt, aus vereinzelten kritischen Äußerungen Jesu im Gespräch über die Ehescheidung[2]) und in den Antithesen der Bergpredigt[3]) irgendeinen prinzipiellen Gegensatz Jesu gegen das alttestamentliche Gesetz herauslesen zu wollen, so hoch bedeutsam für die Freiheit Jesu und für sein Bewußtsein, den letzten höchsten Gotteswillen selbst erst zu bringen, diese Stellen auch sind. Am Offenbarungscharakter der Worte Mosis in den Gesetzbüchern hat auch Jesus niemals gezweifelt, hat ihren unvergänglichen Wert für die Erziehung des Gottesvolks niemals in Frage gestellt, er leugnete nur, daß Gott damit sein letztes Wort gesprochen habe. Entscheidend ist, daß Jesus selbst immer wieder den ewigen Gotteswillen, die Grundforderung für das Eingehen ins Gottesreich bei seinem Moses finden konnte und Leute aller Art, die ihn nach dem Weg zum ewigen Leben fragten, kurzweg verwies auf die Gebote Mosis.[4]) Hier fand er ja das größte aller Gebote, das im jüdischen Hauptgebet, dem sog. „Schema", seinen Ehrenplatz erhalten hatte. „Höre Israel, der Herr, unser Gott ist ein einiger Herr, und du sollst lieben den Herrn, deinen Gott von ganzer Seele, von ganzem Herzen, mit ganzem Gemüt und aus allen deinen Kräften," und daneben, freilich in einer sehr andersartigen Gesetzsammlung, das andere Gebot, das dem ersten gleich ist: „du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst."[5]) Hier fand er in den zehn Geboten die elementaren Forderungen, auf denen alles Gemeinschaftsleben sich aufbaut: „ehre Vater und Mutter, du sollst nicht

---

[1]) Mk 9,4. [2]) Mk 10,2–9. [3]) Mt 5,21–48. [4]) Mk 10,19. [5]) Mk 12,29 ff.

töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht falsch zeugen"; darin sah er den Weg zum ewigen Leben, der in keinem Fall umgangen werden durfte.[1]) Auch das ist bedeutsam, wie Jesus in der Versuchungsgeschichte den Satan mit lauter einfachen Kernworten aus dem Gesetz Mosis aus dem Felde schlägt: „der Mensch lebt nicht vom Brot allein", „du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen", „du sollst anbeten Gott, deinen Herrn und ihm allein dienen.[2]) Das waren die hellen Schriftworte, mit denen Jesus wie später Luther aus schweren inneren Verwicklungen den Weg zum Ausgang fand. Aber man glaube nun nicht, daß Jesus beim Gesetz Mosis einen scharfen Unterschied von Sittengesetz und Kultgesetz empfunden hätte. Auch für ihn ist selbstverständlich der Sabbat der besonders heilige Tag gewesen; so scharf er pharisäische Sabbatgesetzlichkeit ablehnte, er selbst ging am Sabbat zum Gottesdienst in die Synagoge wie jeder echte Israelit[3]) und hob weder für sich noch für andere die Heiligkeit des Sabbats auf. Ebenso verehrte er in den Opfergesetzen des Moses feste göttliche Weisungen, er rechnet überall mit der Opferpraxis als einer geoffenbarten heiligen Übung,[4]) ja er selbst weist einen von ihm geheilten Aussätzigen an, sich vom Priester das Reinheitszeugnis ausstellen zu lassen und das übliche Opfer, so wie Moses es vorschrieb, zu bringen.[5]) Ebenso stand ihm die Heiligkeit des jüdischen Festzyklus fest; man weiß, wie er noch zuletzt zum Passafest nach Jerusalem pilgerte und mit seinen Jüngern das Passalamm nach traditionellem Gebrauch aß.[6]) Und wie schon das Gesetzbuch ein heiliges Kultuszentrum voraussieht und in der Stiftshütte vorbildet, so hat Jesus ganz selbstverständlich wie jeder andere Jude im Tempel in Jerusalem, in der „Stadt des

---

[1]) Mk 10, 19. [2]) Mt 4, 4, 7, 10. [3]) Mk 1, 21; 3, 1; Lk 4, 16; 13, 10. [4]) Mt 5, 23; 23, 18f. [5]) Mk 1, 44. [6]) Mk 14, 12ff.

großen Königs", den irdischen Wohnsitz des himmlischen Gottes gesehen.[1]) Wie hätte er für die Heilighaltung des Tempels so geeifert,[2]) wie hätte er mit der Bedrohung oder Zerstörung des Tempels den Juden das furchtbarste Gottesgericht verkünden können,[3]) wenn nicht für ihn wie für alle seine Volksgenossen dort auf dem Moria wirklich Gottes besonderes Heiligtum gewesen wäre! Fein zeichnet Markus in aller Kürze den jüdischen Festpilger, wenn er uns erzählt, wie Jesus, sobald er nach Jerusalem kam, „den Tempel aufsuchte und alles dort beschaute".[4]) Und wie hoch rechnete Jesus es jener Witwe an, daß sie alles, was sie hatte, in den Opferstock beim Tempel einwarf, während die reichen Juden nur aus ihrem Überfluß spendeten,[5]) derselbe Jesus, der anderswo sich gegen heilige Steuern kehrt, wo er die Nächsten, Vater und Mutter, verkürzt sieht.[6]) Ganz gewiß, die Eigenart Jesu, das Neue, das er zu bringen hatte, liegt nicht auf dem Gebiet kultischer Observanz, weit im Gegenteil! Aber wenn wir es als ein Problem empfinden, warum Jesus nicht schärfer aufgeräumt habe mit Tempelverehrung, Opferdienst, Sabbatheiligung — in Wirklichkeit hat er überhaupt nie damit aufgeräumt, sondern persönlich an allen diesen heiligen Institutionen festgehalten — so vergessen wir immer das eine: Tempelverehrung und Opferdienst und Sabbatheiligung sind für Jesus nicht menschliche Satzungen, sondern in der Bibel geoffenbarte Ordnungen, von Gott selber seinem Volke vorgeschrieben. Jede Nuance eines Aufklärers oder Kritikers, die wir in Jesu Bild eintragen, verfälscht die geschichtliche Wahrheit. Hinter seinem Moses stand für Jesus Gott selber, der Gehorsam verlangte. Daraus erklärt sich der ungeheure Konservativismus bei Jesus dicht neben der wunderbaren Freiheit und Neuheit, die er bringt.

---

1) Mt 4,5; 5,35; 23,21. 2) Mk 11,15ff. 3) Mk 13,2,14. 4) Mk 11,11. 5) Mk 12,41–44. 6) Mk 7,11f.

Nächst Abraham und Moses ist David auch für Jesus die Hauptgestalt des Bibelbuchs, an ihn knüpfen sich alle glorreichen Erinnerungen der nationalen Geschichte; das Königreich Davids, das ist der Ruhmestitel, auf den man alle Hoffnung für die ferne Zukunft setzt.[1]) Jesus ist an David die Freiheit aufgefallen, mit der dieser in der Stunde der Not ein Kultgesetz übertrat;[2]) er lernte daraus, daß diesen gesetzlichen Institutionen eine dienende, nicht eine den Menschen knechtende Stellung zukomme. Vor allem aber knüpfte sich für ihn an David, der ihm natürlich auch der große Psalmdichter war, die herrliche messianische Hoffnung. Jesus fand in einem Davidspsalm ein Wort, das dem kommenden Messias eine weit höhere Stellung als dem König David selbst zuwies: „Davids Herr, sitzend zur Rechten Gottes, bis Gott ihm alle seine Feinde unter den Schemel seiner Füße legt.“[3]) Vielleicht ist ihm auch der zweite Psalm, der vom Messias singt und ihn von Gott selbst zu seinem Sohn ernannt werden läßt, als Gesang Davids bekannt gewesen.[4]) Freilich bleibt uns jedes nähere Wissen über den Zeitpunkt, von dem an diese und ähnliche Psalmstellen für Jesus Bedeutung gewannen, versagt. Nur so viel wird Jesus von früh an aus seiner Bibel gewußt haben: so groß und herrlich der König David da geschildert wird, es soll ein König kommen, der noch viel größer und herrlicher sein wird als David, und der uns alles das bringen wird, was wir gegenwärtig entbehren. Auch von Salomo und seiner Weisheit hat Jesus früh erzählen hören, wie einst die Königin von Saba vom Ende der Erde zu ihm wallfahrte, um des Königs Weisheit zu hören.[5]) Das war ihm bedeutsam, weil diese Königin eine Heidin war, und doch solches zu ihrem Ruhm in der Bibel erzählt war.

---

[1]) Mk 11, 10. [2]) Mk 2, 25 f. [3]) Ps 110; Mk 12, 36 f. [4]) Mk 1, 11. [5]) Mt 12, 42.

Und endlich die Propheten der Bibel. Wir dürfen nichts von unserem heutigen geschichtlichen Verständnis der alten Propheten von ferne in Jesu Seele eintragen, müssen vor allem alles, was uns an charakteristischer Eigenart an den einzelnen Prophetengestalten wertvoll geworden ist, für ihn und seine Zeitgenossen wegdenken. Der Prophet, das war der Gottes- und Wundermann, etwa nach den volkstümlichen Zeichnungen des Elias oder des Elisa in den Königsbüchern. Er trat immer auf in einer Stunde der Not oder auch schon vorher, als Verkündiger einer Not, die er aus Gottes Eingebung vorläufig allein voraussah. Sein Kennzeichen war in erster Linie das Wunder, die besondere göttliche Kraft. Auch das gehörte zum Propheten, daß er anders lebte als die anderen Menschen, meist ohne Familie, ohne festen Wohnsitz, ohne bürgerlichen Beruf. Und er stand immer im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen, war ihrer Verfolgung ausgesetzt; es war sprichwörtlich, daß man die Propheten tötete und in viel späterer Zeit dann einen Kultus mit ihren Gräbern trieb.[1]) Der Inhalt der prophetischen Botschaft war fast unterschiedslos die Weissagung göttlichen Gerichts und göttlicher Herrlichkeit und Hilfe auf Erden samt dem Bußruf an die Zeitgenossen, wie an alle Welt. Typisch für alle war das Beispiel des Propheten Elias, sein verzehrender Eifer für Gott,[2]) die Verfolgung, die er zu erleiden hatte, dann wieder die Gestalt des Jonas, den Gott zu den Heiden in Ninive sandte, und der auf diese Heiden solchen Eindruck machte, daß sie umkehrten und sich demütigten.[3]) An Elias aber war ganz einzigartig sein wunderbares Ende, und daran schloß sich die bestimmte, von der Bibel selbst bezeugte Erwartung, daß Gott den Elias noch einmal senden werde als Vorboten des Messias und des Gottesreichs.[4])

---

[1]) Mt 5, 12; 23, 29f., 37. [2]) Lk 9, 54. [3]) Lk 11, 30, 32. [4]) Mk 9, 11; Lk 1, 17.

Moses und Elias werden den Messias bei seinem Kommen begleiten, das stand zwar nicht in der Bibel selbst, aber das las man aus den merkwürdigen Nachrichten vom Lebensausgang der beiden heraus.[1]) Was für bestimmte Worte der Schriftpropheten gerade auf Jesus besonderen Eindruck machten, in seiner Seele für immer haften blieben, das entzieht sich natürlich unserer Kenntnis. Einmal läßt ihn der Evangelist ausdrücklich ein scharfes Wort des Jesaja gegen die heuchlerische und selbstgemachte Gottesverehrung der Israeliten zitieren: „dies Volk ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir; vergeblich aber ist's, daß sie mir dienen, Menschengebote machen sie zu ihren Lehren."[2]) Ganz unsicher ist, ob das Wort des Jeremia vom neuen Bund bestimmend für Jesu Denken war, oder ob die Jünger erst nach seinem Tod den Gedanken der Bundesstiftung mit dem Abendmahl verbanden.[3]) Am klarsten wäre der Einfluß Daniels auf Jesus nachgewiesen, wenn der Gebrauch des Messiastitels „Menschensohn"[4]) auf Jesus selbst zurückgehen sollte. aber wie viel ist uns gerade hier dunkel! An Sacharias Weissagung vom Kommen des demütigen Königs wird man erinnert durch den Einzug Jesu in Jerusalem auf dem Eselsfüllen, auch wenn, wie bei Markus, kein ausdrückliches Zitat auf die Bibelstelle zurückweist,[5]) aber es ist sehr schwer, über das Tatsächliche an dieser merkwürdigen Erzählung bestimmte Aussagen zu machen. Ein andermal, beim letzten Gang Jesu nach dem Ölberg, taucht eine andere Sachariastelle auf: „ich werde den Hirten schlagen und die Schafe werden sich zerstreuen,"[6]) jedoch wer weiß sicher, wie viel hier treue Erinnerung sein mag? Da nach Jesu Weggang von der Erde seine Jünger alle Propheten durchstöberten im Suchen nach Weissagungen der schrecklichen Dinge, die sie erlebt hatten,

---

1) Mk 9, 4. 2) Mk 7, 6 ff. 3) Mk 14, 23. 4) Dan 7, 13; Mk 13, 26; 14, 62. 5) Mk 11, 1–8. 6) Mk 14, 27.

ist es schwer, sicher entscheiden zu wollen, an welchen Punkten Jesus selbst ihnen Winke gegeben haben mochte. Es kommt aber auch nicht auf das Detail an; viel wichtiger ist der Gesamteindruck der alttestamentlichen Gerichts- und Heilsweissagungen auf Jesus, verstärkt in vielen Fällen durch mündliche und geheimschriftliche apokalyptische Erweiterungen.

Es war auf der einen Seite ein unendlich ernstes, ja schwermütiges Zukunftsbild, das durch die Weissagungen der Propheten und Apokalyptiker sich in den Herzen aller frommen Juden eingegraben hatte. Die Geschichte geht ihrem Ende entgegen, und das Ende heißt Gericht. Gericht über die Heiden natürlich, zugunsten Israels, das Recht bekommen wird, — so las ein großer Teil der Juden aus der Bibel heraus. Wie viel war doch in den Propheten zu lesen von Gerichtsandrohungen über die fremden Völker, über Tyrus und Sidon z. B.,[1]) über Ägypten und Babylon, über alle Reiche dieser Welt, auch über das jetzt herrschende Römerreich! Aber andere Juden mußten in der gleichen Bibel die furchtbarsten Gerichtsdrohungen für das Volk Gottes selber lesen, von dem nur ein kleiner Rest durch alle Drangsal hindurch gerettet werde. Auf alle Fälle kommt auch für das Volk Gottes eine ungeheuer ernste Prüfungsstunde. Ringsum in der Völkerwelt werden Empörungen und Kriege ausbrechen, ein Volk wird sich gegen das andere Volk erheben, ein Königreich gegen das benachbarte Königreich. Zu den Kriegen fremder Völker gesellen sich furchtbare Naturkatastrophen, Erdbeben und Hungersnöte und Pest und Seuchen aller Art. Und dann beginnt die Verwirrung im eigenen Gottesvolk selber, Bande der Familie und der Freundschaft reißen entzwei, keine Treue wird mehr gehalten, Parteien fallen übereinander her, freche Gewalttäter reißen die Macht an sich. Dabei wird das Volk Gottes in die allgemeine

---

[1]) Mt 11, 21.

Völkerverwirrung mit hineingezogen, ja gegen Jerusalem und den Tempel in Jerusalem wird der Hauptansturm erwartet, es kommt zur allerletzten größten Not und Bedrohung des Heiligtums Gottes. Und zuletzt, wenn Gott oder sein Messias seinen Auserwählten Hilfe bringt, dann wird eben diese Hilfe auch das Gericht in sich schließen, das letzte furchtbare Gericht über die Gott und sein Volk bekämpfenden Heiden wie über die Frevler und Abtrünnigen in Israel selbst, ja mit der Totenauferstehung werden alle Menschen vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen zur großen Rechenschaftsablegung, und das Urteil über die vielen wird lauten: zweiter Tod, ewige Qual in der Gehenna (der Hölle), wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlöscht und wird sein Heulen und Zähneklappern. Was diesem Zukunftsbild seinen besonders düstern Charakter gab, das war das Gefühl des unentrinnbaren Verhängnisses und der mit der Nähe des Endes sich steigernden und steigernden Bosheit der Menschen auf Erden. Die Menschen werden immer schlechter und schlechter werden, die ganze Entwicklung drängt nach unten, dem Abgrund zu, ja vielleicht wird gerade vor der endgültigen Erlösung der Auserwählten alle Bosheit der Menschen und Dämonen sich zusammenraffen und verkörpern in einer antichristlichen Gestalt. Alles das hat auch Jesus aus den geschriebenen und ungeschriebenen Weissagungen seines Volkes in seine Seele aufgenommen; es ist ganz einerlei, wieviel ihm selbst zugeschriebene Einzelworte der großen Zukunftsreden[1]) wörtlich so von ihm gesprochen worden sind, die ganze pessimistische Stimmung war so sehr allen Propheten und Apokalypsen gemeinsam, daß wir Jesus unmöglich allein von ihr ausgenommen denken können. Handelte es sich doch auch hier nicht um Menschenworte und Menschenvermutungen, sondern um Orakel, die Gott seinen

[1]) besonders Mk 13 und Mt 24.

Propheten und Sehern mitgeteilt hatte, und die für Jesus so gut göttlich und unantastbar waren als die Worte des mosaischen Gesetzes.

Und dennoch, all das war ja nur der düster ernste Hintergrund für die freudige Verheißung eines letzten höchsten und ewigen Glückszíels des Volkes Gottes auf Erden. Seitdem Israel seine staatliche Unabhängigkeit eingebüßt hatte und eine Fremdherrschaft mit der andern vertauschen mußte, glaubte es, genug und übergenug vom Gericht schon abgebüßt zu haben, und schaute mit Sehnsucht nach der Erlösung im kommenden Gottesreich aus. Gottes Herrschaft, das hieß im Mund eines echten Juden immer so viel als Weltherrschaft des Gottesvolkes Israel, Erneuerung des davidischen Königtums in einem alles Frühere überstrahlenden Glanz. Gerade das pflegte man mit Vorliebe aus allen Propheten herauszulesen, ganz besonders aus Jesaja und dann wieder aus Daniel. Und in diesem zur Weltherrschaft erhobenen Königreich Israel hatte dann der Messias aus Davids Stamm seinen Ehrenplatz; er, so hoffte man, werde Gott persönlich auf Erden vertreten, hieß er doch der „Sohn Gottes", der „Auserwählte", der mit allen Geistesgaben Erfüllte, der „Mensch", — so ist das Wort „Menschensohn" dem Sinn nach wiederzugeben — der mit den Wolken des Himmels kommen soll, der König, sitzend zur Rechten Gottes. Er war im Glauben der Juden ein Mensch und doch mehr als ein Mensch, gerade wie das Gottesreich ein politisches Reich und doch in seinem ganzen Wesen weit mehr als ein politisches Reich, ja allen politischen Reichen entgegengesetzt war. Letztlich triumphierte in allen diesen Zukunftsbildern der Glaube an das Übernatürliche und an die Wunderwelt. Man brauchte harmlos alle irdischen Bilder und Analogien, denn wie sollen sich Menschen das Ewige und Himmlische anders vorstellen als mit Bildern, geschöpft aus der Sinnenwelt? Und dennoch meinte man Göttliches und Himmlisches, Unvergängliches

und Absolutes, und gerade das Unstimmige in den Zukunftsbildern, ja die eigentliche Phantastik der ganzen vorgemalten Hoffnungswelt weist uns darauf hin, daß man sich immer wieder dessen bewußt war: es wird doch alles ganz anders sein, göttlich, nicht menschlich, himmlisch, nicht irdisch. Kein Wunder, wenn deshalb der Messias mit so viel übermenschlichen Zügen erwartet wird, ja mit einer Glorie, die Engel und Dämonen in Schatten stellt, mit göttlicher Kraft und Hoheit! Und kein Wunder, wenn das Leben auf Erden im messianischen Reich so irdisch und zugleich so überirdisch, so jenseitig, so wunderbar ausgemalt wird! Ist das denn im Ernst noch diese unsre Erde und dies unser Menschenleben auf der Erde, wenn kein Tod mehr da sein wird und keine Heirat und Geburt, wenn nach der allgemeinen Totenauferstehung die längst abgeschiedenen Seligen mit den auf der Erde Lebenden vereinigt werden, wenn die Scheidewand zwischen Menschen und Engeln gefallen ist und Gott selber geschaut werden wird von Angesicht zu Angesicht? Uralte Phantasien von der goldenen Weltzeit und dem Paradies auf Erden, und uralter, aber im Lauf der Jahrhunderte beständig gewachsener und umgestalteter Seelenglaube verschlingen sich hier mit der jüdischen Nationalhoffnung zu einem unentwirrbaren, in sich widerspruchsvollen, aber dennoch einheitlichen Zukunftsbild, wie es jeder Bibelleser bekommen wird, wenn er alle die verschiedenen Zukunftsbilder sämtlicher Propheten und Psalmisten zusammenschaut zu einem Ganzen. Dieses Ganze mündet aus in das Lied von der Herrlichkeit Gottes und der Seligkeit der Menschen, die ewig dauern werden, weil dann das Ziel und der Abschluß aller Geschichte, alles Ringens und Kämpfens auf Erden ein für allemal erreicht sein wird. Wieder wissen wir nicht, wie viel Einzelheiten Jesus aus dieser oder jener geschriebenen oder mündlich überlieferten Weissagung in seine Seele aufgenommen hat, denn wie bei den Gerichts-

bildern ist auch hier die Grenzlinie besonders schwer, ja vielleicht unmöglich zu treffen zwischen sicheren Worten Jesu und Zutaten seiner Jünger. Aber die genaue Unterscheidung des Echten vom Apokryphen ist auch ohne großen Belang, weil der Meister wie die Jünger aus dem gleichen reichen Strom der jüdischen Weissagung schöpfen, und der gemeinsame Grundton viel kräftiger ist als sämtliche Variationen.

All das war Bibelreligion, biblische Wahrheit für Jesus. Ein unermeßliches, in der Geschichte von Jahrhunderten erworbenes und gefestigtes Gut frommen Erlebens, Denkens und Dichtens, das nun dem Einzelnen zuströmte als sicherer, auf der Autorität göttlicher Offenbarung ruhender heiliger Glaube.

Das Größte aber, was die alte Bibel Jesus schenkte, war ihr Gottesglaube, der Glaube an den Gott des Volkes Israel. Dieser Gott war freilich ein Gott aller Welt, der Schöpfergott, der Herr des Himmels und der Erde, der Gott, dem auch alle Heiden pflichtschuldig sind, und der sie richten wird am jüngsten Tage. Aber im besondern war er doch der Gott Israels, nur in Israel nannte man ihn Vater und wußte sich im Kindesverhältnis zu ihm. Die Vorstellungen über seinen speziellen Wohnsitz und seine nähere Umgebung waren ja kindlich und antik, ob man ihn nun im Himmel oder auf dem Tempelberg wohnend und von größeren oder kleineren Engelscharen umgeben dachte. Aber einzigartig hat dies Gottesvolk das Walten und Wirken seines Gottes erlebt. Es war hier kein bloßes Wort, wenn man Gott den Lebendigen nannte, man lebte in seiner beständigen Allgegenwart und verstand es, alle Geschicke, die des Volkes und die des einzelnen, aus seiner Hand zu nehmen. Und man wußte sich im Zusammenhang einer machtvollen Geschichte, die Gott leitete und fügte mit jeder Generation in neuer Weise und doch nach einem ewigen unverrückbaren Plan. Derselbe Gott, der diese Erde erschaffen und mit

Abraham und seinen Kindern den Bund geschlossen und sich sein Bundesvolk erwählt hatte, sollte in der Zukunft dies sein Volk zur Vollendung emporführen und ihm alle Segnungen schenken, die er schon den Urahnen verheißen hatte, nachdem er im Lauf von Jahrhunderten es durch die allerrätselvollsten Fügungen an fester treuer Vaterhand geleitet hatte. Hier konnte man die Gnade und Treue Gottes mit Händen greifen, nirgends in der ganzen Weltgeschichte gab es ein ähnliches Beispiel wunderbar leitender, bewahrender und rettender Gottesführung. Und gleichwohl war der Gott Israels der Gott höchster sittlicher Erhabenheit und unerbittlichster Forderung, er war keineswegs einfach der Nationalgott, der wohl oder übel zu seinem Volk stehen mußte, weil nur dies sein Volk ihn mit dem rechten Kult verehrte; das Band, das ihn mit diesem seinem Volke verband, war ein sittliches Band, geknüpft an die Bedingung des Gehorsams und des treuen Dienstes der Volksgenossen. Wer das Gesetz nicht erfüllte, der galt als kein rechter Israelit, der hatte auch kein Anrecht an die messianischen Verheißungen. Darin stimmten Moses und die Propheten überein, daß nicht bloß die Abstammung von Abraham, sondern erst die rechte Gesetzeserfüllung, der rechte Gehorsam das göttliche Wohlgefallen auf sich ziehe. Freilich war das Gesetz selbst zunächst und vor allem eine wunderbare göttliche Gabe, und es war einem großen System natürlicher Güter und Gaben eingeordnet, mit denen der gütige Vatergott seinem Volk entgegenkam und allen von ihm geforderten Leistungen die göttliche Schöpfungsunterlage gab. Und ähnlich war das letzte Wort, das Gott mit seinem Volk in der Zukunft reden wollte, ein Wort der Gnade und Güte und nicht des Gerichts. Es gab eigentlich kein menschliches Tun, welches die Gnade des Gottesreichs vom Himmel auf die Erde herabzwingen konnte, alles lag letztlich an Gottes Freiheit, an seinem Gnadenwillen. Ja, genau besehen war das gegenwärtige

Leben der Volksgenossen mit ihrem Gott so sehr von Schuld und Sünde durchzogen, daß ohne beständige göttliche Vergebungsbereitschaft gar kein Kindesverhältnis zum Vatergott möglich war und immer wieder die Güte vor dem strengen Recht den Vortritt behalten mußte. So stand die göttliche Güte und Gnade über allem menschlichen Leisten und Dienen, ging ihm voraus, begleitete und ergänzte es und krönte es am Ende, und dennoch blieb der ganzen Religion der Charakter eines hohen Ernstes, einer heiligen Gehorsamspflicht aufgedrückt, ja es galt die „Furcht Gottes" als der kürzeste Ausdruck für Religion, und der Gedanke an das künftige Gericht vermochte selten ein reines, frohes Vertrauen aufkommen zu lassen. Aber gerade solche Spannungen kennzeichnen die lebendige Frömmigkeit, den persönlichen Gottesglauben. Alle unsre Schlagworte, heißen sie Gesetzesreligion oder Hoffnungsreligion oder Nationalreligion, heben immer nur einzelne Seiten einseitig heraus, während die Fülle der Bibel Raum hat für alle diese Differenzen und freilich dadurch selber zu verschiedenen und einseitigen Ausprägungen reizt. Nicht einmal das Wort Monotheismus im strengen philosophischen Sinn vermöchte den biblischen Gottesglauben erschöpfend zu charakterisieren, stellen doch unsre Evangelien ganz naiv Satan dem Gott Jesu gegenüber und setzen das Satansreich in Gegensatz zum Gottesreich. Es gibt nach der Bibel und nach der spätjüdischen Literatur ein Gebiet des Dämonischen, mannigfach gegliedert und abgestuft wie auf der andern Seite das Reich der Engelhierarchien, das seine gewisse Selbständigkeit besitzt, obschon es Gottes Allmachtswillen gegenüber nichts bedeutet und sogar dazu dienen muß, Gottes Willen zur Ausführung zu bringen. Mag sein, daß hierin wie in andern Punkten altpersischer Glaube auf das spätere Judentum abgefärbt hat. Aber der biblische Gottesglaube hat vor keinem Dualismus kapituliert; nichts wäre verkehrter, unjüdischer und un-

evangelischer, als etwa die jetzige Weltzeit vom Satan, die kommende von Gott beherrscht sich vorzustellen, nein, ganz im Gegenteil, der Gott des kommenden Gottesreichs ist ja der alte Schöpfergott der Bibel, von dessen Gaben und Gütern wir auf dieser Erde unser Leben und alles haben. Man muß den Widerspruch des Dämonischen neben Gott und unter Gott zum Glauben an den allmächtigen Weltengott in Kauf nehmen wie so manchen andern Widerspruch auch, der zur Lebendigkeit der Religion gehört. Gottlob ist die Bibel kein System einheitlich denkender Philosophen, sondern Bekenntnis und Zeugnis lebendiger, ringender und suchender, erschrockener und doch getrösteter Gottesmenschen, denen die unmittelbar erlebte Wahrheit über alles geht, und die auch in ihrem Gottesgedanken den Eindruck des Mannigfaltigen und Gegensätzlichen nicht auszulöschen unternehmen.

Eins aber ist gewiß: ein Gottsucher in unserem modernen Sinn ist Jesus nicht gewesen, konnte er nicht sein. Warum nicht? Weil er seine Bibel hatte, die ihn von vorn herein auf den festen Boden erfahrener, durchgekämpfter, gefundener, nicht bloß gesuchter Frömmigkeit stellte. Das schließt natürlich eigenes Suchen, Kämpfen, Ringen keineswegs aus, nur ist es nicht das Suchen und Tasten des noch völlig Unsicheren, bloß Ahnenden, niemals seiner Sache Gewissen, wie es den Menschen in Zeiten allgemeiner religiöser Krisis, des Zerfalls alter Traditionen und Institutionen und der Vorbereitung neuer religiöser Bildungen beschieden ist. Der Unterschied naiver Frömmigkeit, die auf dem Boden fester, machtvoller geschichtlicher Traditionen sich erhebt, und unsrer modernen Frömmigkeit, die vom Unbefriedigtsein, ja vom Ekel an den historischen Überlieferungen ausgeht und sich sehnsuchtsvoll ausstreckt nach einem verborgenen oder höchstens geahnten Gott, ist grundlegend für das richtige Verständnis der Religionen. Es kann gar kein Zweifel sein, auf welche Seite Jesus gehört. Und der einfache Grund liegt in seiner Bibelfestigkeit

und Bibelfreudigkeit, die ihn nicht einen Augenblick in seinem Leben verließ. Wir müssen es uns zwei- und dreimal sagen: wer Jesus recht verstehen will, muß ihn als Juden, als bibelgläubigen Juden zu verstehen suchen.

Und doch ist damit auch wieder wenig gesagt, sobald wir nur an die Tatsache denken, daß Jesus von seinen jüdischen Volksgenossen zuletzt gekreuzigt worden ist, und daß von ihm eine Religion ausging, welche alle Schranken des Judentums sprengte. Es gilt daher, nächst der Wurzelung Jesu im jüdischen Volkstum dem Geheimnis seiner Eigenart nachzusinnen.

Sagen wir es dabei wieder ehrlich heraus: um ein Geheimnis handelt es sich. Wer will sich vermessen, irgend einen Originalmenschen restlos zu erklären, ja die letzten Wurzeln der Individualität überhaupt klarzulegen? Nun gar bei einem Menschen so durchschlagender Originalität und Neuheit, daß von seinem Erleben und Verkünden eine neue Religion ausgeht? Nehmen wir dazu die unendliche Dürftigkeit unsrer Überlieferung, die in ihrer ältesten uns greifbaren Form damit beginnt, daß ein Jesus von Nazaret zu Johannes dem Täufer an den Jordan kam, um sich von ihm taufen zu lassen.[1]) Uns würde gerade interessieren, was alles in Jesu Seele diesem Entschluß voranging, und wie er zu dem Mann heranwuchs, von dem Markus im Folgenden erzählt; über all das fehlt uns jede Kunde. Was wir von Jesus kennen, stammt alles aus der kurzen Periode seiner öffentlichen Wirksamkeit. Aus seinen Worten und Handlungen während dieser kurzen Spanne Zeit allein müssen wir daher suchen, die Eigenart Jesu gegenüber dem zeitgenössischen Judentum zu erfassen und an ihrem Geheimnis dürftig und unvollkommen zu buchstabieren.

Am leichtesten ist es, negativ die Eigenart Jesu anzugeben im Gegensatz zu gewissen Grundrichtungen des Judentums

---

[1]) Mk 1, 9.

seiner Zeit. Jesus steht jedenfalls weit ab von demjenigen Judentum, das damals und zu allen Zeiten im Gelderwerb und Geldbesitz das höchste Lebensglück erblickte. Das Wort „Reichtum" hatte für ihn nicht die geringste Anziehungskraft, ja er hat zuerst dem an sich neutralen Wort „Mammon" (= Besitz) die Bedeutung eines seelenmörderischen Rivalen Gottes gegeben.[1]) Zwar mit seinem offenen Sinn für jegliche Tüchtigkeit vermochte er auch dem Gelderwerb seine gute Seite abzugewinnen; der Fleiß und die Klugheit, mit der ein geschickter Knecht mit einer ihm anvertrauten Geldsumme das Doppelte zu gewinnen weiß, fand bei Jesus gebührende Anerkennung.[2]) Sobald er sich aber weiter fragte, wozu das alles? kam er niemals über die Torheit alles Schätzesammelns hinweg. Es ist ja alles für ein paar kurze Augenblicke, verglichen mit der großen Ewigkeit; Diebe stehlen es, Motten fressen die Schätze, auf einmal ruft uns der Tod mitten von den mühsam aufgespeicherten Gütern weg.[3]) Das einzig Gute, was Jesus dem Reichtum zugestehen könnte, wäre dies, daß er seinem Besitzer ein reichliches Schenken an alle Notleidenden und Bittenden möglich machte. Aber da steckt ja gerade das Übel: der Besitz macht nicht milde, sondern hart, und aus dem Besitz wird der Besitzer, aus dem Besitzer ist der Sklave geworden. Freilich, wie viel solcher Reflexionen erst in Jesu späterem Leben aufgestiegen sind, weiß niemand. Hauptsache wird sein, daß, was so unendlich viele seiner Stammesgenossen mit magischer Gewalt angelockt hat, für sein Innenleben niemals eine Rolle gespielt hat.

Ein zweiter grundsätzlicher Gegensatz begegnet uns im Gebiet der Politik. Die römische Fremdherrschaft hatte im Lauf einiger Jahrzehnte so aufreizend und verbitternd auf das jüdische Gemüt eingewirkt, daß mit unaufhaltsamer Notwendigkeit der Aufruhr der 60er Jahre daraus werden mußte,

---

[1]) Mt 6, 24; Lk 16, 9. [2]) Mt 25, 15–29. [3]) Mt 6, 19; Lk 12, 16–20.

der zur Katastrophe für Jerusalem und ganz Judäa geführt hat, und diese unheimliche Entwicklung bereitete sich in den Tagen Jesu vor, es begannen die messianischen Revolten und die Verschwörungen der Zeloten. Nur schon die Verpflichtung zur römischen Steuer war geeignet, jedes jüdische Herz in Wallung zu bringen. Bei Jesus ist kaum etwas so bedeutsam wie sein gänzlich unpolitisches Denken, doppelt bedeutsam, wenn er doch das kommende Gottesreich erwartet, ja wenn er sich als König im kommenden Gottesreich gesehen hat. Ihm zuzutrauen, daß er diesen Fragen einfach aus dem Weg gegangen sei, ist ganz undenkbar, er muß aber von Anfang an zu der Überzeugung gekommen sein, daß der Feind nicht die Römer sind, daß der Feind ganz wo anders steckt. Ob unter römischer Herrschaft, ob unabhängig von Rom, — die Gunst oder vielmehr die Ungunst der Bedingungen für das Kommen des Reiches Gottes waren für Jesus genau die gleichen. Deshalb lag ihm jeder Gedanke an Schürung einer messianischen Revolution fern, und es gehört zur ganzen Tragik seines Ausgangs, daß er, der politisch Harmloseste unter allen Juden seiner Zeit, als ein dem Römerreich gefährlicher Messiasprätendent hingerichtet werden mußte. Das ganze politische Freiheitsstreben des jüdischen Volkes, dem wir rein menschlich unsre Bewunderung schwerlich versagen können, fand bei Jesus kein Verständnis, er vermochte in allem dem nur eine Ablenkung vom wahren, nächsten Feind zu sehen. In der spätern Geschichte könnte man gerade für diese Tatsache die ebenso gänzlich unpolitische Stellung des Quäkers George Fox anführen, der mitten in einer Aera leidenschaftlicher politischer Machtkämpfe seinen Freunden an Hand der Bibel zu zeigen suchte, daß alle die biblischen bösen politischen Mächte, ein Assur, ein Babylon, ein Ägypten in Wahrheit in den eigenen Menschenherzen selber wohnten. Der Mann hat Jesus verstanden wie wenige. Aber wie groß wird dadurch der Abstand zwischen Jesus und einem großen Teil seiner Zeit-

genossen, ja zwischen Jesus und allen den späteren christlichen Richtungen, welche durch Gewissen oder durch Leidenschaft sich in die politischen Befreiungskriege hineinreißen ließen!

Am stärksten fällt der letzte entscheidende Gegensatz zum zeitgenössischen Judentum in die Augen, Jesu runde Ablehnung der pharisäischen Schriftgelehrsamkeit und pharisäischen Gesetzlichkeit. Dabei wird wohl das Aufwachsen Jesu im galiläischen Milieu nicht ohne Bedeutung gewesen sein. Man hat bei seinen Worten nirgends den Eindruck, daß Jesus ein Joch mühsam abschüttle, unter dem er selber, wenn auch nur vorübergehend, geseufzt habe. Niemals ist er Pharisäer gewesen, niemals war das Gesetz Gottes für ihn eine peinliche Last. Die Schriftgelehrsamkeit der Pharisäer scheint er als eine Neuerung, einen fremden törichten Import aus der Hauptstadt anzusehen, dem gegenüber er sich einfach auf die ältere unverdorbene Volksauffassung stellt und sich in seinem Laienverstand durch gar keine Kunst und Gelehrsamkeit dieser Herren irre machen läßt. Er vertritt tatsächlich die ältere Stufe des Judentums gegenüber moderner Künstelei und Konsequenzmacherei, die sich auf den Buchstaben der Schrift beruft, aber vom Geist des ältern, dem Prophetismus noch näher stehenden Judentums gänzlich verlassen ist. Zu diesen modernen Satzungen, die Jesus gar niemals mitgemacht hatte, gehörte der neue Sabbatspedantismus,[1]) die Zehntklauberei,[2]) die Häufung der Fasttage,[3]) die Forderung des Händewaschens vor jeder Mahlzeit und des Reinhaltens aller Eß- und Trinkgeschirre,[4]) die Kasuistik des Schwörens,[5]) die Proselytenjägerei,[6]) die ängstliche Absperrung der Reinen und Frommen von der unheiligen Volksmasse, die das Gesetz nicht kennt, zumal der Zöllner und Sünder,[7]) lauter Forderungen, mit denen Jesus in seiner Jugend gar nicht in Berührung kam, gegen die er aber allerdings seinen ganzen Zorn kehrte, als

[1]) Mk 2, 24; 3, 2. [2]) Mt 23, 23; Lk 18, 12. [3]) Mk 2, 18; Lk 18, 12. [4]) Mk 7, 3 f.; Mt 23, 25. [5]) Mt 23, 16 ff. [6]) Mt 23, 15. [7]) Mk 2, 16; Lk 19, 7.

ihm klar wurde, in welchem Umfang bei tausend andern Menschen der Sinn für den wahren Gotteswillen dadurch verfälscht werde. Im Gegensatz gegen die pharisäische Gesetzlichkeit wurde Jesus veranlaßt, manche Seiten seines Wesens mit ganz besonderer Klarheit und Schroffheit hervorzukehren, seine Eigenart trat hier notgedrungen besonders hell ans Licht, und doch wäre es sehr verkehrt, in Jesus eine erst durch den Pharisäismus hervorgelockte Reaktionserscheinung zu sehen, denn was er vertritt, ist nirgends etwas ganz Neues, sondern das Alte, das Einfache, das Gesunde im Gegensatz zu Extravaganzen einer neumodischen Frömmigkeit. Zuweilen hat es den Anschein, als sei diese pharisäische Gesetzlichkeit mit ihren immer schwereren Belastungen des Gewissens, ihren gesteigerten Anforderungen, ihren neuen und wieder neuen Mittelchen, Gottes Gunst zu gewinnen, auch ein letzter energischer Versuch ernster jüdischer Kreise gewesen, das Gottesreich auf die Erde herbeizuzwingen, Gott durch den gesteigerten Eifer in frommen Übungen zu nötigen, mit seinen Verheißungen nicht länger zurückzuhalten; das Zusammentreffen der Pharisäer mit den Johannesjüngern[1]) in gesteigertem Fasteneifer deutet fast auf dies Sehnsuchtsmotiv. Es war eine Zeit, in manchem vergleichbar der Zeit vor der Reformation, ein Suchen und Jagen nach neuen asketischen Leistungen und Bußübungen und nach neuen, noch nie dagewesenen Gnadenmitteln, um aus der Unruhe und Unsicherheit zu einem durch Qual und Sorge und Sehnsucht errungenen Besitz Gottes zu gelangen. Gerade von diesem leidenschaftlichen Streben, Gott und seine Gunst durch neue Mittelchen zu erstürmen, ist Jesus so frei gewesen, einerlei wie nun das schwere Wort von den Stürmern des Gottesreichs[2]) zu deuten sein mag. Aber wenn wir vorhin sagten, daß er mit seiner ganzen religiösen Haltung eher eine ältere Stufe der Frömmigkeit vertrat, so müssen wir nun

[1]) Mk 2, 18. [2]) Mt 11, 12.

hinzufügen: darin lag dem ganzen Hauptstrom der modernen Frömmigkeit gegenüber eben doch das Wunderbare, Überraschende und in seiner Art wieder Neue, das wie eine Offenbarung auf die Zeitgenossen wirkte. Auch die Frömmigkeit der echten alten Propheten hätte, mitten in das pharisäische Milieu zur Zeit Jesu hineingestellt, wie eine ganz neue Offenbarung gewirkt. Auf alle Fälle zeigt sich hier die Eigenart Jesu darin, daß er einer allgemeinen Modeströmung gerade ernster und religiös erweckter jüdischer Kreise seiner Zeit sich entgegenstemmt.

Jedoch viel schwerer ist es, auch nur versuchsweise positiv bestimmen zu wollen, worin sich nun von früh an Jesu besonderer religiöser Genius angezeigt haben mag. Unsre einzigen Quellen sind ja die Worte und Taten des reifen, des fertigen Jesus. Durch Rückschlüsse von ihm aus wird ungefähr Folgendes vermutet werden dürfen.

Auf alle Fälle werden wir uns Jesus von früh an mit einer besondern Kräftigkeit des Gottesbewußtseins ausgestattet denken, man könnte auch mehr naturalistisch sagen, mit einer besondern Gewalt des religiösen Triebes. Es scheint, daß er von klein an Gott ganz anders als andere Menschen ernst genommen hat, ihm mit einem unbegrenzten kindlichen Vertrauen entgegenkam und seinerseits sich bestimmt wußte, Gott über alles zu lieben und ihm alles hinzugeben. Der Vatername für Gott war nichts Neues, er steht z. B. in einem der jüdischen Hauptgebete, das ungefähr auf die Zeit Jesu zurückgehen wird. Aber welch ein Unterschied ist es, ob ein Mensch Gott seinen Vater bloß nennt, oder ob er ihm wirklich als seinem Vater ganz und gar wie sein Kind vertraut! Dies Vertrauen muß bei Jesus frühzeitig in einem besonders stetigen und innigen Gebetsverkehr seinen Ausdruck gefunden haben. Er kam zu seinem himmlischen Vater mit allen seinen Anliegen und Fragen und Nöten, in leiblichen wie geistlichen Dingen, er traute ihm schlechtweg alles zu und wußte sich von

ihm erhört auf alle Weisen. Gerade darin blieb er zeit seines Lebens kindlich, wie er von anfang gewesen war. Er konnte sich durch gar keine Enttäuschungen, durch gar keine unerhörten Gebete aus seiner kindlichen Gebetszuversicht bringen lassen. Aber ebenso klar war ihm, daß sein Vater hinwieder ein Recht auf ihn, sein Kind, hatte, daß er seinem Gott gehörte, für ihn auf der Welt war, sich ihm ganz hingeben sollte mit allem, was er sein eigen nannte. Er muß diese Verpflichtung für seinen Vater mit starker Ausschließlichkeit empfunden haben, so daß keine irdische Liebe neben dieser himmlischen in seiner Seele Platz hatte. Man weiß, wie fern es ihm später lag, von andern ebendenselben Verzicht zu verlangen,[1]) aber für ihn war das selbstverständlich, was für einen Durchschnittsjuden nichts weniger als selbstverständlich ist. Er und sein Gott gehörten zusammen, eng und unzertrennlich, so muß er empfunden haben, bevor ein messianisches Gottessohnsgefühl ihm seinen besonderen Beruf zuwies. So ungefähr dürfen wir vermuten auf einem Gebiet, wo jedes bestimmte Behaupten und Wissenwollen Anmaßung wäre. Sicher ist das eine: das besondere Verhältnis, in dem er sich später zu seinem Vater im Himmel weiß, kann nicht erst durch ein wunderbares Erlebnis bei der Taufe plötzlich und unvermittelt entstanden sein. Jesus muß schon zuvor mit dem Unsichtbaren in einem besonders innigen Verkehr gestanden haben.

Dasselbe gilt irgendwie von der Zukunftshoffnung Jesu. Wenn der Ruf des Johannes vom kommenden Gottesreich und Gericht in Jesu Seele so gewaltig einschlug, daß er von Stund an seinen Beruf aufgab und seine Heimat verließ, muß doch wohl in seiner Seele schon zuvor eine starke Richtung auf die wunderbaren Zukunftsdinge bestanden haben. Und wenn gar der Messiasgedanke mit einemmal sich der Seele Jesu bemächtigte, muß das Messiasbild schon zuvor in Jesu

---

[1]) Mt 19, 11f.

Zukunftsgedanken einen wichtigen Platz eingenommen haben. Das Leben und Atmen in der biblischen Weissagung und das grenzenlose Vertrauen, das Jesus seinem Gott entgegenbrachte, werden von früh an seine Gedanken nach dieser Richtung gelenkt haben. Hat er doch auch späterhin das Gottesreich seinen Zuhörern nie als eine ihnen unbekannte Größe geschildert, er setzte voraus, daß jeder rechte Jude wisse, was er unter dem Gottesreich zu verstehen habe; er jedenfalls wußte es von früh auf und träumte von früh auf von dem Helden aus Davids Stamm, durch den Gott seinem Volk Heil schaffen werde. Der Unterschied von andern Juden seiner Zeit wird auch hier darin bestanden haben, daß Jesus das ganz ernst nahm, was die andern mehr traditionell und konventionell übernahmen und zusammen mit andern widersprechenden Gedanken als toten Besitz in ihrem Herzen weiterführten. Für Jesus war es furchtbarer Ernst, daß einmal die große Entscheidungsstunde kommen werde, da vor jedem Menschen der Weg ins ewige Leben oder zur Hölle aufgetan werde mit dem unbedingten Entweder — Oder. Und dann mußte das ersehnte Gottesregiment auf Erden anbrechen, in dem alles so ganz anders war als jetzt im Erdenleben, kein verderbliches Treiben der Dämonen, keine Bosheit und Sünde der Menschen, kein Leid und kein Tod, wunderbare selige Gottesnähe und Gottschauen, Freude und Friede ohne Ende, im Verein mit den auferstandenen Seligen und mit den Geistern der unsichtbaren Welt. Denn das Gottesreich war für Jesus wie für die Propheten die Welt der himmlischen Kräfte, die Stätte des Wunders, das Vollkommene, Letzte und Höchste, was je ein Mensch erdenken und erhoffen konnte. Der Schnitt, der dies Gottesreich vom gegenwärtigen Menschenleben auf Erden trennte, war scharf und radikal, hier alles natürlich, dort alles wunderbar, wenn auch die Phantasie selbstverständlich sich das Neue und Göttliche in irdischen Bildern näher zu bringen suchte.

Man erkennt leicht, welche Gefahren ein solches Leben und Atmen in der Wunderwelt der Zukunft mit sich bringen mußte: eine Abkehr von der Realität, ein Hinneigen zu einer idealen Phantasiewelt, die unter Umständen den Blick für die rauhen und unliebsamen Wirklichkeiten trüben konnte. Dem stehen jedoch gerade bei Jesus von Anfang an mächtige Gegenkräfte in der eigenen Seele entgegen und unterscheiden seine Gesamthaltung scharf und deutlich von irgend welcher Schwärmerei.

Derselbe Jesus, der im Gottesreich der Zukunft als in der Welt des Wunders zu Hause war, stand mit beiden Füßen fest auf der Erde und besaß einen durchdringenden Blick für die nächsten Wirklichkeiten seiner Umgebung. Dem Idealismus seines unbeschränkten Gottvertrauens und seiner Zukunftshoffnung steht gegenüber sein scharfer Realismus in der Beobachtung und Zeichnung der Dinge dieser Welt. Belege dafür sind seine sämtlichen Gleichnisse, die mit wundervoller Lebenswahrheit die irdischen Verhältnisse erfassen und jeglicher Schönfärberei, jeglicher Idealisierung der Menschen und der Dinge aus dem Wege gehen, obschon sie doch so wunderbare göttliche Wahrheiten an den Tag bringen wollen. Ein Teil dieser Gleichnisse nimmt ihren Gegenstand aus dem Naturleben. Wir wissen aus andern Worten Jesu, wie er es verstand, die fürsorgende Freundlichkeit und Güte Gottes aus dem Naturleben herauszulesen,[1]) und auch seine Gleichnisse verweilen gern bei dieser Lichtseite der Natur: wie da in gutem Boden ein Samenkorn 30, 60, 100 fältige Frucht bringt,[2]) wie das hingeworfene Samenkorn so ganz in der Stille von selbst heranwächst und plötzlich den Menschen, der es gesät hat, überrascht mit seinem Wachsen und Reifen,[3]) oder wie so ein kleines Senfkorn zur mächtigen Staude emporschießt, unter

---

[1]) Mt 6, 26–31; 5, 45. [2]) Mk 4, 8. [3]) Mk 4, 27 ff.

der die Vögel des Himmels sich den Schatten aussuchen.[1]) Und doch hat die gleiche Natur auch für Jesus noch eine andere Sprache. Es gibt eben nicht nur guten Erdboden, es fallen so viele Samenkörner auf den Weg oder auf steiniges Land oder unter die Dornen und können keine Frucht bringen, das ist nun einmal so, es gibt kein Mittel dagegen.[2]) Und neben dem guten Weizen wächst eben das Unkraut auf dem gleichen Acker mit auf; die Menschen können's nicht wehren und nicht vom guten Gewächs sondern, man muß beides zusammen wachsen lassen bis zur Ernte.[3]) Gute Bäume bringen gute Frucht, ja, aber auch faule Bäume ebenso sicher schlechte, das ist ein Naturgesetz, es kann nicht anders sein.[4]) Sammelt man etwa von den Dornen Trauben oder von den Disteln Feigen?[5]) An einen unfruchtbaren Feigenbaum mag man wohl eine letzte Liebesmühe wenden und ihn durch Umgraben und Bedüngen noch einmal zum Leben zu wecken versuchen: hilft auch das nichts, so haut man ihn eben um.[6]) Salz ist etwas Feines, aber wenn's dumm wird, womit soll man es salzen, es ist nur noch zum Wegwerfen gut.[7]) Selbstverständliche Wahrheiten, möchten wir sagen: ja, aber es gibt einen Idealismus und Optimismus, der sie niemals sieht, nicht sehen will. Für Jesus redet die Natur eine tröstliche, aber auch eine gewaltig ernste Sprache. Sie enthüllt uns Notwendigkeiten seliger und entsetzlicher Art. Er hatte für beide das gleich offene Auge. Ein solcher Mann wird kein Schwärmer werden.

Noch fast größer erscheint der Realismus Jesu in der Zeichnung der menschlichen Verhältnisse. Innerhalb eines bestimmten, meist, aber nicht ausschließlich, ländlichen Gesichtskreises weiß Jesus das Leben in der ganzen Vielseitigkeit seiner Beziehungen darzustellen, das Familienleben im

---

1) Mk 4, 31 f. 2) Mk 4, 3–7. 3) Mt 13, 24–30. 4) Mt 7, 17 f. 5) Mt 7, 16. 6) Lk 13, 6–9. 7) Lk 14, 34 f.

engsten Sinn: Vater und Söhne,[1]) Kinderspiel,[2]) Verhältnis der Brüder zueinander,[3]) dann Herrschafts- und Dienstverhältnisse mit allen verschiedenen Graden,[4]) auch die Beziehung des Gläubigers zum Schuldner,[5]) dann wieder die geselligen Anlässe; Hochzeitsfeste,[6]) Gastmähler,[7]) Bilder aus dem mannigfachsten Berufsleben, vom Hausbau[8]) und Turmbau,[9]) vom reichen Kornbauer,[10]) vom Gelderwerb durch Arbeit oder Zinswesen,[11]) vom Sämann,[12]) vom Fischer,[13]) vom Arzt,[14]) vom Richter[15]) usw., endlich allerlei außergewöhnliche Vorkommnisse, die Bettelei des Freundes mitten in der Nacht,[16]) die Entdeckung eines Schatzes,[17]) die ungenügend erwogene Kriegserklärung,[18]) das Suchen und Finden des verlorenen Schafes, des verlorenen Groschens.[19]) Und nun suche man nach, wie selten Jesus eine eigentliche Idealgestalt gezeichnet hat: der Vater im Gleichnis vom verlorenen Sohn[20]) bedeutet beinahe eine Ausnahme. Nirgends geht Jesus darauf aus, Menschen vorzuführen, wie sie zwar vielleicht nicht sind, aber doch sein sollten. Mit Vorliebe zeichnet er sie in ihrer ganzen Durchschnittlichkeit, in ihrem ganzen Mischcharakter des Guten und Bösen. Wenn er z. B. hervorhebt, wie ein Vater seinem Kind die Bitte um Brot oder einen Fisch nicht versagen kann, fügt er hinzu: und das gilt bei euch unvollkommenen, nicht guten Menschen.[21]) Hinwieder hebt er gern an einem schlechten Charakter eine gute Eigenschaft hervor, am ungerechten Haushalter seine ganz besondere Klugheit,[22]) am ungerechten Richter seine schließliche Nachgiebigkeit gegen die unermüdlichen Bitten der Witfrau.[23]) Kinder sind in ihrem Spielen eben Kinder,

---

[1]) Mt 7, 9 f; 21, 28–31; Lk 15, 11–32. [2]) Mt 11, 16 f. [3]) Lk 15, 25–32. [4]) Mt 18, 23–34; 24, 45–51; 25, 14–30; Lk 17, 7–10. [5]) Lk 7, 41 ff. [6]) Mk 2, 19, Mt 22, 1–14. [7]) Lk 14, 16–24. [8]) Mt 7, 24–27. [9]) Lk 14, 28 ff. [10]) Lk 12; 16–20. [11]) Mt 25, 15–30. [12]) Mk 4, 3–8; Mt 13, 24–30. [13]) Mt 13, 47 f. [14]) Mk 2, 17. [15]) Lk 18, 2–5. [16]) Lk 11, 5–8. [17]) Mt 13, 44. [18]) Lk 14, 31 f. [19]) Lk 15, 3–9. [20]) Lk 15, 11 ff. [21]) Mt 7, 11. [22]) Lk 16, 1–8. [23]) Lk 18, 2–5.

denen man es nicht leicht recht machen kann.[1]) Ein Sohn wird einem Befehl seines Vaters schwerlich gerade und ganz folgen, entweder er sagt Ja und handelt Nein, oder umgekehrt.[2]) Kehrt der verlorene jüngere Sohn reuig heim, so wurmt es den älteren braven Bruder, sobald er den Festlärm zu Ehren des Heimgekehrten vernimmt.[3]) Man sollte erwarten, wem eine Schuld erlassen ist, der wird selber gegen seine Schuldner weich und milde gestimmt sein: das Gegenteil ist im Leben der Fall.[4]) Der Knecht, dem sein Herr am wenigsten Geld anvertraut hat, erweist sich ganz natürlich als der träge und das, obschon er weiß, daß er es mit einem harten, gestrengen Herrn zu tun hat, der fordert, wo er nicht ausgegeben hat, und erntet, wo er nicht gesät hat.[5]) Wie viel Unideales weiß nicht Jesus gerade an den Knechten hervorzuheben, wie wenig bringen sie es fertig, in der Abwesenheit des Herrn getreu und wachsam zu sein![6]) Ähnliche Züge ließen sich in Menge aufzählen. So ist es nun einmal in dieser Welt, so sind nun einmal die Menschen, keine Engel, nein, aber auch keine Teufel, Jesus zeichnet kaum einen radikalen Bösewicht, sondern eben diese Mischwesen, höchst unvollkommen, bösartig, aber auch wieder mit guten Eigenschaften, gutmütig, aber so schwach. Von irgendwelcher Sentimentalität keine Spur in den Gleichnissen Jesu. Bezeichnend, daß er niemals ein Verhältnis der Mutter zu den Kindern, oder des Sohnes zur Mutter verwendet. Wenn wir von Jesus nichts als diese Gleichnisse hätten, stünde seine Gestalt mit scharfen Umrissen, mit männlich klaren, eher harten Zügen vor uns. Mochte er für sich persönlich noch so vertraulich mit seinem unsichtbaren Vater im Himmel verkehren und mit seiner Phantasie vorausfliegen ins wunderbare Gottesreich, seine gründliche Kenntnis der wirklichen

---

[1]) Mt 11, 16 f. [2]) Mt 21, 28 ff. [3]) Lk 15, 25 ff. [4]) Mt 18, 23–34. [5]) Mt 25, 24 ff. [6]) Mt 24, 48 f.

Menschen und des wirklichen Erdenlebens hielt ihn jederzeit auf dieser Erde fest. Er lebte von Haus aus in jener standfesten Religion, welche die Realitäten real auffaßt im Gegensatz zu einem optimistischen Träumen.

Allein sofort stellt sich uns eine entgegengesetzte Tatsache gegenüber: dieses klare Beobachten und Erfassen der Wirklichkeit des Alltagslebens bedeutete für Jesus nichts weniger als ein Gutheißen desselben, ein sich Verbeugen vor der gemeinen Wirklichkeit. Wir stoßen auf einen der tiefsten Grundzüge seines Wesens in seinem klaren, scharfen und unbedingten Gewissen. Jesus muß von früh auf die scharfe Gegensätzlichkeit des Guten und des Bösen empfunden haben, sie klafften für sein sittliches Gefühl auseinander, genau wie Gott und Satan, wie Gottesreich und Hölle, als absolute Gegensätze. Wenn er später mit Vorliebe in Antithesen seine Gedanken ausspricht, offenbart er damit diese seine Grundeigenschaft des saubern Scheidens und Entgegensetzens eines guten und eines bösen Willens. Da gab es nie ein Schwanken, nie ein Vermitteln, nie ein Entschuldigen, immer nur rundes Ja oder rundes Nein. Er unterscheidet sich darin grundsätzlich von allen ästhetischen Naturen, welche zwischen allen Gegensätzen Vermittlungen und Übergangsformen sehen müssen und schließlich dem Bösen sein Recht einräumen, so gut als dem Schatten neben dem Licht. Jesus kennt gegenüber dem Bösen in allen seinen Gestalten nur die runde Verneinung. Er weiß wohl von einer Überwindung des Bösen, von einer göttlichen Vergebung der Schuld, aber niemals heißt für ihn Vergeben so viel als verwischen oder vergessen; die Vergebung setzt immer die volle Giltigkeit der Schuld voraus. Es verrät sich darin die ungeheure Einfachheit und Geradheit seines Wesens, das einfach keinen Raum hat für Verbindung und Vermischung sittlicher und widersittlicher Motive, sondern immer aus seiner Einheit und Ganzheit heraus entscheidet und handelt.

An einem kleinen, scheinbar nebensächlichen, in Wahrheit höchst bedeutsamen Zug offenbart sich die sittliche Ganzheit und Lauterkeit von Jesu Wesen. Er hat von Anfang an alle Beteuerungen und Schwüre, mit denen der Durchschnittsjude beinahe jede Behauptung im Leben und Wandel zu bekräftigen pflegte, abgelehnt und zu allem nur sein festes schlichtes Ja oder Nein gesagt,[1] genau wie Jahrhunderte später sein getreuer Jünger George Fox. Wozu bedarf ein aufrichtiger Mann mehr Worte? Kann irgend eine Beteuerung einer Rede mehr Wahrheit verleihen als Ja oder Nein? Ist sie nicht im Gegenteil ein verräterisches Zeichen, daß die einfachen Worte des Redenden nicht ernst gemeint sind? In einem solchen nebensächlichen Zug spiegelt sich die ganze Lauterkeit und Geradheit der Seele Jesu. Was er sagt, das soll gelten, es bleibt dabei. Ein Mann mit diesem Gewissen wird freilich viel Feinde haben müssen. Das Leben ist so verwickelt, das Menschenherz so voll heimlicher Verstecke und Vorbehalte, daß die wenigsten mit diesem Ja oder Nein auszukommen imstande sind. Haben wir nicht unsre Sprache, um unsre Gedanken zu verstecken? Dieser Weg der Geradheit, des unbedingten „Ja oder Nein" ist der Weg zum Kreuz gewesen.

Und noch ein anderer verwandter Zug wird auf die frühe Jugend Jesu zurückgehen. Er ist ja selbst Maurer[2]) gewesen, er hat geholfen, Häuser zu bauen, trieb seine ehrliche Handarbeit wie ein anderer seines Berufs. Da hat er den Sinn gewonnen für echte solide Arbeit, für gute Fundamentierung, im Gegensatz zu jeder Arbeit von bloß äußerlichem Glanz und Schein. Er weiß es aus der Erfahrung, was das bedeutet, ob ein Haus auf Felsengrund gebaut ist oder bloß auf Sand: das eine wird allen Stürmen standhalten, das andere wird der erste heftige Wind umreißen.[3]) Diese ehrliche Hand-

---

[1]) Mt 5, 34–37. [2]) Mk 6, 3. [3]) Mt 7, 24–27.

werkersolidität hat er in sein ganzes geistiges Denken aufgenommen, er war der Überzeugung, in Sachen Gottes und des Gottesreiches gelte es erst recht, einen soliden Grund zu legen, echte ganze Arbeit zu tun, da gelte keine Strohfeuerbegeisterung, kein augenblicklicher Enthusiasmus. Er pflegte später manche seiner Zuhörer, die sich ihm gerne näher anschließen wollten, zu warnen vor seiner Jüngerschaft, indem er die Bedingungen möglichst hoch stellte, wie zum Abschrecken für unreife Gemüter.[1]) Halbe Hingebung an die Sache Gottes hat doch keinen Wert so wenig als halbe Arbeit unter redlichen Menschen. Wieder werden wir sagen: ein Mann mit einem solchen soliden Gewissen wird schwere Arbeit haben, er wird immer nur vorübergehend populär sein können; zwischen den begeisterten Massen und ihm besteht im Grund immer eine tiefe Kluft. Die Welt liebt den Schein, nicht das Echte, wenn sie auch vom Schein niemals leben kann. Jede Vertiefung in die feine grundehrliche Art des sittlichen Empfindens Jesu muß bei der Erkenntnis endigen, daß ihm ein steiler und einsamer Weg bestimmt sein mußte.

Und dennoch kein Weg der Absonderung von seinen Volksgenossen infolge einer allzu hoch gespannten ethischen Forderung. Denn noch fehlt uns der letzte entscheidende Grundzug in seinem Wesen: sein warmes Herz für den Bruder, für die Not und Gefahr des Bruders. Wenn ein hohes sittliches Ideal, ein zartes Gewissen einen ernsten Menschen leicht von seiner Umgebung innerlich trennen und vereinsamen wird, so zog ein Sympathiegefühl von wunderbarer Feinheit und Zartheit Jesus wieder mit Naturgewalt zu seinen Brüdern. Er konnte keine Not mit ansehen und gleichgiltig daran vorübergehen; so wie er den Samariter im Gleichnis zeichnet, der mit der

---

[1]) Lk 14, 25–33; Lk 9, 57–62.

natürlichsten Selbstverständlichkeit dem Verwundeten nachgeht,[1]) so ist er selbst vor allem gewesen. Ob leibliche Not, ob seelische Verwahrlosung, bedeutete für ihn keinen Unterschied; Not schreit nach Hilfe, das genügte ihm in allen Fällen. Allerdings wird ihn das seelische Verderben, in dem er viele seiner Volksgenossen erblickte, ganz besonders ergriffen haben. Ist denn kein Arzt da für die Kranken, kein Hirt für die zerstreuten Schafe?[2]) Die tiefste Not, in die ein Mensch versinken kann, war ihm zweifellos der Verlust des Gottvertrauens, mochte eigene Schuld, mochte Unrecht anderer Menschen, „frommer" Menschen ihn veranlaßt haben. Solchen Menschen abseits der kirchlichen Heerstraße, verachteten Zöllnern und Sündern, denen der richtige Pharisäer vorsichtig aus dem Wege ging, mußte vor allem geholfen werden. Es ist einer der am sichersten bezeugten Züge im Charakterbild Jesu, diese Liebe zu den Verstoßenen, zu den der altväterischen Religion Entfremdeten, auch zu den Verirrten und Gefallenen aller Art. Es gab da keine Schranken von rein und unrein, die ihn vom Verkehr mit solchen unglücklichen Menschen hätten abhalten können. Sind sie nicht Kinder Abrahams? Ist Gott nicht auch ihr Vater?[3]) Sind sie nicht unsre Brüder und Schwestern? Nächstdem haben die Armen immer sein Herz besessen, während er den Reichen so fremd, so kühl gegenüberstand. Nicht etwa weil er in den Armen sittlich höher stehende Menschen gesehen hätte, o nein! — aber sie entbehren alles, was die Satten und Reichen haben, sie leiden Not, sie haben es auch schwer, am Glauben an den Vatergott festzuhalten. Und außerdem, überall, wo Not und Schmerz und Leid ihm begegneten, da zog es sein Herz hinüber, er konnte keine Weinenden sehen, ohne an ihrem Leid teilzunehmen. Dicht neben seiner Gewissensschärfe und neben der Herbheit seiner Forderung an

---

[1]) Lk 10, 33 ff. [2]) Mk 6, 34. [3]) Lk 19, 9.

sich und andere überrascht uns hier eine Weichheit des Empfindens, eine Unmöglichkeit, persönlich nachzutragen und zu verdammen, ein Mitgefühl auch mit Sünde und Schuld, ein wunderbares göttliches Erbarmen und Verzeihen. Erst beides zusammen, die sittliche Hoheit und Majestät und daneben die Barmherzigkeit, die nie ermüdende Geduld, die immer offene Vergebungsbereitschaft, macht das ganze Wesen Jesu aus. Er war unerbittlich gegen das Böse in allen seinen Gestalten und war mild und weich gegen die Menschen, denen ihre Schuld zu Herzen ging. Das ist kein Widerspruch, aber in der Reinheit und Macht, wie beides bei Jesus uns begegnet, verrät es eine große Spannung in seiner Seele. Was muß das für ein Mensch sein, der so leidenschaftlich zürnen und kämpfen kann, und so mild, herzlich und geduldig den Verlorenen nachzugehen weiß?

Zuletzt schließt sich dann bei ihm diese Bruderliebe mit der Gottesliebe zusammen. Beides sind zunächst getrennte Linien. Das Gottvertrauen mit der kindlichen Gebetszuversicht, die Gottesliebe mit ganzem Herzen und allen Kräften der Seele, wie Jesus sie verstand, reißt den Menschen los von allen irdischen Beziehungen, läßt ihn ganz im Unsichtbaren leben und setzt all seinen Wert in die Kindesstellung beim Vater. Hier handelt es sich zunächst um ein Vertrauensverhältnis des einzelnen mit seinem Gott, das nur ihn angeht und in das kein anderer ganz genau hineinsehen kann. Die Bruderliebe dagegen treibt zu den Menschen, ihrer Not, ihrer Schuld, ihrer Ohnmacht, sie hält uns zunächst am Irdischen, Vergänglichen fest, während uns der Gottesglaube zum Ewigen hinaufhebt. Jesus hat beides niemals einfach zusammengeworfen und hat jederzeit der Gottesliebe die erste und überragende Stellung gegeben. Aber er hat es selber erfahren, daß man Gott doch niemals in der Isolierung von den Menschen rein und treu dienen kann, und daß gerade die rechte Gottesliebe uns schließlich zu den Brüdern treiben muß. Solange

irgend eine Spur von Neid, Haß und Unversöhnlichkeit gegen einen Bruder unsre Seele befleckt, muß auch das Verhältnis zu Gott getrübt werden.[1]) Man kann Gott überhaupt nicht ernsthaft lieben, wenn man sich den Brüdern, unter die er uns gestellt hat, entziehen will. Gott will ja nicht bloß *mein* Gott sein, wir heißen ihn *unsern* Vater, wir gehören miteinander zu ihm und zu seinem kommenden Reich.[2]) Das sind alles keine Selbstverständlichkeiten; wenn nicht alles trügt, hat Jesus etwas empfunden vom Gegensatz eines Gottesmannes zum einfachen jüdischen Volksgenossen; sein Leben weist an einer Stelle einen Bruch auf, da, wo er zum erstenmal Mutter und Geschwister verläßt und der Einsamkeit zustrebt. Aber wie rasch hat er nachher die Rückkehr zu den Menschen wieder gefunden und ist aller Gefahr einer religiösen Isolierung entronnen! In der Verbindung der Gottesliebe mit der Bruderliebe sah er das Zentrum der ganzen göttlichen Forderung.[3]) Das wurde ihm doch dadurch gewaltig erleichtert, daß er den warmen Herzenszug zum Bruder, zum notleidenden Bruder wie eine Naturgabe in sich trug und in seiner Absonderung von den Volksgenossen hätte sein eigenstes Wesen verleugnen müssen. Für eine egoistische Frömmigkeit ist bei Jesus von Anfang an kein Platz vorhanden; das Helfen, Dienen, Tragen und Verzeihen war ein ursprüngliches Element seiner Seele.

So ungefähr wird man sich auf Grund unsrer evangelischen Überlieferung das Werden der Eigenart Jesu zu denken haben, wenn man sich nur dessen bewußt bleibt, daß wir hier immer auf Vermuten, Tasten, Raten angewiesen sind, und daß es ein sicheres Wissen über diese Dinge nicht geben kann aus Gründen der mangelhaften Überlieferung wie aus Gründen, die in der Sache selber liegen. Es scheint mir gleichwohl nicht ganz wertlos, wenn wir versuchen, über das

---

[1]) Mk 11, 25; Mt 5, 23 f. [2]) Mt 6, 10 ff. [3]) Mk 12, 30 f.

Eigentümliche und ganz Besondere an Jesus Klarheit zu gewinnen und mit aller Vorsicht es in seinem Werden zu belauschen trachten. Es liegt auch für unser eigenes Verhältnis zu ihm viel daran, daß wir ihn in ganzer Menschlichkeit zu verstehen und in seiner Menschlichkeit die reinen hohen göttlichen Züge zu erfassen suchen. Die Alten waren durch ihren massiven Wunderglauben über alle diese Probleme erhaben, er war ja von Geburt her der Gottessohn, das heißt, ein Wesen höherer Art, während wir heute darauf angewiesen sind, im Werden des Menschen Jesus die besondere göttliche Führung zu verfolgen, die ihn zu dem Träger des Gotteswillens heranreifen ließ.

Zur ganzen Entfaltung des eigenen Wesens Jesu bedurfte es aber eines bestimmten äußeren Anlasses, den die Überlieferung klar festgehalten hat. Dieser Anlaß war Johannes der Täufer mit seiner Predigt vom unmittelbar bevorstehenden Gericht und Gottesreich. Es entspricht der Ehrlichkeit und der Dankbarkeit Jesu selbst wie seiner ersten Jünger, daß sie gar kein Hehl daraus machten, daß Jesus dem Johannes Großes zu danken hatte, und daß er einst mit ganz besonderer Verehrung den Propheten Gottes in ihm begrüßte. Noch in späterer Zeit, da die Richtung, welche Jesus einschlug, sich scharf unterschied von der Richtung des Johannes und seiner Jünger, konnte Jesus den Johannes als den Größten unter allen, die vom Weibe geboren sind, bezeichnen[1]) und seine Taufe nannte er vom Himmel, d. h. von Gott selber stammend.[2]) Gott fing auf einmal an, wieder durch einen besonderen Gottesmann zu den Menschen zu reden, und Jesus vernahm in der Stimme des Johannes die Stimme, mit der Gott auch ihn selber rief. Da hat er sein Handwerk an den Nagel gehängt, hat Mutter und Geschwistern und Haus und Heimat den Rücken gekehrt, um mit

---

[1]) Mt 11, 11. [2]) Mk 11, 30.

vielen anderen Jordanpilgern zu Johannes zu wandern und sich von ihm taufen zu lassen; der Schritt war für sein Leben entscheidend, denn er kehrte niemals wieder in die gewohnten heimatlichen Geleise zurück. Bis dahin war er ein Jude wie andere gewesen, wenigstens äußerlich; von Stund an stellte er sich in besonderer Weise seinem Gott in den Dienst, um von ihm sich weisen und leiten zu lassen, auf seine ganz besondere Weise.

Schade nur, daß unsre Kenntnis nicht über diese äußern dürftigen Tatsachen hinausreicht und alles Innerliche, was damals in Jesu Seele vorging, uns gänzlich verborgen ist. Die Predigt des Johannes war, wenn wir der Überlieferung Glauben schenken, vor allem Gerichts- und Bußwort und erst an zweiter Stelle auch Verheißung vom Messias und vom nahen Gottesreich. Die Taufe, mit der er sein Wort bekräftigte, stand unter dem Zeichen des Bußrufes, sie sollte nach dem ältesten Ausdruck der Evangelien die Umkehr schaffen, auf die hin Gott die Sünden vergeben kann.[1]) Die Worte, welche die Überlieferung von Johannes festhält, sind meistens herbe, scharfe Bußworte; selbst den Messias stellt er als den Richter dar mit der Wurfschaufel in der Hand, bereit, seine Tenne zu fegen.[2]) Dem entspricht die asketische Lebensweise des Täufers und seiner nächsten Jünger; Johannes galt beim Volk vor allem als ein gewaltiger Faster, und seine Jünger wetteiferten mit den Pharisäern im Fasteneifer.[3]) Das ging so weit, daß ihn der Volksmund gelegentlich als „besessen", d. h. verrückt bezeichnete.[4]) Und dieser ganzen herben Haltung des Buß- und Gerichtspredigers entsprach das Ende seiner Laufbahn, er zog sich durch seinen freimütigen Tadel des ehebrecherischen Treibens am Hof des Herodes erst die Einkerkerung und dann die Enthauptung seitens des galiläischen Vierfürsten zu.[5]) In dem allen ist ihm Jesus

---

[1]) M 1, 4. [2]) Mt 3, 7–12. [3]) Mt 11, 18; Mk 2, 18. [4]) Mt 11, 18. [5]) Mk 6, 17 ff.

verwandt und doch auch wieder entgegengesetzt. Die Überlieferung läßt klar erkennen, daß ihre Wege, nachdem sie sich einmal berührt hatten, wieder auseinander gegangen sind. Das kommt am schärfsten in dem Wort Jesu zum Ausdruck, daß trotz aller übermenschlichen Größe des Johannes der Kleinste im Gottesreich größer als Johannes sei.[1]) Johannes erschien ihm als das letzte Glied der vorbereitenden Geschichtsepoche; erst nach ihm bricht die Zeit der erfüllten Verheißung, bricht das Gottesreich selber an.[2]) Jesus muß also von Johannes gewaltig angezogen und hernach wieder gewaltig abgestoßen worden sein, aber über den Verlauf ihrer Beziehungen zueinander im einzelnen fehlen uns alle sicheren Anhaltspunkte.

Nicht einmal darüber besteht Klarheit, in welchem Sinn sich Jesus von Johannes hat taufen lassen. Weil Markus die Johannestaufe als Bußtaufe „zur Sündenvergebung" bezeichnet,[3]) hat man geschlossen, daß auch Jesus sich von seiner Buß- und Gerichtspredigt betroffen fühlte und im Bewußtsein seiner Schuld reumütig zur Jordantaufe pilgerte. Altgläubige Ohren entsetzen sich bei diesem Gedanken, aber es ist diesmal nicht nur altväterische Gewohnheit, sondern auch geschichtliche Einsicht, welche sich schwer in diese Auffassung finden kann. An Jesus berührt uns gerade das so eigen, daß er so gar nicht den Eindruck macht, erst durch einen Bruch, eine Bekehrung und Erlösung zu dem geworden zu sein, als den wir alle ihn kennen. Auch das Messiasbewußtsein, das wir vorläufig als geschichtlich hinnehmen, verträgt sich schlecht mit der Annahme, daß er sich einst als bekehrten Sünder empfunden habe. Schließlich betonen gerade die Evangelien, daß für Jesus die Taufe eine ganz andere Bedeutung gehabt habe als für die Menge, die sich hier gern volle Vergebung ihrer Sünden versichern ließ,

---

[1]) Mt 11, 11. [2]) Lk 16, 16. [3]) Mk 1, 4.

und wenn auch dieser evangelische Bericht selbst wieder kritisch betrachtet werden muß, so viel ist doch deutlich: aus dem Bußernst eines Menschen, der nach Vergebung der Sünden sich sehnt, kann niemals durch irgend einen Vorgang das ganz besondere Sohnesbewußtsein geworden sein, mit dem Jesus von da an königlich und frei allen Menschen gegenübertritt. Man wird daher der Wahrheit vielleicht am nächsten kommen, wenn man annimmt: was Jesus zu Johannes in die Wüste zog, das war die bloße Tatsache, daß hier ein Gottesmann die unmittelbar bevorstehenden wunderbaren Dinge der Zukunft den Menschen eröffnete, das Gottesreich und Gericht sozusagen aus den Wolken des Himmels auf die Erde, in die nächste Gegenwart versetzte und durch ein neues Zeichen, die Taufhandlung, kraft göttlicher Autorität die Menschen vorbereiten wollte für das anbrechende Gottesreich. Nicht der Druck eigener oder fremder Sünden trieb Jesus an den Jordan, sondern die frohe Erwartung, dort Aufschluß zu bekommen über die demnächst bevorstehende große Krisis aus dem Mund eines Mannes, zu dem Gott geredet hatte, wie in alter Zeit. Damit mochte bei Jesus der Wunsch verbunden sein, sich ganz dem großen Kommenden, dem Gottesreich, hinzugeben und Ernst zu machen mit der Gottesliebe aus ganzem Herzen und allen Kräften der Seele. So ungefähr läßt sich vermuten; andere mögen zu anderen Schlüssen kommen. Man tut gut, gerade hier sich ehrlich einzugestehen: ein sicheres Wissen über diese zarten innerlichen Vorgänge gibt es nicht.

Aber dann muß ganz rasch die große Wendung gekommen sein, Jesus wird kein Johannesjünger, der viel fastet und vom Meister Johannes sich weisen und leiten läßt, er kehrt aber auch nicht mehr zurück zu Familie und Beruf und Heimat. Nach kurzer Zeit einsamen Besinnens wendet er sich wohl wieder den Menschen zu, kehrt ein in allen Dörfern Galiläas, jedoch nicht als der Maurer von Nazaret, nein, als ein Mann

Gottes, ein Prophet, ein Freier, der auftritt und vom nahen Gottesreich und vom Gericht redet wie einer, der Vollmacht hat.[1]) Hier ist doch deutlich: es muß ein Erlebnis für Jesus dazwischen liegen, das ihm einen neuen und durchaus selbständigen Beruf von Gott zuwies, einerlei, ob wir es zunächst Prophetenberufung oder Messiasberufung heißen wollen. Hätten wir keine evangelische Überlieferung von einem wunderbaren Erlebnis Jesu bei der Taufe, so würde uns nur schon die Tatsache seines neuen, so wunderbar freien und selbständigen Auftretens in voller Gottesgewißheit und Gotteskraft darauf hindeuten: hier ist etwas Geheimnisvolles vorgegangen, der frühere Maurer von Nazaret, der durch den Weckruf des Johannes aus seinem natürlichen Handwerk herausgeworfen wurde, muß einen neuen Beruf bekommen haben, der ihm unendlich größere und schwerere Aufgaben zuwies als das vom irdischen Vater übernommene Maurerhandwerk.

---

[1]) Mk 1, 22.

II. Der Gottesglaube.

Die neue Botschaft Jesu wird von der ältesten Überlieferung in die einfachen Worte zusammengefaßt: „Vollendet ist die Frist und genaht hat sich das Reich Gottes, kehrt um.[1])" Daraus geht klar hervor: das große Neue, was Jesus seinen Zeitgenossen zu sagen hatte, war das Wort vom kommenden Gottesreich. Allein wir Heutigen tun gut, wenn wir diese zentrale Botschaft recht verstehen wollen, einen etwas andern Gang der Untersuchung einzuschlagen. Wir werden die Verheißung Jesu vom kommenden Gottesreich erst recht verstehen, wenn wir seine Forderung an die Zuhörer zuerst kennen, wenn wir wissen, was für Menschen allein in sein Gottesreich passen und ihm den Charakter geben. Bei der Forderung Jesu aber darf nie vergessen werden, daß sie stets an Zuhörer ergeht, welche seinen Gott schon kennen und im Kindesverhältnis zum himmlischen Vater stehen oder stehen sollten. Der Gottesglaube Jesu ist die Basis seiner ganzen Verkündigung und das Fundament seines ganzen Lebens und Wirkens. Im Grund gilt das ja für die Religion eines jeden Menschen. Einen frommen Menschen verstehen, heißt vor allem, verstehen, wie er zu seinem Gott steht, was sein Gott ihm bedeutet für sein Denken und Leben. Der Gottesglaube ist das erste und auch wieder das letzte Wort jeder lebendigen Religion.

Jesus hat nun freilich keinen neuen Gottesglauben begründen wollen und nirgends eine neue Lehre von Gott, seinem

---

[1]) Mk 1, 15; Mt 10, 7.

Wesen und seinen Eigenschaften aufgestellt. Wir kennen aus dem Vorausgehenden den Grund: der Gott Jesu ist eben der alte Gott des Volkes Israel. Mit ihm sind alle Zuhörer Jesu längst vertraut, und Jesus behauptet ihnen gegenüber nie, daß er über neue Quellen der Gotteserkenntnis verfüge. Allein wir wissen es auch: der Gott der Bibel ist vielseitig, ja widerspruchsvoll je nach den einzelnen ältern oder jüngern Partien des aus einem Jahrtausend zusammengetragenen Bibelbuchs. Es stehen genauer besehen gar viele und sehr ungleiche Gottesgedanken in ein und derselben Bibel nebeneinander. Darum ist der Gottesglaube Jesu auf alle Fälle doch auch wieder ein neuer Gottesglaube, sein Gottesglaube, wie er ihn auf Grund der Bibel und der eigenen Lebenserfahrung gewonnen hat. Es gilt, vorsichtig das Neue im Alten, das Eigenartige im Überlieferten aufzusuchen.

Solche Vorsicht ist z. B. notwendig bei der Frage: wie stellt sich Jesus zum Nationalen im jüdischen Gottesglauben? Gewiß, beinahe kein Mensch unter uns, der die Bergpredigt oder die Gleichnisreden Jesu durchliest, denkt, wenn er Jesus von „unserm Vater im Himmel“ reden hört, an irgend einen nationalen Beisatz dieses Gottesglaubens. Wenn wir da z. B. lesen, wie Gott für die Lilien auf dem Felde und für die Vögel des Himmels sorgt „wie viel mehr wert seid ihr!“[1]) wer unter uns vermöchte da an die Juden und an ein jüdisches Vorrecht dem großen Gott gegenüber zu denken? Sind nicht alle Menschen seine Kinder? drückt nicht gerade der Vatername den Universalismus des Gottesgedankens aus? Ganz so einfach ist diese Frage doch nicht zu beantworten; wer seine Bergpredigt genauer liest, kann schon dort wegwerfende Worte über die Heiden entdecken,[2]) ja er muß stutzig werden, wenn dieser Gott verlangt, daß

---

[1]) Mt 6, 26–30. [2]) Mt 5, 47; 6, 32.

kein Jota und Häklein des mosaischen Gesetzes übertreten werde.[1]) Nennt nicht auch Jesus seinen Gott den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs?[2]) Wendet er nicht Zöllnern und Kranken seine besondere Liebe zu, weil sie Abrahams Kinder sind?[3]) Und der große Vorzug der Kinder des Hauses vor den „Hündlein"[4]), versetzt er uns nicht ganz in die Atmosphäre der Nationalreligion? Schließlich, ist der Vatername wirklich so allgemein gebräuchlich unter den heidnischen Syrern und Griechen und Römern bei der Anrufung Gottes gewesen, wie er uns, in langer christlicher Gewöhnung Erzogenen heute gebräuchlich scheint? Nein, aller Wahrscheinlichkeit nach hat auch Jesus mit dem Vaternamen den Gott Israels anrufen wollen, der sich diesem Volk in ganz besonderer Weise als der Vater geoffenbart hat. Es ist möglich, daß Jesus bei Worten, die für uns heute nur einen allgemein menschlichen Klang haben, noch deutlich den nationalen Unterton herausgehört hat.

Allein der Gottesgedanke des Judentums, aus dem Jesus stammte, trug selber den innern Widerspruch in sich. Gott war ja der Schöpfer, der Weltengott,[5]) der Herr des Himmels und der Erde,[6]) der Weltrichter für alle Menschen, Juden und Heiden,[7]) der allen das Leben gab und von allen Gehorsam verlangte, und war dennoch der Spezialgott Israels, mit dem allein er den Bund geschlossen hatte, dem allein er das geoffenbarte Gesetz und die spezielle Verheißung des messianischen Reiches gab, mit dem er sein ganz besonderes Verhältnis hatte als mit seinem besonderen Volk, in dessen Mitte, im Tempelheiligtum zu Jerusalem, er seinen Wohnsitz auf Erden hatte. Das war ein Widerspruch, der seine einfachste Lösung darin fand, daß der allmächtige Weltengott eben dies eine Volk Israel „erwählt" hatte im Unter-

---

[1]) Mt 5, 18. [2]) Mk 12, 27. [3]) Lk 19, 9; 13, 16. [4]) Mk 7, 27. [5]) Mt 5, 34, 35. [6]) Mt 11, 25. [7]) Mt 12, 41 f.

schied von allen andern Völkern der Erde. Über diesen Widerspruch kam auch Jesus zunächst nicht hinweg, wir dürfen ihm keinen antinationalen Gottesglauben von vorn herein zutrauen, auch er dankte seinem Gott für alle die einfachen natürlichen Gaben, die Gott allen Menschen ohne Unterschied ausstreut, Sonnenschein und Regen[1]) und tägliches Brot[2]) und Schutz und Fürsorge, und wußte sich doch als Israelit in dem ganz besondern, von keiner heidnischen Nachbarreligion von ferne erreichten oder auch nur erstrebten Bundes- und Kindschaftsverhältnis, das ihn veranlaßte, zeitlebens seinen Ruf vom Gottesreich allein den jüdischen Volksgenossen entgegenzubringen. Wenn er dennoch allerdings den Nationalismus des Gottesgedankens wuchtiger als irgend ein anderer zerbrochen hat, so tat er es gerade von den nationalen Voraussetzungen aus in der Weise der alten Propheten. Das Wort des Amos: „euch allein habe ich erwählt von allen Völkern der Erde, darum suche ich an euch heim eure Sünden,“[3]) trifft den Kern der Gedanken Jesu. Weil Israel das Gottesvolk im besondern war, darum richtete Jesus den ganzen scharfen Bußruf an Israel, nicht an die Heiden und zog, zwar nicht von vornherein, aber als Schlußergebnis seines Lebens, aus der Unbußfertigkeit der großen Masse seiner Volksgenossen den Schluß, daß Gott statt der Bundeskinder Fremde aus allen Windrichtungen mit Abraham und den Patriarchen im Gottesreich werde tischen lassen,[4]) gerade wie vor ihm Johannes der Täufer den Volksmassen zugerufen hatte: „sagt nicht: wir haben Abraham zum Vater! Gott ist imstande, aus diesen Steinen dem Abraham Kinder zu erwecken.“[5]) Hier dürfen wir den Kern des Wesens Jesu erfassen. Er ist nicht entfernt der Aufklärer, der sich die Aufgabe stellt, nationale Vorurteile theoretisch zu durchbrechen und den Leuten klar zu machen, daß der

[1]) Mt 5, 45. [2]) Mt 6, 11. [3]) Amos 3, 2. [4]) Mt 8, 11 [5]) Mt 3, 9.

Schöpfer und Weltengott doch der Gott aller Menschen, nicht nur eines Volkes sein muß; nein, er ist der echte Jude, wurzelnd im festen Glauben an die göttliche Erwählung gerade seines Volks, aber aus eben diesem Vorzug Israels den Schluß ziehend auf seinen gewaltig ernsten und hohen Beruf und auf seine furchtbare Verantwortung, sobald es den göttlichen Forderungen sich entziehen möchte. Jesus hat den Nationalismus im Gottesglauben seines Volkes dadurch zerbrochen, daß er ihn ganz ernst genommen hat, es ganz buchstäblich glaubte, Israel sei als Volk Gottes zu besonderer Treue und besonderem Gehorsam gegen seinen Gott bestimmt, und weil er diese Treue und diesen Gehorsam nicht fand, darum hat er mit blutender Seele nicht den Gott Israels, aber das unbußfertige treulose Volk zuletzt verworfen. Er hat ihm zuletzt aller Wahrscheinlichkeit nach die Zerstörung des Heiligtums in baldige Aussicht gestellt,[1]) d. h. das Furchtbarste, was ein rechter Israelit sich als Strafe seines Gottes ausdenken kann. Wir werden uns schwerlich einen Begriff machen können, unter was für inneren Qualen und Nöten Jesus zu dieser, vor allem für ihn selbst entsetzlichen Erkenntnis gekommen ist, er, der noch bis zuletzt wie ein frommer Pilger die ehrwürdigen Heiligtümer auf dem Tempelberg alle beschaute[2]) und noch einmal sich ereiferte bis zum höchsten Affekt für die Reinheit des göttlichen Heiligtums, das auch für ihn das Bethaus Gottes war vor allen andern Stätten der Erde,[3]) — Kämpfe und Schmerzen, die ganz unverständlich wären bei einem aufgeklärten Universalisten, die aber der Menschlichkeit und der warmen Volksverbundenheit Jesu nur Ehre machen. So erst ist ein sittlich begründeter Universalismus des Gottesgedankens entstanden in schwerem Kampf und heißem innerm Ringen, der auch dann noch nicht auf die Zusammengehörigkeit von Gott und Volk verzichtet

---

[1]) Mk 13, 2; 14, 58. [2]) Mk 11, 11. [3]) Mk 11, 15 ff.

und mit einer philosophischen Theorie von Gottes Allgegenwart und Gottes gleichem Verhalten gegen alle Menschen nicht das mindeste gemein hat, sondern immer und auf alle Fälle geschichtlich, offenbarungsgeschichtlich begründet bleibt.

Ähnlich haben wir uns die Vorwärtsbewegung der Religion auf einem andern Gebiet zu denken, hinsichtlich des Engelglaubens. Wenn etwas alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, dann ist es dies, daß Jesus in bezug auf den Himmel und alle die himmlischen Wesen um Gottes Thron herum nicht das geringste kritisiert, sondern naiv bejaht hat alles, was Bibel und fromme Überlieferung seines Volkes hiervon glaubten. Wie viel wissen nicht die Propheten und Psalmisten von den heiligen Engeln zu erzählen! All das war für Jesus Wahrheit und erfüllte zweifellos auch seine fromme Phantasie. Aber nun ist es ganz auffallend, wie in den gut bezeugten Jesusworten der Evangelien die Engelwelt und mit ihnen alle Vermittlung zwischen Gott und den Menschen zurücktritt bis auf ein verschwindendes Minimum.[1]) Der himmlische Vater und seine Kinder auf Erden scheinen durch nichts getrennt und bedürfen keiner Vermittlungen; ganz unmittelbar drängt sich im Gebet das Kind an den himmlischen Vater heran und stellt sich unter seinen besonderen Schutz. Welch ein Unterschied dagegen, sobald wir von den Mittelstücken in den Evangelien, von den Kernworten Jesu, jeweilen zu den Vorgeschichten und Schlußgeschichten derselben Evangelien die Blicke schweifen lassen! Da wimmelt alles von Engeln, ein guter Teil des Verkehrs zwischen Gott und den Menschen geht nur durch ihre Vermittlung.[2]) Warum das? Jesus und sein Wort ist nicht da; wir vernehmen bloß seine jüdischen Jünger. Diese jüdisch geborenen Schriftsteller, die den Kopf angefüllt hatten mit allen möglichen Engelsphantasien und die, sobald sie sich selbst über-

---

[1]) Mk 8, 38; Lk 12, 8 f. [2]) Mk 16; Mt 1—2; Lk 1—2.

lassen sind, überall von Engelserscheinungen zu erzählen wissen, bringen in den Partien, wo sie die Worte Jesu wiedergeben, bloß sehr spärliche von Anleihen aus dieser phantastischen Welt. Wieder sagen wir: Jesus hat nichts verneint, nichts bezweifelt, aber in seiner eigenen Frömmigkeit stand er mit seinem Vater im Himmel auf direktem, höchst unmittelbarem Verkehr und wollte auch seine Jünger in denselben direkten und unmittelbaren Verkehr mit seinem Vater einführen. Er hat den alten, auch in der Bibel festwurzelnden Engelglauben nicht als Aufklärer kritisiert, aber als selbständiger religiöser Mensch überwunden. Zwischen den Vater und seine Kinder gehören keine Engel hinein. Wie viel mehr wert ist das doch als alle theoretische Belehrung darüber, daß die Engelsphantasien uns kein Wissen vom Jenseits vermitteln können.

Die positiven Züge des Gottesglaubens Jesu gewinnen wir erst, wenn wir uns den einfachen Leitgedanken der unbedingten Macht, der vollkommenen sittlichen Hoheit und der wunderbaren Güte zuwenden, wodurch ein und derselbe Gott im Naturverlauf, in der sittlichen Ordnung und im Reich der Liebe sich den Menschen offenbart. Auch hier ist der alte biblische Gott des Volkes Israel die Grundlage für den Gottesglauben Jesu in allen Stücken, allein wie er diesen altbewährten Bibelgott neu und selbständig erlebt und verkündet, darin kommt die Eigenart seines persönlichen Gottesverhältnisses zum Ausdruck.

Gott ist auch für Jesus in erster Linie der Allmächtige, dessen Wille allein entscheidet in allem Geschehen, die vollkommene Machtfülle und Majestät. „Vater, Herr Himmels und der Erde," lautet die Anrede in einem der spärlichen Gebete, die von Jesus aufbehalten sind.[1] „Heilig dein Name" fügt das Gebet des Herrn der Anrede „Unser Vater

[1] Mt 11, 25.

im Himmel" hinzu, um auf die verborgene, von den Menschen nur in schweigender Ehrfurcht zu berührende, aber nicht mit Namen auszusprechende Majestät Gottes hinzudeuten.[1]) Auch für Jesus ist er der Schöpfergott von altersher, der freilich die Welt nicht für einmal geschaffen hat, um sie dann sich selber zu überlassen, sondern der ewig Schöpferische, der Lebendige und Gegenwärtige, der heute und morgen alles Geschehen in seiner Hand hat, genau wie am ersten Schöpfungstag. Denn alles Naturgeschehen ist für Jesus unmittelbare Auswirkung von Gottes Schöpferwillen. Gott ist es, der die Sonne scheinen läßt und uns den Regen gibt,[2]) Gott schenkt uns das tägliche Brot,[3]) Gott kleidet die Lilien des Feldes und ernährt die Vögel des Himmels,[4]) nicht einmal ein Sperling fällt zur Erde ohne Gottes Willen.[5]) Genau so in den menschlichen Lebensführungen: Glück und Unglück kommen, wie Gott es fügt, die Haare unsres Hauptes sind ja bei ihm gezählt,[6]) er hat Leben und Tod so in seiner Gewalt, daß kein Mensch mit aller seiner Klugheit eine Elle seinem Leben zusetzen kann.[7]) Was uns als Zufall oder Katastrophe erscheinen mag, das hat Gottes Wille genau so bestimmt. Wenn der Turm zu Siloah plötzlich zusammenstürzt und achtzehn Menschen unter sich begräbt, so hat das Gott getan, und wenn Pilatus das Blut der Galiläer mit ihren Opfern in Jerusalem vermischt, so steht Gott dahinter.[8]) Er ist es darum, den wir allein fürchten sollen, weil er Macht hat, Seele und Leib zu verderben in der Hölle.[9]) Wer schickt den Menschen die Versuchungen zu, unter denen so viele von ihnen erliegen und an Gott irre werden? Niemand als Gottes Wille, zu dem wir darum bitten: „führe uns nicht in Versuchung".[10]) Wenn die jüdischen Feinde Jesus nachstellen und ihn töten wollen, so erblickt er darin den Kelch, den der

---

[1]) Mt 6, 9. [2]) Mt 5, 45. [3]) Mt 6, 11. [4]) Mt 6, 26, 30. [5]) Mt 10, 29. [6]) Mt 10, 30. [7]) Mt 6, 27. [8]) Lk 13, 1–5. [9]) Mt 10, 28. [10]) Mt 6, 13.

Vater ihm zu trinken verordnet hat,[1]) und wenn Jesus zu letzt am Kreuz die allerschwersten leiblichen und seelischen Qualen erleiden muß, so ist es sein Gott, der ihn in diese Not stellte.[2]) Es gibt da keine Ausnahmen, kein im strengen Sinn nicht unter Gottes Willen fallendes Geschehen. Philosophisch könnten wir sagen: Gott ist für Jesus das Absolute, dem gegenüber es auf Seite des Menschen nur schlechthinige Abhängigkeit geben kann. Nur ist dabei festzuhalten: es handelt sich für Jesus um keine philosophische Theorie, sondern um lauter persönliches Erleben. Zu Jesu Frömmigkeit gehört nicht ein Lehrsatz über die Allmacht Gottes, sondern einzig das Ernstmachen damit, daß wir Menschen alles, was geschieht, Freudiges und Leidvolles, aus der Hand dieses Gottes empfangen dürfen und sollen.

Wie wenig wir uns hier auf philosophischem Boden bewegen, erhellt einmal daraus, daß die Allmacht Gottes die Zwischenursachen nicht aufhebt oder unterdrückt. Wenn Jesus vor dem Grauenvollen, Sinnwidrigen steht, angesichts einer geheimnisvollen, das Seelenleben verwüstenden Krankheit, da der Mensch sich selber fremd wird und zum willenlosen Werkzeug finsterer Gewalten herabzusinken scheint, sagt er niemals: das tut Gott, sondern er sieht mit einem kecken, handfesten Dualismus den Satan und seine Gesellen dahinter. Er hat nicht nur das Tagesgesicht der Natur gekannt mit seiner fürsorgenden Freundlichkeit und Güte, sondern er wußte genau Bescheid um die Nachtseiten des Naturverlaufs und war viel zu ehrlich, um sich diesen für den Menschen so einschneidenden Unterschied verwischen zu lassen. Ja, es gab Augenblicke, wo ihm diese Nachtseiten der Natur und des Menschenschicksals sich zu riesiger Größe verdichteten und sich ihm Einblicke eröffneten in entsetzliche Zusammenhänge der Geisterwelt, in ein Reich Satans, das

[1]) Mk 14, 36. [2]) Mk 15, 34.

sich dem Regiment Gottes entgegenstemmt und dem gegenüber der einzelne schwache Mensch wehrlos und hilflos dasteht, wenn ihm nicht errettende und bewahrende Gotteskräfte zu Hilfe eilen.

Und ebenso wenn Jesus den Menschen an seine Pflicht mahnt und zur Umkehr auffordert, wenn er ihn vor die große Entscheidung stellt, wo der Weg zum Gottesreich vom Weg zur Hölle sich scharf abtrennt,[1]) sagt er niemals: laß Gott durch dich wirken, gib dich zum Werkzeug seiner Allmacht hin, sondern er sagt klar und bestimmt: tue du, du Mensch, Gottes Willen. Er legt nicht Gott, sondern dem Menschen die ganze Größe der Verantwortung und der Verschuldung auf, läßt niemals eine Entschuldigung gelten, welche die Schuld vom Menschen auf Gott zurückführen möchte, sondern behaftet den Menschen als wirklichen Täter für alle Folgen seines Tuns. Allerdings den naiven Glauben, daß jeder Mensch in jedem Augenblick frei sei und Herr seines Willens, dürfen wir Jesus nicht zutrauen. Schritt für Schritt führte ihn seine Erfahrung im Verkehr mit den Menschen auf Verkettungen unsres Tuns, auf günstige oder ungünstige Bedingungen für das gottgewollte Verhalten. Er hielt die Menschen keineswegs für gleich, er wußte den guten Baum wohl vom faulen zu unterscheiden[2]) und deutete im Gleichnis vom Säemann[3]) auf die höchst verschiedenen Bedingungen der einzelnen Menschenherzen für die Aufnahme des göttlichen Lebenswortes. Aber diese verschiedenen Naturbestimmtheiten führte er dann nicht wie ein Prädestinatianer auf Gottes Allmachtswillen zurück, viel eher scheint er vorausgehendes menschliches Verschulden, böse Versäumnisse, Gleichgiltigkeit, Leichtsinn für die Ursachen der Unfreiheit im Entscheidungsfall anzusehen. Schuld bleibt in jedem Fall Schuld des Menschen und fällt nicht

[1]) Mt 7, 13. [2]) Mt 12, 33. [3]) Mk 4, 1–9.

auf Gott zurück. Jesus ist kein Monist gewesen, der es fertig gebracht hätte, die scharfe Gegensätzlichkeit des Guten und Bösen in einem indifferenten göttlichen Allmachtswillen untergehen zu lassen. Für ihn bleibt das Böse das Nicht-Gott-Gewollte, das unserseits zu bekämpfen und zu überwinden ist. Ihm gegenüber gilt kein Verstehen aus höherer göttlicher Ursächlichkeit, sondern scharfer energischer Kampf.

Vor allem aber zeigt die Hoffnung auf das kommende Reich Gottes, wie ehrlich Jesus die widergöttlichen Realitäten des gegenwärtigen Weltlaufs zu würdigen weiß. Für einen konsequenten Monismus müßte die Hoffnung auf ein erst kommendes Gottesregiment als Unsinn erscheinen, wenn doch Gott jetzt schon alles in allem ist und wirkt. Jesus aber heißt seine Jünger bitten, daß Gottes Wille in Zukunft einmal auf Erden so geschehe, wie er jetzt schon im Himmel geschieht,[1]) d. h. beim Wortlaut genommen: Gottes Wille geschieht jetzt auf Erden nur unvollkommen, er bricht sich am bösen Willen der Menschen und der Dämonen. Die große Hauptbitte des Vaterunsers: „dein Reich komme", hat für fromme Ohren einen stark dualistischen Klang. Wer so bittet, der empfindet in der Gegenwart die ganze Größe des Widergöttlichen und sehnt sich darum aus dieser Welt heraus in eine neue Welt, in der das Gute die Alleinherrschaft hätte. Allen diesen mit dem Allmachtsglauben schwer zu vereinigenden Gedanken darf nichts von ihrem einfachen Realismus abgebrochen werden. Es gibt Dämonisches, es gibt Freiheit und Verantwortlichkeit, es gibt ein Reich des Widergöttlichen, das zerstört werden soll, wenn Gottes guter Wille das Regiment ergreifen wird, und alles das darf durch keine Harmonistik um seine Klarheit und Schärfe gebracht werden.

Ja, wir haben eine der mächtigsten religiösen Instanzen, die gegen den Allmachtswillen als Grund alles Weltgeschehens

---

[1]) Mt 6, 10.

sprechen könnte, noch gar nicht berührt. Es ist der Gebetsglaube Jesu. Der gewaltige Gebetseifer, den Jesus persönlich besaß und den er seinen Jüngern förmlich anbefohlen hat,[1]) zeigt zunächst jedenfalls das eine, daß das göttliche Allmachtswirken für Jesus nichts Fatalistisches gehabt haben kann. Sein Gott ist kein fertiger Gott, der ein für allemal den Weltlauf geregelt hat und nunmehr selber gebunden ist an die aus seinem Wesen fließende Gesetzmäßigkeit. Wer fatalistisch von Gott denkt, der könnte im Gebet nichts anderes von Gott erbitten als die Ergebung in das zuvor bestimmte göttliche Geschick. Bei Jesus und seinen Jüngern hat man aber den Eindruck, daß sie wirklich um etwas bitten, das ihnen Gott auf das Gebet hin zuwenden möge. Denkt man nun diesen Gedankengang zu Ende, dann zerbricht schließlich nicht nur jeder Fatalismus, sondern der göttliche Allmachtswille scheint überhaupt nicht bestehen zu können. Wer ernst und aufrichtig Gott um Erhörung seiner Bitten angeht, der mißt irgendwie seinem menschlichen Willen die Kraft zu, auf Gottes Willen einzuwirken, d. h. er verzichtet in dem Augenblick, wo er betet, auf den Gedanken der göttlichen Allmacht, deren Wirkung ja auch dies sein Beten sein müßte. Zum Überfluß hat Jesus die Mahnung zum dringlichen Beten mit Gleichnissen begründet, die besonders bei Lukas[2]) den reinsten Anthropomorphismus in bezug auf das Verhältnis von Mensch und Gott voraussetzen und den Menschen das Zutrauen geben, daß sie durch Hartnäckigkeit und Ausdauer selbst den widerstrebenden Gott sich dienstbar machen können. Man wird sich fragen, ob hier nicht echte Gedanken Jesu in der Überlieferung eine Vergröberung erfahren haben, die sie verzerrt und unfromm macht. Allein auch die einfachen in der Spruchsammlung überlieferten Mahnworte zum Beten haben eine so bestimmte und zu-

---

[1]) Mt 7, 7–11. [2]) Lk 11, 5–8; 18, 1–8.

versichtliche Form und stellen jedem menschlichen Bitten so sicher die göttliche Erhörung in Aussicht,[1] daß wir mit der Ausrede nicht auskommen können, wir hätten es bei diesen Gebetsworten bloß mit Gedanken der Jünger, nicht Jesu selbst zu tun. Wieder aber kommt die Frage: wie verträgt sich dieser kindliche Gebetsglaube mit der Überzeugung, daß Gottes Wille in allem Geschehen zur Erfüllung kommt?

Zuletzt könnte man noch das Wunder und die Bedeutung des Wunderglaubens bei Jesus und den Jüngern gegen einen durchgeführten Glauben an den Allmachtsgott anführen. Man kommt um die Tatsache nicht herum, daß Jesus nicht nur sogenannte Wundertaten vollbracht hat in allerlei Krankenheilungen auf sehr verschiedenen Gebieten, sondern daß er auch diesen Kraftwirkungen eine ganz besondere Bedeutung beigemessen hat. „Wenn ich im Geist Gottes die Dämonen austreibe, so ist also das Reich Gottes gekommen," erwidert er einmal den Schriftgelehrten.[2] Einzelnen Ortschaften, in denen er erfolglos gewirkt hatte, macht er es zum schwersten Vorwurf, daß sie durch die Wunderkräfte, die in seinem Gefolge auftraten, sich nicht zur Buße bewegen ließen.[3] Wie kann aber, wer an die Allmacht und Allwirksamkeit Gottes glaubt, ein solches Gewicht auf einzelne besondere Machtwirkungen Gottes legen? Ist die Wunderkraft das Zeichen Gottes und des kommenden Gottesregiments, dann scheint der gewöhnliche Naturverlauf und das gewöhnliche Menschenleben gleichsam selbständig nach eigener Gesetzmäßigkeit, ohne direkten und speziellen Willen Gottes zu verlaufen. Wir würden uns dann der sogenannten deistischen Betrachtung annähern, welche die Welt Gott gegenüber verselbständigt und ihn nur hin und wieder durch Mirakel die Abhängigkeit auch des

---

[1]) Mt 7, 7–11. [2]) Mt 12, 28. [3]) Mt 11, 21.

Weltlaufs von seinem übergeordneten freien Willen bekunden läßt.

Alles das Genannte sind ausgezeichnete Gründe gegen ein philosophisches Dogma der Allmacht und Allwirksamkeit Gottes, gegen einen theoretischen konsequenten Monismus, der alle widerspruchsvollen Tatsachen der Wirklichkeit in einem monotonen Gedankenschema auslöschen möchte. Aber mit derartigen philosophischen Doktrinen hätte man überhaupt nie an Jesus herankommen sollen. Und gegen seinen tapferen und energischen religiösen Allmachtsglauben sagen sie im Grunde alle nichts. Sie leiten uns nur dazu an, ihn besser zu verstehen.

Den Dämonen und der menschlichen Bosheit gegenüber gibt uns der Gottesglaube die Zuversicht, daß Gott jetzt schon, nicht erst in Zukunft, Herr ist über alle, und daß der, welcher Gott fürchtet, außer ihm nichts zu fürchten hat. Jesus hat freilich das unheimliche Treiben der Dämonen nicht im geringsten bezweifelt, aber er brach in den Herzen seiner Jünger jegliche Dämonenangst. Gott ist auf alle Fälle der Stärkere, kein Satan kann Gottes Plan durchkreuzen, kein Satan kann einem Menschen schaden, der im Vertrauen zur Macht und Treue seines Gottes steht. Gott steht immer darüber, Gott hat immer das erste und das letzte Wort, es kommt doch alles, wie Gott es will. Es ist wohl denkbar, daß Jesus auch hinter dem Treiben seiner Feinde satanischen Willen gesehen hat, dennoch hat er den Leidenskelch aus der Hand des Vaters, nicht Satans genommen.[1]) Die Kraft Gottes geht über alles, schreibt später aus Jesu Geist sein Laienjünger George Fox. So stellt er sich auch zur menschlichen Bosheit und Sünde: sie lastet als schwere Schuld auf dem Täter, aber den, welchen sie trifft und schädigt, den trifft sie nach Gottes Willen, und er nimmt die Last aus Gottes Hand, wenn er sein Kindes-

---

[1]) Mk 14, 36.

recht festhält. Hinter und über dem bösen menschlichen Willen sieht Jesus den göttlichen Willen, der auch das Böse sich einordnet in seinen Plan. Freilich, schwer genug war dieser Glaube durchzuhalten auch für Jesus. Das furchtbare Wort vom Ärgernis eines der Kleinen[1]) zeigt, welcher Ingrimm ihn packen konnte wenn er bei andern die verwüstenden Eingriffe fremder Bosheit gewahren mußte. Da war sein erster Gedanke nicht: Gott hat es getan, sondern: da ist Schuld, Verbrechen, das das schwerste Gericht verdient. Dieser Zorn ergriff ihn, weil er auf Seite der Geärgerten Unschuld und Wehrlosigkeit zu sehen glaubte; hier bei solchen Kleinen fehlte ja die Glaubensstärke, welche Gottes Hand durch alles festzuhalten verstünde. Und wenn ihn zuletzt selber die namenlose Qual erfaßte und sein Mut und seine Kraft ihn verließen, war sein erster Eindruck keineswegs der: Gott hat mir das Schwerste geschickt, sondern im Gegenteil: Gott hat mich verlassen. Dennoch zeigt dieser trostlose Gebetsschrei,[2]) daß Jesus bis zuletzt nach der Weise des Psalmisten[3]) in jeder Not zu seinem Gott flieht, dessen freilich dunklen Willen er hinter dem Unverständlichen wahrnimmt. Gerade dieser letzte Schrei ist ein letztes Bekenntnis zum Allmachtswillen Gottes.

All das ist weit entfernt von jeder Philosophie, es ist die ehrliche Unterscheidung eines nähern Anblicks der Dinge und des geheimnisvollen Hintergrundes, der eben, weil er Geheimnis ist, nicht allezeit deutlich vor unserem Bewußtsein steht und unser nächstes unmittelbares Empfinden und Handeln keineswegs in jedem Augenblick bestimmt. Zunächst im Vordergrund stehen die Menschen mit ihrem eigenen Willen und stehen die rätselhaften, aber handgreiflichen Einbrüche der Dämonen ins Menschenleben; im Vordergrund steht auch die Güte und Freundlichkeit Gottes in der Fülle der elementaren Naturgüter aus denen wir

---

[1]) Mk 9, 42. [2]) 15, 34. [3]) Ps 22, 2.

leben, und stehen die hellen Punkte unsrer Lebensführung, da Gottes Treue sich uns unzweideutig bekundet hat. Von all diesem Sichtbaren und Nächsten leben wir zuerst, daran hält sich unser leibliches und geistiges Auge, und all das bestimmt unsern Willen und gibt unserm Handeln die klaren nächsten Aufgaben. Aber dahinter steht jener geheimnisvolle Wille, der aus der Ferne alles unsichtbar lenkt, ohne daß wir ihn gewahren, und der dann in den erschütternden Katastrophen, in den Augenblicken, da unsre ganze Existenz gerüttelt und geschüttelt wird, mit einemmal unser Bewußtsein vor die letzten Tiefen und Abgründe des Daseins stellt. Dieser letzte dunkle Wille — das ist für Jesus zweifellos, wenn es unserem Gefühl zunächst noch so weh tut — ist immer Gott selber, seine Allmacht und geheimnisvolle Majestät, und in diesem Glauben trifft unsre tiefste Demut mit unsrer höchsten Zuversicht zusammen. Trostlos wäre das Leben nur dann, wenn ein anderer als eben Gott seine Hand in diesem letzten geheimnisvollen Hintergrundsgeschehen hätte.

Eine entschiedene Schranke bekommt der Allmachtsglaube nur bei der eigenen Sünde und Schuld, für die Jesus durchaus den Menschen und nicht Gott behaftet. Wir sollen es lernen, fremde Schuld aus Gottes Hand im Vertrauen aufzunehmen und zu tragen, aber niemals uns selbst damit entschuldigen, Gott wolle das Böse durch uns. Ebenso weiß Jesus von keiner Gnade, die dem Menschen den Willensentschluß abnehmen würde: er muß auf alle Fälle selber wollen, selber umkehren; Jesus kennt für diese entscheidenden Vorgänge nur Imperative und nicht wie Paulus fast lauter passive Vorgänge. Durch keine noch so großartige Konsequenz des Gnadenglaubens hätte Jesus sich seine Überzeugung von der Selbstverantwortlichkeit des Willens wegdisputieren lassen. Dennoch kommt gerade hier der Allmachtsglaube nur in anderer Form zu einem unverkennbaren und mächtigen Ausdruck. Jesus traut dem mensch-

lichen Willen doch auch wieder blutwenig zu, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach,[1]) aus dem Herzen kommen neben den guten so viele böse Gedanken und Strebungen,[2]) ein selbständiges Handeln ohne Gottvertrauen und Gotteskraft wäre nach Jesus sicher ein ganz ohnmächtiges und armseliges Handeln. Das Gebet und die ungeheure Bedeutung des Gebets bei Jesus gibt die schärfste Korrektur eines falschen Glaubens an die Kraft des freien menschlichen Willens. Denn alles echte Gebet im Sinn Jesu quillt aus dem Gefühl der eigenen Ohnmacht und Bedürftigkeit und aus dem Glauben an die göttliche Kraft und Hilfe, ohne die wir vergehen müßten. Jesus war der gewaltigste Beter der Geschichte, weil er nichts hielt auf seine eigene Kraft. So ist auch der Glaube, wie Jesus ihn von den Jüngern fordert, kein gesteigertes Kraftbewußtsein, keine selbstgemachte Erhebung des Menschen zum Unmöglichen, sondern die Zuflucht des schwachen Menschen zu Gottes Kraft und Herrlichkeit. Wer glaubt, sieht weg von sich und seinem Können und verläßt sich allein auf Gottes Allmachtswillen. Alles ist möglich dem Glaubenden,[3]) das heißt in Jesu Sinn genau dasselbe wie das andere Wort: alles ist möglich bei Gott.[4]) Durch diese Aufforderung zum Beten und Glauben verstand es Jesus, auch den sittlich kämpfenden und siegenden Menschen in der vollen schlichten Ehrlichkeit, Kleinheit und Demut festzuhalten, schützte ihn vor jedem Größenwahn und Übermenschentum und gab seinem Kämpfen und Ringen eine feste Unterlage. „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet,"[5]) das und die vielen Aufrufe zur Wachsamkeit[6]) überhaupt bekunden die ganze Nüchternheit Jesu, seine klare Kenntnis menschlicher Schwäche und Unzuverlässigkeit, die ihn allein von Gottes treuer Hilfe ein dauerndes und durch-

---

1) Mk 14, 38. 2) Mk 7, 21. 3) Mk 9, 23. 4) Mk 10, 27. 5) Mk 14, 38. 6) Mk 13, 33, 37; Mt 24, 42–44; Lk 12, 36–46; 16, 1–13; Mt 25, 1–13.

haltendes Siegen erwarten läßt. Von hier aus muß die Bitte des Unser Vaters: „Führe uns nicht in Versuchung"[1]) letztlich verstanden werden. Sie setzt keineswegs voraus, daß der Betende Gott als Urheber seines Bösen betrachtet, denn es gibt ein Bestehen in der Versuchungsstunde durch den festen Zusammenhang mit Gott. Aber der Betende weiß, wie schwach die Menschen im allgemeinen sind, wie widerstandslos sie der ersten bösen Gelegenheit zum Opfer fallen, und darum bittet er seinen Gott um Verschonung mit der Versuchung und nimmt seine Zuflucht zu dem, der alle schweren und gefahrvollen Schickungen in seiner festen Hand behält. Durch das alles wird der menschliche Wille Gott gegenüber niemals verneint und aufgehoben, aber er wird in seiner ganzen Kleinheit und Schwäche eingestellt in den großen Zusammenhang, und es wird ihm gezeigt, daß er zu seiner Erstarkung, Gesundung und Ausdauer in jedem Augenblick der Kräftigung durch den überlegenen göttlichen Willen bedarf. Zur wirklichen Freiheit im Guten kann kein Mensch anders als durch Gottes helfende Kraft gelangen, das drückt Jesus höchst anders als Paulus und die großen Pauliner aus, aber er kennt tatsächlich keine andere Losung und kann als frommer und ehrlicher Mensch keine andere kennen.

Im Grunde ist es seltsam, daß man gerade den Gebetseifer Jesu als Instanz gegen seinen unbedingten Allmachtsglauben anzuführen pflegt, da doch aller Gebetseifer von der Zuversicht zu Gottes alleinigem Können ausgeht. Jesus betet so dringlich und heißt seine Jünger so dringlich beten, weil er davon durchdrungen ist: wir bringen mit unserer Kraft nichts zustande, Gott muß mit seiner Kraft alles tun. Weil er aber wußte, wie leicht die Menschen mit dem Gebet ermüden, und wie schwach und klein ihr Glaube

---

[1]) Mt 6, 13.

ist, sprach er von der Pflicht zu beten und von der Gewalt des Gebets auf Gott selber hin derb und grob und mit menschlichen Vergleichen, die Gott und Mensch wie auf eine Stufe stellen und den ungeheuren Abstand des kleinen, ohnmächtigen Menschen und des allmächtigen Gottes ganz überspringen. So besonders im Gleichnis vom ungerechten Richter[1]) und von dem inmitten der Nacht aufdringlich bettelnden Freund.[2]) Diese Gebetsworte scheinen nicht von dem Gedanken getragen, daß Gottes Macht sich eben im Wirklichen, in dem, was wir aus seinem Willen tatsächlich bereits erleben, ausspricht, sondern in dem, was er noch nicht getan hat, aber nach unserm Willen tun sollte. Zwischen ihnen und dem Gethsemanegebet: „Vater, ist's möglich, so laß diesen Kelch an mir vorübergehen, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst",[3]) besteht augenscheinlich eine starke Spannung, wie zwischen einem Bestürmungsbeten und einem Ergebungsgebet. Und diese Spannung wird man bei Jesus wieder bestehen lassen müssen und darf nicht das eine zugunsten des andern streichen. Er hat sozusagen einen doppelten Allmachtsglauben vertreten, einen Allmachtsglauben, der die tatsächliche Wirklichkeit restlos aus Gottes Hand zu nehmen weiß, und einen Allmachtsglauben, der von Gott die Herbeiführung des Guten, des Heils sicher erwartet. Aber das Gemeinsame ist doch beidemal stärker als die Unterschiede; in jedem Fall hält der Beter daran fest, daß Gott der allmächtige Herr ist, daß das geschehen muß, was Gott will, nichts anderes, und daß wir kleinen Menschen zu diesem allmächtigen Willen, ob in Bestürmung oder in Ergebung, unsre Zuflucht nehmen sollen. Das ist die große Hauptsache; alles andere sind Differenzen zweiten Grades. Wer so zu Gott steht, der steht fest zu ihm, er wird es niemals bei der bloßen Ergebung bewenden lassen, er wird aber immer sich

1) Lk 18, 1–8. 2) Lk 11, 5–8. 3) Mk 14, 36.

zurückzuziehen wissen auf die Ergebung, wenn er erfährt, daß Gottes Willen es anders als unser eigener Willen beschlossen hat. Das bloße Ergebungsgebet allein kann der Frömmigkeit leicht einen fatalistischen Anstrich geben, das Zutrauen schrumpft zusammen, wir finden uns in das Unvermeidliche und glauben leicht, daß auch Gott sich in das Unvermeidliche finden müsse. Das Letztere ist das Bedenkliche; Gott droht, ein gebundener Gott zu werden. Alle echte Religion aber lebt von der Freiheit Gottes, ihr Glaube ist keine Resignation unter ein Verhängnis, sondern Zuversicht zum Lebendigen, Freien, Wollenden und Schaffenden. Hören wir diese Note aus den grob menschlichen Vergleichungen heraus, so wandelt sich ihre Ungebührlichkeit in einen Vorzug. Gott ist an der Arbeit, und der Betende will sich dem neuen, erst kommenden Willen Gottes unterstellen. Ich glaube nicht, daß Jesus in vollem Ernst gemeint haben kann, Gott werde sich durch unser anhaltendes, ihn bestürmendes Bitten bewegen lassen, anders zu handeln, als er ohne unser Bitten gehandelt haben würde. Für eine solche niedrige Vorstellung trägt sein Gottesgedanke zu sehr alle Zeichen der Majestät. Zudem ist es an sich klar, daß die menschlichen Beziehungen im Gleichnis nur eine bedingte Übertragung auf Gott zulassen und kein frommer Mensch im Ernst seinen Herrgott so behandeln wird, wie im Gleichnis der Freund den Freund und die Frau den Richter. Aber Jesus liegt alles daran, daß der Mensch das volle Zutrauen zu seines Gottes Macht behalte, sich in allen seinen Nöten und Ängsten kindlich an ihn schmiege und durch Gottes Kraft die eigene Ohnmacht vertreibe. Wer im Sinn Jesu betet, wird nie aus seiner Gebetskraft einen Götzen machen, wohl aber Gottes Allmacht die Hilfe in allen Nöten zutrauen und sich durch keine Gegenerfahrung daran irre machen lassen, daß sein Gott das Weltregiment fest in seiner Hand behält.

Liegt nun aber schon im Gebetsglauben eine gewisse Spannung zwischen dem Allmachtsgedanken, der alles Wirkliche aus Gottes Hand nimmt, und dem Allmachtsgedanken, der ihm ein anderes Neues und Höheres zutraut als alles, was bereits tatsächliche Wirklichkeit geworden ist, so verschärft sich diese Spannung ganz übermächtig beim eigentlichen Wunderglauben und Zukunftsglauben. Die hohe Einschätzung des Wunders und die gespannte Erwartung auf das erst kommende Gottesregiment, mehr noch die enge Verbindung, in der Gottesreich und Wunder bei Jesus erscheinen, erwecken immer wieder den Anschein, als komme die volle Macht Gottes im gegenwärtigen Weltverlauf noch gar nicht zur Offenbarung und breche erstmalig in den Wunderkräften durch, mit denen sich die neue Ordnung der Dinge anbahnt. Gott regiert eigentlich noch nicht, er ist erst daran, sein volles Regiment zu ergreifen, so könnte man nach einzelnen Worten Jesu meinen. Aber das ist in dieser Form ganz sicher Schein und Mißverständnis, und das Richtige daran muß anders verstanden werden. Jesus ist viel zu viel bibelfester Jude, lebt und atmet von Kind auf im Schöpfungsglauben seines Volkes und weiß nichts anderes, als daß diese Welt die Welt Gottes ist. Die Bitte „Dein Reich komme,"[1]) wird an den gerichtet, der jetzt schon unser himmlischer Vater ist und unser ganzes Leben hält und leitet mit allen natürlichen und geistigen Segnungen, die wir bedürfen, vom täglichen Brot bis zur Sündenvergebung und Bewahrung. Auch die verwandte Spruchgruppe, welche das Suchen des Gottesreichs zur Aufgabe vor allen andern Aufgaben setzt,[2]) scheucht alle Gegenwartssorgen hinweg durch den Hinweis auf die durch die ganze Natur ausgebreitete fürsorgliche Güte des Vatergottes. Niemals in sichern Jesusworten tröstet Jesus seine ängstlichen Jünger

---

[1]) Mt 6, 10. [2]) Mt 6, 33.

mit der Erinnerung an Wunder, die er und sie zusammen erlebt haben. Ein solcher Trost mit vereinzelten Ausnahmen hätte auch wenig Kraft, während der Hinweis auf die Lilien und die Vögel,[1] die doch an Wert so weit hinter den Menschen zurückstehen, geeignet ist, den Seinen Mut und Vertrauen zu schenken. Es war so ziemlich die verderblichste Entstellung des Evangeliums im Lauf der Geschichte, als die Gnostiker Jesus zum Verkünder des unbekannten Gottes eines erst künftigen Äons machten und Gott absetzten aus dem Regiment über den ganzen gegenwärtigen Weltlauf. Gerade im Gegensatz dazu ist daran festzuhalten, daß die ganze Hoffnung auf das kommende Reich Gottes von der festen Grundlage des Schöpfungsglaubens ausgeht und dem Schöpfergott einfach die Vollendung seiner Schöpfung zutrauen will. Er wird in Zukunft alle Hindernisse wegräumen, alle noch widerstrebenden Gewalten bändigen, Schuld, Leid, Tod und alle widergöttlichen Mächte für immer vernichten und das Vollkommene auf einer erneuten Erde schaffen, wie er es uranfänglich in der Herrlichkeit des Paradieses geschaffen hat. Das Reich Gottes wird keine Weltvernichtung bedeuten, sondern der Zustand sein, da die ganze Erde voll der Herrlichkeit Gottes ist. Von dieser Seite ist verständlich, wie Jesus gerade im bestehenden Weltregiment Gottes die Gewähr für das große Kommende erblicken konnte. Unermüdlich gewinnt er dem gegenwärtigen Naturleben Analogien für das Kommen des Gottesreichs ab und heißt seine Jünger die Augen öffnen, um im Wachstum der Saat einen Einblick in die Verhältnisse des Gottesreichs zu tun.[2] Aber freilich hat die Sache ihre Kehrseite, sobald der Blick sich auf die Unvollkommenheiten und die Fülle des Widergöttlichen im jetzigen Weltlauf richtet. Dann erscheint das Gottesreich wie eine Umkehr des Gegenwärtigen, wie das Reich des Wunders im

---

[1]) Mt 6, 26, 30; 10, 29. [2]) Mk 4, 26–29.

Gegensatz zum Reich der Natur, und es muß ganz naturgemäß im Neuen, Wunderbaren, Unerhörten und Staunenerregenden das Kennzeichen seines bevorstehenden Kommens erblickt werden. Von da aus versteht sich die hohe Einschätzung des Wunders bei Jesus und versteht sich sein Festhalten am wunderbaren katastrophenartigen Einbruch des Gottesreichs in diese Welt. Alles in allem kann man sagen, daß er zwar niemals dualistisch an der gegenwärtigen Macht seines Gottes gezweifelt und erst auf eine künftige Allmacht sein Vertrauen gesetzt hat, daß er aber allerdings von der glorreichen Zukunft eine ungeheure Steigerung der göttlichen Machtoffenbarung erwartete und geneigt war, in den von ihm erlebten und gewirkten Wunderkräften Garantien für das kommende Gottesreich zu sehen. Die ganze furchtbare Not, die sein Lebensausgang ihm brachte, wird von hier aus viel verständlicher; es war die Not eines Menschen, der seinem Gott immer größere und glänzendere Machterweise zutraute und statt dessen erleben mußte, daß ihn dieser Gott der Gewalt seiner Feinde überließ. Statt des Gottesreichs kam das Kreuz, statt aufwärts zur Höhe ging der Weg ins Dunkle. Da ist es doch wunderbar, wie er zuletzt zu dem schlichten Vorsehungsglauben zurückkehrt, der alles Wirkliche aus der Hand des Vaters zu nehmen sich bereit erklärt und zu allerletzt mit aller seiner Not und Gottverlassenheit zu keinem andern als zum Herzen seines Gottes seine Zuflucht nimmt. Seine Jünger haben an seinem herrlichen Gottesreichsglauben tapfer festgehalten, haben wie Jesus im Geist und seinen wunderbaren Kräften immer neue Garantien erlebt, daß Gott uns seine größte Gabe, sein Reich, demnächst schenken will, aber auch für sie war es möglich, in allen Erschütterungen und Enttäuschungen ihrer großen Hoffnung daran festzuhalten, daß Gott jetzt schon im Regiment sitzt und wir selbst in Leid, Verfolgung und Tod von seiner Macht und Treue nicht verlassen werden. Der alte jüdische Schöpfer- und Vor-

sehungsglaube ist dauernd das Fundament der christlichen Frömmigkeit geblieben, auf das sie sich jeweilen zurückzog aus allen Schwankungen eines Zukunfts- und Gegenwartsenthusiasmus. Ohne dies Fundament hätte die neue Religion das Ausbleiben aller ihrer großen Hoffnungsziele nicht überdauern können. Was sie in allen ihren schwersten Stunden aufrecht hielt, war doch immer wieder der Glaube an die Allmacht, die nicht dies und jenes tun könnte und wollte und vielleicht einmal tun wird, sondern die das Wirkliche tut und ihre Kinder durch die reale, nicht eine erst erhoffte und mirakulöse Welt, näher zu sich führen will.

Der zweite klare Hauptzug im Gottesgedanken Jesu ist seine vollkommene sittliche Hoheit. Gottes Allmacht ist für Jesus keine blinde Naturkraft jenseits von Gut und Böse, sondern absoluter guter Wille. Wie die Allmacht, so eignet auch die Güte im strengen Sinn Gott allein. Niemand ist gut, sagt Jesus, als der eine Gott,[1]) der ist aber auch ganz gut, vollkommen, das Urbild aller menschlichen Güte und Vollkommenheit: „seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist".[2]) Wir erfahren den sittlichen Willen Gottes in seinem Gesetz, im geschriebenen Gesetz Moses wie in unserem Gewissen, dessen fordernder Stimme kein Mensch sich entziehen kann. Es ist die bekannte Doppelstimme mit der Forderung und dem Verbot, mit dem scharfen Entweder — Oder von Gut und Böse, die wie Gott und Satan, wie Gottesreich und Hölle auseinanderklaffen. Jesus hat die Erkenntnis dieser sittlichen Forderung im allgemeinen vorausgesetzt, er redet vom Tun des Willens Gottes[3]) als von etwas, das jedermann weiß, aber er sah auch einen guten Teil seiner Lebensaufgabe darin, ein eingeschlafenes und bequem gewordenes Gewissen überall aufzuwecken und zu

---

[1]) Mk 10, 18. [2]) Mt 5, 48. [3]) Mt 7, 21; Mk 3, 35.

erschüttern durch die allerhöchste Verschärfung der göttlichen Forderung. Unermüdlich suchte er seinen Zuhörern zu zeigen, daß Gottes Wille in einem viel schärferen Gegensatz zum Bösen steht, als sie sich einbilden, und daß es eine viel schwerere Sache ist, diesem Willen Gottes in seiner ganzen Hoheit nachzukommen, als der Durchschnittsjude meint. Er geht so weit, ihnen zu erklären, daß Gott eine noch viel höhere Gerechtigkeit verlange als die Schriftgelehrten und Pharisäer, und daß er den Eingang ins Gottesreich an diese harte und schwere Bedingung knüpfe.[1] Die ganze sittliche Hoheit Gottes offenbart sich darin, daß seine Forderung in das Innerste unsrer Gesinnung eingreift. Nicht um einzelne Taten handelt es sich vor Gott, sondern um das Herz[2]) und um die Gedanken.[3] Gott sieht ins Verborgene hinein[4]) und seine Forderung umfaßt alles im Menschen, die nebensächlichsten Worte,[5]) die zufälligsten Gedanken, es heißt einfach immer und in jedem Augenblick: gut oder böse, dazwischen gibt es keine Mittelstellung. Von der ungeheuren Verschärfung der Gesetzesforderung, von dem großen Schritt vom Relativen zum Absoluten, von der Gemeinschaftsethik zur Forderung an die Person wird nachher die Rede sein, wenn der Inhalt der Forderung Jesu im einzelnen uns beschäftigt. Hier kommt es zunächst nur darauf an, wie überhaupt durch Jesus die göttliche Forderung ins Zentrum der Religion gerückt wird in einer Weise, die wieder ganz an die alten Propheten erinnert.

Es wird dadurch das ganze Wesen der Religion von ihm streng sittlich bestimmt. Liest man einen großen Teil der Worte Jesu, so hat es fast den Anschein, als gehe für ihn der Gottesgedanke ganz in der Forderung auf und erscheine als die Hauptsache an der Religion das Gesetz. Das Eingehen

---

[1]) Mt 5, 20. [2]) Mt 5, 8; 12, 34 f.; Mk 7, 21. [3]) Mt 5, 22, 28. [4]) Mt 6, 6, 18; 10, 26. [5]) Mt 12, 36.

ins Gottesreich knüpft er ausschließlich an das Tun des Willens unsres himmlischen Vaters;[1]) von Gnade und Erbarmen ist in solchen Zusammenhängen mit keinem Wort die Rede. Es ist freilich geraten, auch in solchen Aussprüchen nicht das ganze und letzte Wort Jesu zu sehen; ist es doch überhaupt nun einmal seine Art, daß er jedesmal nur die eine Seite seiner Botschaft herb und schroff und einseitig zum Ausdruck bringt. Aber das geht mit Sicherheit aus solchen und ähnlichen Worten Jesu hervor, daß für ihn die Religion in erster Linie Gehorsam ist, und daß er von keiner Religion etwas weiß und wissen wollte, die etwas anderes und besseres sein möchte als Gehorsam. Und eben dadurch gewinnt sein Gottesgedanke die strenge sittliche Majestät: wenn man Gott nur im Gehorsam haben kann, muß er restlos aufgehen in der Macht des Guten, der wir alle uns innerlich beugen müssen. Es tritt dadurch eine fast unnahbare Herbe und Strenge in das göttliche Wesen ein, die auch durch den Vaternamen nicht verwischt werden darf. Zu denken gibt nach dieser Seite das Gleichnis von den anvertrauten Talenten mit dem Gespräch zwischen dem zurückkehrenden Herrn und dem trägen Knecht.[2]) Der Knecht sagt zur Entschuldigung zu seinem Herrn: „ich fürchtete dich, weil du ein gestrenger Herr bist und nimmst, wo du nicht hingelegt hast, und erntest, wo du nicht gesäet hast." Der Herr aber antwortet ihm nicht etwa: „deine Meinung von mir war falsch, ich bin doch milde, sondern er nimmt ihn beim Wort und macht ihm klar, daß er mit dieser seiner Einsicht in den Charakter seines Herrn sich doppelt um sein Wohlgefallen hätte bemühen müssen. So verkehrt es wäre, nach alter Auslegungsmethode vom Charakter dieses Herrn auf den Charakter Gottes zu schließen, — daß Jesus mit Wohlgefallen einen so harten, strengen Herrn im Gleichnis einführt, das allein ist für ihn bezeichnend. Man

---

[1]) Mt 7, 21. [2]) Mt 25, 14–30.

wird sagen dürfen: der Gott Jesu fordert nicht zurück, wo er nichts ausgegeben hat, aber er besteht als unser Schöpfer und Herr scharf und streng auf seiner gerechten Forderung und wird niemals einen bösen Willen für einen guten Willen ansehen. Dadurch wird zunächst jedenfalls der Abstand des Menschen, jedes Menschen von Gott gewaltig gesteigert. Dem allmächtigen Gott stehen wir Menschen schwach und ohnmächtig gegenüber, aber wir sind doch seine Geschöpfe und leben aus seiner Kraft. Vor dem guten und vollkommenen Gott aber stehen wir Menschen alle da als die Schuldigen, als die Nicht-Guten, die sich schämen müssen; wir können uns seiner Forderung niemals entziehen und können doch niemals uns vormachen, daß wir ihr auch nur von ferne genügt hätten. Von hier aus begreift sich ohne weiteres die zentrale Stellung der Bitte: „vergib uns unsre Schulden"[1]) im Herrengebet; ohne dies demütige Eingeständnis, daß wir vor Gott als Schuldner erscheinen, gäbe es keine wahrhaftige Gebetsgemeinschaft mit unserem Gott. Das ist einer der vielen Gründe, warum die Religion Jesu mit der Mystik nichts gemein hat. Wenigstens mit dem, was man unter uns gewöhnlich mit dem Wort „Mystik" versteht. Das scharfe Distanzgefühl des schuldigen Menschen dem allein guten Gott gegenüber verträgt sich nicht mit der mystischen Zerflossenheit von Gott und Mensch. Zwischen den nicht guten Menschen und dem guten Gott kann niemals eine mystische Vereinigung stattfinden. Die Religion Jesu ist und bleibt herbe sittliche Wahrhaftigkeit; zu ihren unverlierbaren Bestandteilen gehört die G o t t e s f u r c h t.

Dieser sittliche Grundcharakter Gottes kommt nächst der Forderung im Gesetz am klarsten in den Gedanken von L o h n u n d S t r a f e zum Ausdruck. Der fordernde Gott ist auch der R i c h t e r, der als Richter zeigt, wie ernst es ihm mit seiner

[1]) Mt 6, 12.

Forderung ist. Für einen bibelgläubigen Juden ist das ja selbstverständlich, man möchte aber gern heute Jesus von den richterlichen Lohn- und Strafgedanken entlasten. Richtige Erkenntnisse sind dabei beteiligt, aber sie dürfen uns zu keiner Vergewaltigung der klaren Worte Jesu führen, die gerade in diesem Punkt keiner Mißdeutung fähig sind.

Wir dürfen mit keiner Kunst aus Jesus einen kantischen Philosophen zu machen suchen, der von dem Lohngedanken eine Verfälschung der Reinheit der sittlichen Motive befürchtet. Mit wahrer Selbstverständlichkeit spricht Jesus vom Lohn und rechnet bestimmt darauf, daß auch das kleinste gute Werk seinen Lohn bei Gott finden solle. „Wer euch mit einem Trunk Wasser tränkt, wahrlich, ich sage euch: er soll seinen Lohn nicht verlieren."[1]) Ein guter Teil der Worte der Bergpredigt steht im Schema der Gedanken von Leistung und Lohn. Genau besehen, gilt das selbst von den Seligpreisungen: auf der einen Seite die menschliche Bedingung, auf der andern Seite der göttliche Lohn.[2]) „Freuet euch und frohlockt," sagt Jesus zu den Verfolgten, „denn euer Lohn ist groß im Himmel."[3]) Wer Jesu Gebote tut und lehrt, der wird ein Großer heißen im Himmelreich.[4]) Die Spruchreihe von Almosen, Gebet und Fasten erscheint bei Matthäus völlig im Lohnschema:[5]) man hat zu wählen, ob man Lohn von Menschen oder Lohn von Gott begehrt; diese Abwägung soll den Jünger Jesu von den Heuchlern unterscheiden. Auch die Warnung vor dem Reichtum stellt vergängliche Schätze auf Erden, ewige Schätze im Himmel[6]) einander gegenüber; es gilt zu wählen zwischen beiden Zielen. Endlich am Schluß der großen Rede das Kernwort: wer Gottes Willen tut, nur der wird eingehen ins Gottesreich.[7]) Mit demselben Lohngedanken arbeiten eine Reihe von Gleichnissen bei Matthäus:

---

[1]) Mk 9, 41. [2]) Mt 5, 3–12. [3]) Mt 5, 12. [4]) Mt 5, 19. [5]) Mt 6, 1–18. [6]) Mt 6, 20. [7]) Mt 7, 21.

das Gleichnis von den Talenten aus der Redequelle,[1]) das Gleichnis von den Tagelöhnern, die zu verschiedener Zeit berufen sind.[2]) Hier meldet sich bereits eine höhere Betrachtung, die strenge Äquivalenz von Lohn und Leistung scheint zu zerbrechen, aber einstweilen arbeiten doch alle Arbeiter für den zuvor ausgemachten Lohn, und jeder bekommt, was ihm der Herr versprochen hat. Bei Markus erhebt Petrus die Lohnforderung an Jesus mit den Worten: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt," und Jesus verheißt ihm und allen, die ihm nachfolgen, hundertfache Entschädigung in dieser Welt und in der Zukunft das ewige Leben.[3]) Am gröbsten und derbsten läßt wieder Lukas seinen Jesus mit dem Lohngedanken arbeiten. Die Gleichnisse im 14. Kapitel bei den sogenannten Gastmahlsreden leisten in dieser Hinsicht das Äußerste. Da gibt Jesus den Rat, sich bei einer Einladung ja nicht oben hin, sondern zu unterst zu setzen, damit man dann vom Gastgeber nach oben gerückt und so für seine Bescheidenheit entschädigt wird.[4]) So soll man auch nicht Reiche und Vornehme zu sich einladen, die es einem auf Erden wieder vergelten können, sondern Arme und Kranke aller Art, die keine Möglichkeit haben, es zu vergelten, damit es von Gott dann vergolten werden muß bei der Auferstehung der Gerechten.[5]) Im gleichen Geist sind die beiden Gleichnisse im 16. Kapitel bei Lukas verfaßt. Da wird uns der ungerechte Haushalter als Muster weltlicher Klugheit vorgeführt.[6]) Er wußte sich geschickt aus seiner mißlichen Lage zu ziehen, indem er sich durch willkürlichen Schuldenerlaß die Gunst der Armen erwarb, die ihn dafür nach seiner Absetzung in ihre Häuser aufnahmen. So soll im geistlichen Gebiet der Christ „rechnen" auf die ewige Zukunft. In die Form eines Axioms faßt das Gleichnis vom reichen Mann und armen

---

[1]) Mt 25, 14–30. [2]) Mt 20, 1–16. [3]) Mk 10, 28–30. [4]) Lk 14, 8.
[5]) Lk 14, 12–14. [6]) Lk 16, 1–13.

Lazarus den Lohngedanken[1]) „du", läßt es Abraham zum Reichen sagen, „hast dein Gutes abbekommen in deinem Leben und ebenso Lazarus das Böse; jetzt wird er hier getröstet, du aber leidest Pein." Das würde allerdings eine peinlich genaue Buchführung im Himmel voraussetzen, verbunden mit einer seltsamen Ausübung der strengen Gerechtigkeit. Man wird sich doch bei manchen dieser Lukasworte im Ernst fragen, ob diese krasse Lohnrechnerei, die der Evangelist auch in Jesusworte einträgt, welche bei Matthäus wenig oder nichts davon enthalten, nicht eher der Gesinnung irgend eines jüdischen, den Meister vergröbernden Jüngers als der Art Jesu entspricht. Allein es hilft nicht viel, wenn wir ein paar derbe Lohnworte bei Lukas dem Evangelisten auf das Konto setzen, um Jesus zu entlasten. Wir müssen zugeben, daß nach der gesamten evangelischen Überlieferung Jesus am Lohngedanken nicht nur keinen Anstoß nahm, sondern sich seiner aufs kräftigste bediente, um die Zuhörer zur Entscheidung zu drängen.

Der Energie des Lohngedankens entspricht bei Jesus die beinahe noch furchtbarere Energie des Gerichts- und Strafgedankens. „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet."[2]) „Ich will euch zeigen, wen ihr fürchten sollt", läßt Lukas mit seiner Lebhaftigkeit Jesus sagen: „fürchtet den, der nach dem Töten Macht hat, in die Hölle zu werfen."[3]) Die Furcht vor den Menschen und ihrer Verfolgung vertrieb Jesus in den Herzen seiner Jünger durch Steigerung ihrer Furcht vor dem Richtergott. Weiterer Ausführungen hierfür bedarf es nicht, es genügt das eine: der Hinweis auf die Hölle und ihre Bedeutung in der Verkündigung Jesu. Sie ist der ganzen evangelischen Überlieferung ohne Unterschied der Quellen gemeinsam, nur daß die Sonderüberlieferung des Lukas statt des Wortes „Gehenna" einmal den Hades mit seiner

---

[1]) Lk 16, 19–31. [2]) Mt 7, 1–5. [3]) Lk 12, 5.

Feuerqual einsetzt.[1]) Lassen wir alles Beiwerk der Phantasie als nebensächlich beiseite, — der furchtbare Gedanke der ewigen Strafe wird von Jesu Botschaft schwerlich abzutrennen sein. Es liegt auch nichts am Wort Gehenna oder Hölle. Bei Matthäus stellt Jesus in dem ernsten Wort von den zwei Wegen das Leben und das Verderben zueinander in Gegensatz.[2]) Dasselbe tönt uns in dem Wort entgegen: „wer sein Leben finden will, der wird es verlieren.“[3]) Leben und Tod heißen hier die beiden Endziele. Oder wir denken an das gleich furchtbare Wort von dem Ärgernisbringer: „Wehe dem Menschen, durch den Ärgernis kommt.“[4]) „Wer eines der Kleinen ärgert, dem wäre es besser, wenn ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er in das Meer geworfen würde.“[5]) Vor allem hat das berühmte Schlußwort Jesu bei Matthäus vom Weltgericht und der Scheidung der Menschen, wie man Schafe und Böcke scheidet, zur Rechten und zur Linken des Messiasthrons die spätere christliche Phantasie bestimmt.[6]) Das Gleichnis weist in seiner jetzigen Form Züge auf, die auf die Erfahrungen des Gemeindelebens nach Jesu Tod hindeuten, und schwerlich kann es in seinem Wortlaut von Jesus stammen. Aber noch viel unwahrscheinlicher wäre die Annahme, daß die Jünger sich in der Sache selbst, in der Energie des Gerichts- und Strafgedankens im Geist Jesu sollten vergriffen haben. Die ganze Zukunftserwartung der Bibel wie der jüdischen Überlieferung, in der Jesus aufgewachsen ist, weiß von nichts anderem als diesem furchtbaren Doppelausgang aller menschlichen Geschicke: auf der einen Seite das Gottesreich mit seiner Freude und Seligkeit, auf der andern Seite das Gericht und die Hölle. Es gibt ein Gerettet-Werden, es gibt aber auch ein Verloren-Gehen, keins ohne das andere. Jesus hätte mit seiner ganzen

---

[1]) Lk 16, 23. [2]) Mt 7, 13. [3]) Mt 10, 39; Mk 8, 35. [4]) Mt 18, 7. [5]) Mk 9, 42. [6]) Mt 25, 31–46.

Bibel brechen müssen, wenn er an diesem Punkt anders geurteilt hätte.

Den schweren Problemen, die der Lohn- und Strafgedanke dem echten sittlichen Denken und Handeln bringen muß, der Frage des Eudämonismus und der Lohnstreberei, werden wir bei der Betrachtung der ganzen Forderung Jesu begegnen. Hier muß einzig festgestellt werden, was aus diesen Lohn- und Strafgedanken für den Gottesgedanken bei Jesus folgt. Ganz klar ist er kein traditionelles Beiwerk, sondern gehört zum Wesen des Gottesglaubens Jesu. Striche man diese Gedanken von Lohn, Gericht und Strafe aus Jesu Worten, so bekämen wir ein vollkommen anderes Evangelium. Es wäre einfach um seinen unerbittlichen sittlichen Ernst gebracht. Gott wäre dann wohl der fordernde Wille, dem wir uns innerlich beugen müssen, aber er hätte keine Macht, auf seiner Forderung zu bestehen, und sein göttliches Recht durchzusetzen sowohl den gehorsamen wie den widerstrebenden Menschen gegenüber. Eine Forderung, bei der es schließlich gleichgiltig ist, ob wir ihr nachkommen oder nicht, vermöchte sich auf die Dauer gar keinen Respekt zu verschaffen. Im Gerichts-, Lohn- und Strafgedanken kommt die H o h e i t d e r s i t t l i c h e n W e l t o r d n u n g zum Ausdruck. Freilich, wir Heutigen denken bei diesem Wort zunächst und vor allem an ein innerliches Verhältnis, an jene innerliche Ordnung, wonach der dem Gesetz Widerstrebende seinen innern Frieden verliert und im Schuldgefühl und bösen Gewissen sich selbst das Urteil sprechen muß und seine Trennung vom guten Gott empfindet. Das hat Jesus auch gekannt; Beweis ist das Gewicht, das er auf die Vergebung der Schuld gelegt hat,[1]) durch welche allein Menschen wieder in die rechte Ordnung untereinander und mit Gott treten können. Aber ein bloß innerlicher Idealismus, der sich mit dem innern Lohn des

[1]) Mt 6, 12; 5, 23; 18, 23–35.

guten Gewissens und der innern Strafe des Schuldgefühls begnügen wollte, war freilich für Jesus ganz undenkbar, wie für jeden kraftvoll sittlich empfindenden Menschen. Ob das Gute oder das Böse schließlich die siegende Macht ist, das bleibt die Frage, die durch keinen Idealismus der Gesinnung und der Innerlichkeit entschieden wird. Für Jesus war sie nur noch viel persönlicher gestellt; nicht eine Idee des Guten, sondern die wirklichen Menschen, die sich dem Bösen oder dem Guten hingeben, haben ihn bekümmert. Was ist das Ziel für den einen und für den andern? Ist es denkbar, daß das Ziel für beide dasselbe ist? Könnten wir vor einem Gott sittliche Achtung behalten, der uns die scharfe Entscheidung zwischen gut und böse zumutet, selber aber in überlegener Indifferenz die äußeren Geschicke leitet und schließlich alle in denselben Hafen der Ruhe einfahren läßt.

So ungeheuerlich für uns heute das Wort Hölle klingt und so widerliche Phantasien es in uns wach ruft, — führen wir den Höllengedanken auf seinen letzten Grund bei Jesus zurück, so ist es der absolute Gegensatz von gut und böse, für den es keine Aufhebung geben kann und darf. Nicht Freude an der Qual, nicht Grausamkeitsphantasien beleben bei Jesus die Höllenvorstellung, sondern immer allein die sittliche Strenge seines Gottesgedankens, er will den Menschen zeigen: seht, so widersteht das Böse Gott, daß es sein Gericht herausfordert, daß Gott es nur in die Hölle verstoßen kann. Genau so hat Kant Jesus verstanden. Er rühmte es von der christlichen Moral, daß sie das sittlich Gute vom sittlich Bösen nicht wie den Himmel von der Erde, sondern wie den Himmel von der Hölle unterscheide und damit die unermeßliche Kluft zwischen beiden philosophisch richtig zum Ausdruck bringe. Das ist das eine, was nie vergessen werden darf. Dazu kommt aber das andere, daß durch den Lohn- und Strafgedanken die Wahrheit dem Menschen

Lazarus den Lohngedanken[1]) „du", läßt es Abraham zum Reichen sagen, „hast dein Gutes abbekommen in deinem Leben und ebenso Lazarus das Böse; jetzt wird er hier getröstet, du aber leidest Pein." Das würde allerdings eine peinlich genaue Buchführung im Himmel voraussetzen, verbunden mit einer seltsamen Ausübung der strengen Gerechtigkeit. Man wird sich doch bei manchen dieser Lukasworte im Ernst fragen, ob diese krasse Lohnrechnerei, die der Evangelist auch in Jesusworte einträgt, welche bei Matthäus wenig oder nichts davon enthalten, nicht eher der Gesinnung irgend eines jüdischen, den Meister vergröbernden Jüngers als der Art Jesu entspricht. Allein es hilft nicht viel, wenn wir ein paar derbe Lohnworte bei Lukas dem Evangelisten auf das Konto setzen, um Jesus zu entlasten. Wir müssen zugeben, daß nach der gesamten evangelischen Überlieferung Jesus am Lohngedanken nicht nur keinen Anstoß nahm, sondern sich seiner aufs kräftigste bediente, um die Zuhörer zur Entscheidung zu drängen.

Der Energie des Lohngedankens entspricht bei Jesus die beinahe noch furchtbarere Energie des Gerichts- und Strafgedankens. „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet."[2]) „Ich will euch zeigen, wen ihr fürchten sollt", läßt Lukas mit seiner Lebhaftigkeit Jesus sagen: „fürchtet den, der nach dem Töten Macht hat, in die Hölle zu werfen."[3]) Die Furcht vor den Menschen und ihrer Verfolgung vertrieb Jesus in den Herzen seiner Jünger durch Steigerung ihrer Furcht vor dem Richtergott. Weiterer Ausführungen hierfür bedarf es nicht, es genügt das eine: der Hinweis auf die Hölle und ihre Bedeutung in der Verkündigung Jesu. Sie ist der ganzen evangelischen Überlieferung ohne Unterschied der Quellen gemeinsam, nur daß die Sonderüberlieferung des Lukas statt des Wortes „Gehenna" einmal den Hades mit seiner

[1]) Lk 16, 19–31. [2]) Mt 7, 1–5. [3]) Lk 12, 5.

Feuerqual einsetzt.[1] Lassen wir alles Beiwerk der Phantasie als nebensächlich beiseite, — der furchtbare Gedanke der ewigen Strafe wird von Jesu Botschaft schwerlich abzutrennen sein. Es liegt auch nichts am Wort Gehenna oder Hölle. Bei Matthäus stellt Jesus in dem ernsten Wort von den zwei Wegen das Leben und das Verderben zueinander in Gegensatz.[2] Dasselbe tönt uns in dem Wort entgegen: „wer sein Leben finden will, der wird es verlieren.“[3] Leben und Tod heißen hier die beiden Endziele. Oder wir denken an das gleich furchtbare Wort von dem Ärgernisbringer: „Wehe dem Menschen, durch den Ärgernis kommt.“[4] „Wer eines der Kleinen ärgert, dem wäre es besser, wenn ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er in das Meer geworfen würde.“[5] Vor allem hat das berühmte Schlußwort Jesu bei Matthäus vom Weltgericht und der Scheidung der Menschen, wie man Schafe und Böcke scheidet, zur Rechten und zur Linken des Messiasthrons die spätere christliche Phantasie bestimmt.[6] Das Gleichnis weist in seiner jetzigen Form Züge auf, die auf die Erfahrungen des Gemeindelebens nach Jesu Tod hindeuten, und schwerlich kann es in seinem Wortlaut von Jesus stammen. Aber noch viel unwahrscheinlicher wäre die Annahme, daß die Jünger sich in der Sache selbst, in der Energie des Gerichts- und Strafgedankens im Geist Jesu sollten vergriffen haben. Die ganze Zukunftserwartung der Bibel wie der jüdischen Überlieferung, in der Jesus aufgewachsen ist, weiß von nichts anderem als diesem furchtbaren Doppelausgang aller menschlichen Geschicke: auf der einen Seite das Gottesreich mit seiner Freude und Seligkeit, auf der andern Seite das Gericht und die Hölle. Es gibt ein Gerettet-Werden, es gibt aber auch ein Verloren-Gehen, keins ohne das andere. Jesus hätte mit seiner ganzen

---

[1] Lk 16, 23. [2] Mt 7, 13. [3] Mt 10, 39; Mk 8, 35. [4] Mt 18, 7. [5] Mk 9, 42. [6] Mt 25, 31–46.

Bibel brechen müssen, wenn er an diesem Punkt anders geurteilt hätte.

Den schweren Problemen, die der Lohn- und Strafgedanke dem echten sittlichen Denken und Handeln bringen muß, der Frage des Eudämonismus und der Lohnstreberei, werden wir bei der Betrachtung der ganzen Forderung Jesu begegnen. Hier muß einzig festgestellt werden, was aus diesen Lohn- und Strafgedanken für den Gottesgedanken bei Jesus folgt. Ganz klar ist er kein traditionelles Beiwerk, sondern gehört zum Wesen des Gottesglaubens Jesu. Striche man diese Gedanken von Lohn, Gericht und Strafe aus Jesu Worten, so bekämen wir ein vollkommen anderes Evangelium. Es wäre einfach um seinen unerbittlichen sittlichen Ernst gebracht. Gott wäre dann wohl der fordernde Wille, dem wir uns innerlich beugen müssen, aber er hätte keine Macht, auf seiner Forderung zu bestehen, und sein göttliches Recht durchzusetzen sowohl den gehorsamen wie den widerstrebenden Menschen gegenüber. Eine Forderung, bei der es schließlich gleichgiltig ist, ob wir ihr nachkommen oder nicht, vermöchte sich auf die Dauer gar keinen Respekt zu verschaffen. Im Gerichts-, Lohn- und Strafgedanken kommt die Hoheit der sittlichen Weltordnung zum Ausdruck. Freilich, wir Heutigen denken bei diesem Wort zunächst und vor allem an ein innerliches Verhältnis, an jene innerliche Ordnung, wonach der dem Gesetz Widerstrebende seinen innern Frieden verliert und im Schuldgefühl und bösen Gewissen sich selbst das Urteil sprechen muß und seine Trennung vom guten Gott empfindet. Das hat Jesus auch gekannt; Beweis ist das Gewicht, das er auf die Vergebung der Schuld gelegt hat,[1]) durch welche allein Menschen wieder in die rechte Ordnung untereinander und mit Gott treten können. Aber ein bloß innerlicher Idealismus, der sich mit dem innern Lohn des

[1]) Mt 6, 12; 5, 23; 18, 23-35.

guten Gewissens und der innern Strafe des Schuldgefühls begnügen wollte, war freilich für Jesus ganz undenkbar, wie für jeden kraftvoll sittlich empfindenden Menschen. Ob das Gute oder das Böse schließlich die siegende Macht ist, das bleibt die Frage, die durch keinen Idealismus der Gesinnung und der Innerlichkeit entschieden wird. Für Jesus war sie nur noch viel persönlicher gestellt; nicht eine Idee des Guten, sondern die wirklichen Menschen, die sich dem Bösen oder dem Guten hingeben, haben ihn bekümmert. Was ist das Ziel für den einen und für den andern? Ist es denkbar, daß das Ziel für beide dasselbe ist? Könnten wir vor einem Gott sittliche Achtung behalten, der uns die scharfe Entscheidung zwischen gut und böse zumutet, selber aber in überlegener Indifferenz die äußeren Geschicke leitet und schließlich alle in denselben Hafen der Ruhe einfahren läßt.

So ungeheuerlich für uns heute das Wort Hölle klingt und so widerliche Phantasien es in uns wach ruft, — führen wir den Höllengedanken auf seinen letzten Grund bei Jesus zurück, so ist es der absolute Gegensatz von gut und böse, für den es keine Aufhebung geben kann und darf. Nicht Freude an der Qual, nicht Grausamkeitsphantasien beleben bei Jesus die Höllenvorstellung, sondern immer allein die sittliche Strenge seines Gottesgedankens, er will den Menschen zeigen: seht, so widersteht das Böse Gott, daß es sein Gericht herausfordert, daß Gott es nur in die Hölle verstoßen kann. Genau so hat Kant Jesus verstanden. Er rühmte es von der christlichen Moral, daß sie das sittlich Gute vom sittlich Bösen nicht wie den Himmel von der Erde, sondern wie den Himmel von der Hölle unterscheide und damit die unermeßliche Kluft zwischen beiden philosophisch richtig zum Ausdruck bringe. Das ist das eine, was nie vergessen werden darf. Dazu kommt aber das andere, daß durch den Lohn- und Strafgedanken die Wahrheit dem Menschen

deutlich gemacht wird, daß all sein Handeln Folgen für ihn selber bringen muß, und daß es nichts weniger als gleichgiltig für unser zeitliches und ewiges Geschick sein kann, wie wir uns entscheiden. Jesus hält damit an der sittlichen Echtheit und Solidität der Welt, in die uns Gott gestellt hat, fest. Wir stehen in keiner Welt, die sich schließlich um gut und böse nicht kümmert, sondern im Gegenteil in einer Welt, für die der Gegensatz von gut und böse letztlich alles bestimmt. Das muß auch beim Lohngedanken im Auge behalten werden: nicht um selbstsüchtige Lohnstreberei wird es sich ja im Ernst für Jesus und seine Jünger handeln können, aber um den festen Glauben, daß nichts Gutes in der Welt ganz verloren ist, daß unser Gott mit strenger Notwendigkeit aus dem Guten Gutes und aus dem Bösen Böses folgen läßt, und wir uns auf seine grundfeste Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit verlassen dürfen. Selbstverständlich ist das Glaube und kein Wissen, ein Glaube, der zunächst den ganzen Schein der nächsten Wirklichkeit gegen sich hat, in der es, wie auch Jesus nur zu gut wußte, den schlechten Elementen im ganzen höchst erträglich und den guten oft recht elend zu gehen pflegt, aber gerade als solcher paradoxer Glaube gehört er zu den hohen Werten, auf die wir unter keinen Umständen verzichten dürfen. Der Lohn- und Strafgedanke würde dann zu einer elenden Glücksrechnerei herabsinken und seinen ganzen idealistischen Charakter verlieren, wenn er eben ein Rechenexempel wäre, dem die nächste gegebene Wirklichkeit entgegenkäme. Da er aber das reine Gegenteil ist und nur bei einer Umwertung der nächsten augenfälligen Werte von Glück und Unglück und einem tapferen Schauen auf das Unsichtbare aufrecht erhalten werden kann, gehört er zu den Dingen, die Jesus keineswegs voraussetzt, sondern erst weckt und kräftigt. Statt uns vom nächsten, vor Augen liegenden Glück oder Unglück der Menschen in unserem Verhalten bestimmen zu

lassen, sollen wir den Blick zum Ewigen und Unsichtbaren erheben und dem Willen Gottes uns hingeben in dem frohen Glauben, daß dem Tun dieses Willens Gottes die ganze ewige Seligkeit gehören wird. Wer den hohen Idealismus dieser Denkweise nicht zu erfassen versteht, der kann Jesus niemals begreifen: Für ihn gehört das zur Herrlichkeit seines Gottes, daß er nicht bloß das Gute fordern kann, sondern es auch schließlich zum vollen Sieg führen wird. Dazu gehört allerdings auch die Kehrseite, daß Gott strafen und vernichten muß, wo ihm bleibender Widerstand begegnet. Aber auch in dem Ernst des göttlichen Gerichts über das Böse leuchtet bei Jesus die absolute göttliche Güte hindurch, welche das Gute nicht so lieben könnte, wenn sie das Böse ihm gleichzustellen vermöchte.

Eins freilich ist klar: der Gedanke der sittlichen Weltordnung erschöpft den Gottesglauben Jesu nicht von ferne, er berührt das Tiefste und Letzte desselben nicht einmal. Er ist eine Teilwahrheit, die in einen größeren Zusammenhang eingestellt werden muß, um ihr rechtes Licht zu bekommen. Aber auch so ist er Wahrheit auf alle Fälle, Wahrheit, für die wir Jesus gar nicht zu entschuldigen brauchen, die ihm grundwesentlich ist, auf die er niemals verzichten könnte. Wir stehen in einer sittlich realen und ehrlichen Gotteswelt, und Gott sorgt dafür, daß das Gute wie das Böse die Stelle bekommen, die beide verdienen.

Das Wesen des Gottes, mit dem Jesus lebt und den er den Menschen nahe bringen will, vollendet sich in seiner wunderbaren Güte, Liebe und Barmherzigkeit. Er ist ja unser Vater im Himmel; sein Bestes ist dies, daß er uns alles schenkt, was wir nur immer bedürfen mögen. Wir Menschen sollen uns nur seine Liebe nicht weichlich und sentimental ausdenken; das ist ausgeschlossen, sobald wir wissen, daß wir es ja mit dem Allmächtigen, dem Herrn Himmels und der Erde, und mit dem Reinen und

Vollkommenen zu tun haben, wenn wir mit dem Vaternamen zu ihm kommen. Es muß in ihm eine Liebe wohnen, die auch Leid und Tod, ja Gericht und Hölle in der Hand hat, und die die unbedingte Trennung des Menschen von allem Bösen verlangt gerade aus echter Liebe heraus. Gott will uns selig machen, ja, aber um den Preis, daß wir gut werden, daß wir ihm gehorchen, unter keiner andern Bedingung. Wer aus dem Vatergedanken bei Jesus die sittliche Majestät ausscheiden wollte, behielte nur noch eine Karikatur des Gottesglaubens Jesu in der Hand.

Woher kennt Jesus die Vatergüte seines Gottes, und woher sollen seine Jünger sie kennen lernen? Selbstverständlich gab auch hier die Bibel die feste Unterlage. Sie braucht den Vaternamen höchst selten, aber sie ist ein gewaltiges Lied auf die wunderbare Treue und Güte, mit der Gott sein Volk Israel geleitet hat von Geschlecht zu Geschlecht. Unzähligemal hat das Judentum der Zeit Jesu die alte Charakteristik Gottes wiederholt, die auch Jesus von Kind an geläufig sein mußte: „barmherzig, gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue, der da bewahret Gnade in tausend Glieder und vergibt Missetat, Übertretung und Sünde"[1]) oder wie das Echo im Psalm 103 es wiedergibt: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat, der dir alle deine Sünde vergibt und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben erlöst, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit ... Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. Er wird nicht immerdar hadern und ewiglich Zorn halten. Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden und vergilt uns nicht nach unsrer Missetat. Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, läßt er seine Gnade walten über die, so ihn fürchten. So ferne der Morgen ist vom Abend, läßt er unsre

[1]) 2. Mose 34, 6, 7.

Übertretungen von uns sein. Wie sich ein Vater erbarmt über Kinder, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten."[1]) Solche wunderbaren Worte der Bibel sind ja in ihrer Art unüberbietbar; es braucht jedoch Augen, um gerade sie unter so vielen andern zu sehen, und von ihrer Kenntnis ist noch ein sehr weiter Weg zu einem Leben in der Güte und Treue Gottes, wie sie in solchen Worten zum Ausdruck kommt.

Jesus besaß die Augen, um nicht nur in seiner Bibel, sondern überall die Spuren der Liebe und Güte seines Gottes freudig zu begrüßen. Das zeigt schon seine Naturauffassung. Ihm offenbarte die Natur vor allem die Freundlichkeit, Fürsorglichkeit und Freigebigkeit seines Vatergottes. Gott hat für alle reichlich gesorgt im Haushalt der Natur, für Pflanzen und Tiere und erst recht für die Menschenkinder; er spendet ihnen, was sie brauchen zur Nahrung und Kleidung, denn er weiß ja, was sie nötig haben, und darum bedarf es keiner menschlichen Sorgen mehr. Er wirkt hier mit seiner Güte im Großen wie im Kleinen, er läßt für die ganze Erde seine Sonne aufgehen und gibt den wohltuenden Regen nach Bedarf, und er hat acht auf jeden Sperling, und die Haare unsres Hauptes sind bei ihm gezählt,[2]) wie kann ein Mensch an seiner Güte zweifeln? Aus all dem ist nicht der Schluß zu ziehen, daß Jesus wie ein harmloses Kind von den Nachtseiten des Naturlebens nichts gewußt hat, er kennt das weit ausgebreitete Gebiet des Dämonischen, das so plötzlich und unvermittelt in unser eigenes Leben eingreifen kann, und dem die meisten Menschen wehrlos preisgegeben sind. Er weiß auch mehr als genug von Krankheit aller Art und kennt so viel Armut unter den Menschen trotz der Fürsorge des Vatergottes. Dennoch hält er sich mit Vorliebe an die Züge der Güte und Freundlichkeit Gottes in der Natur, er weiß sich beim einfachen Genuß der alltäglichen Natur-

---

[1]) Ps 103, 1–4, 8–11. [2]) Mt 5, 45 f.; 6, 26, 30; 10, 30.

gaben ganz besonders nahe bei seinem Gott, und man hat den Eindruck, daß es für ihn wie ein Ausruhen und neues Kraftschöpfen bedeutete, fern von dem Treiben der schlechten Menschen, in der Natur wieder näher an Gottes Herz zu kommen. Und eins ist vor allem merkwürdig. Gerade an der sittlichen Indifferenz des Naturverlaufs, an der Gleichgiltigkeit von Sonnenschein und Regen gegen die sittlichen Unterschiede unter den Menschen, hat Jesus einen Einblick in die eigenartige, freie und großherzige Güte Gottes gewonnen. Was andern zum Anstoß werden kann, zum Vorwurf gegen den Gedanken einer sittlichen Weltordnung, das war für Jesus ein Grund zum Dank und zur Beschämung. Es klingt wie Nachklang eines neuen Erlebens und Schauens, wenn Jesus davon spricht, wie der Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte beglückende Sonnenschein und Regen ihm ein Zeichen ist für die überlegene Großherzigkeit Gottes, der nicht wie ein pedantischer Schulmeister sofort reagiert auf jeden Fehler seiner Kinder, sondern aus dem Reichtum seiner Gaben heraus sie alle, die Braven und die Ungezogenen, erhält und segnet.[1]) Vor dieser Großherzigkeit göttlicher Güte in der Natur zerbricht alles Enge, Kleinliche und Allzumenschliche am Gedanken der sittlichen Weltordnung; Gott selber ergreift da den moralischen Gottesverteidigern zum Trotz das Wort und wirft ihre schön ausgezimmerten Systeme um, führt uns ins Freie und Weite und zwingt uns erst, ganz groß und göttlich von ihm zu denken.

Aber auch im Menschenleben begegnet Jesus auf Schritt und Tritt den Zeichen der Güte seines Gottes. Die Selbstverständlichkeit, mit der ein menschlicher Vater die natürlichen Bitten seines Kindes erfüllt, macht uns Mut, von Gottes Vatergüte alles Gute zu erwarten, denn der große gute Gott wird sich doch nicht von den unguten Men-

[1]) Mt 5, 45.

schen beschämen lassen.[1]) Wenn wir darauf zählen können, daß ein menschlicher Vater seinen nach einem tollen, wüsten Leben bettelarm und schmutzig aus der Fremde heimkehrenden Sohn mit Freude wieder in seine Arme schließt und seine Rückkehr festlich feiert,[2]) dürfen wir darauf zählen, daß auch unser Gott den reumütig zurückkehrenden Kindern sein warmes Herz nicht verschließen wird. Jesus kennt Fälle, da nicht nur der Vater dem Sohn, sondern auch einmal der Herr einem Knecht[3]) oder der Gläubiger seinen Schuldnern[4]), die nicht zahlen konnten, die Schuld einfach erlassen hat; wenn das bei harten Menschenherzen vorkommt, warum sollten wir Gott nicht Vergebung zutrauen können? Ja, Jesus führt sogar ein Beispiel an, wo ein Arbeitsherr Arbeitern, die erst in letzter Stunde zur Arbeit in seinem Weinberg eintraten, Lohn und zwar den gleichen Lohn wie den mehrere Stunden länger arbeitenden Taglöhnern ausbezahlt hat;[5]) er weiß wohl, daß in solchen Fällen Reklamationen der früher angestellten Arbeiter einlaufen werden, aber sie werden scheitern an der Freiheit des Herrn, von seiner Güte jedem zu schenken, soviel er, der Herr, ihm bestimmt hat. Solche Geschichten kommen in der Wirklichkeit unter Menschen vor, und wir sollten meinen, Gott allein handle als ein pedantischer Rechenmeister? Wir dürfen Jesus keine falsche Idealisierung der Menschen zutrauen; er kennt sehr wohl ihre genaue Lohnrechnerei, und er weiß genug von hartherzigen Menschen, die ihren Schuldnern nicht einen Heller nachlassen werden, selbst wenn sie selber direkt vom eigenen Schulderlaß herkommen.[6]) Er verallgemeinert nichts in den aufgezählten Gleichnissen, er meint z. B. nicht, jeder Vater handle so wie der Vater im Gleichnis vom verlorenen Sohn. Ihm ist genug, daß solche Fälle, wie die ge-

---

1) Mt 7, 11. 2) Lk 15, 11–32. 3) Mt 18, 23–35. 4) Lk 7, 41–42; 16, 1–13. 5) Mt 20, 1–16. 6) Mt 18, 23–35.

nannten auch vorkommen, ja nach seiner Meinung z. B. zwischen Vater und Sohn die Regel sein werden; für solche Fälle hat er wieder die ganz besonderen Augen; ihm ist, er schaue hier durch menschliche Unvollkommenheit in Gottes vollkommene Güte hinein. Man darf das nie so pressen, als habe Jesus aus solchen menschlichen Erfahrungen oder auch aus dem Natureindruck erstmalig den Schluß auf Gottes Güte gezogen, das würde ja voraussetzen, daß er Gott erstmalig entdeckt hat, während er in Wirklichkeit im Glauben an den gütigen Gott der Bibel erzogen ist. Aber gleichgiltig war es auch nicht, wenn er die hellen gnädigen Züge seines Bibelgottes in der Spiegelung menschlicher Beziehungen wiederfinden konnte, ja im Verkehr mit seinen Zuhörern hat er besonders gern von diesen Argumenten Gebrauch gemacht; er suchte ihnen immer wieder klar zu machen: stellt euch doch euren Gott nicht härter, liebloser vor, als ihr selber seid; schließt im Gegenteil von eurer engen und schwachen Liebe auf die reiche und große Güte und Geduld eures himmlischen Vaters. Er hat seine Zuhörer und Jünger im allgemeinen nicht mit Bibelsprüchen bombardiert, sondern ihnen in ihrem eigenen nächsten Leben die Spuren der Freundlichkeit Gottes aufzuzeigen gesucht. Seine Jünger haben gerade diese Seite an Jesus fest im Gedächtnis gehalten; es war so anders als alles Schriftgelehrtentum, so viel einfacher, näher liegend, überzeugender. Aber darüber sollte man sich klar bleiben: es bedurfte dazu der besondern Augen Jesu; ein anderer Mensch wird vielleicht aus der gleichen Natur und aus dem gleichen Menschenleben viel herbere und härtere Züge des Schicksalswillens herauslesen. Für Jesus sprach letztlich mit die Grundgütigkeit seines eigenen Herzens, seine eigene Unmöglichkeit, Freund und Feind die Vergebung vorzuenthalten, seine eigene Großherzigkeit und Überlegenheit gegenüber menschlicher Schuld. Das gab auch seinen Reden und Gleichnissen ihre ganz be=

sondere Kraft; man spürte ihm an, dieser Mann redet nicht bloß so, er ist so. Weil sein Herz voll war von der Liebe Gottes und der Bruderliebe, besaß er die Offenheit für alle Spuren der Güte und Freundlichkeit in der leblosen und belebten Natur. Es war eine Gottesoffenbarung ganz von innen heraus, aber voll Licht und Klarheit für die Gottesgüte, die in der rätselhaften Natur und der verworrenen Menschenwelt da und dort ihren hellen Ausdruck findet.

Der Güte seines Gottes traute Jesus die Gewähr aller Gaben zu, welcher der Mensch bedarf, leiblicher wie geistiger Gaben. Lukas hat seinen Sinn verengt, wenn er die Gabe des heiligen Geistes hervorhebt statt „aller guten Dinge", wie Matthäus das Wort überliefert.[1]) Die Verengung des Lukas ist bezeichnend; die Christen haben später gerne das Geistliche einseitig vor das Natürliche und Leibliche gestellt. Jesus aber stellte im „Unser Vater" die Bitte um das tägliche Brot sehr ungeistlich vor die Bitte um die Vergebung der Schulden; ganz natürlich, denn der Mensch muß zu essen haben, bevor sein Hunger nach den tiefen innerlichen Gaben erwacht.[2]) Die beste Korrektur jeder falschen Geistigkeit und Innerlichkeit des Gottesglaubens brachte die Praxis Jesu. Er hat persönlich die Kranken geheilt und den hungrigen Armen zu essen gegeben, so viel er vermochte; er hielt ihnen keine langen Reden über ihren Seelenzustand, wenn er sah, wie sie unter der leiblichen Not vor allem zu leiden hatten. Darin handelte er an Gottes Statt; wollte er ihnen seinen Gott näher bringen, so durfte er sie nicht in philosophischem Idealismus äußerlich verkümmern lassen, sondern mußte ihnen mit der Tat beweisen, daß Gott für jede Not ein Herz hat und dem ganzen Menschen helfen will. Von hier aus steht das ganze Wunderwirken

---

[1]) Mt 7, 11; vgl. mit Lk 11, 13. [2]) Mt 6, 11, 12.

Jesu im Zeichen der hilfreichen Güte Gottes; das hat Jesus und seinem Evangelium so viel Herzen gewonnen, daß man bei ihm die Hilfe für die allernächste und dringendste Not zu finden hoffte und nie mit bloß geistiger Tröstung von dannen zog. Die Armen freilich konnte auch er nicht reich und satt machen, ihnen brachte er die Verheißung der Erlösung im kommenden Gottesreich, suchte sie zur Zuversicht auf die Fürsorge Gottes bis zum Kommen des Reiches zu erheben und weckte, so viel er konnte, in seinen wohlhabenderen Jüngern jene Mitteilsamkeit, die irgendeinen Ausgleich der Gaben und Güter stiftet.[1]) Voraussetzung war dabei für ihn und seine Jünger eine ungeheure Anspruchslosigkeit, ein sich Begnügen mit dem Notwendigsten, ein sich Schicken und Fügen in mancherlei Entbehrungen und in eine grenzenlose Einfachheit der Lebenshaltung, die doch wieder mit einer königlichen Freiheit und Sorglosigkeit verbunden sein kann.[2]) Man muß unsre modernen gesteigerten Kulturbedürfnisse und unsern modernen Sozialismus mit seinem Feldzug gegen die Zufriedenheit gründlich vergessen können, wenn man die Art, wie Jesus sich der Güte und Freundlichkeit seines Gottes getröstete, auch nur von ferne verstehen will.

Von dieser Güte Gottes in den leiblichen Gaben steigt aber der Gottesglaube Jesu aufwärts zu den innerlichen und geistigen Schenkungen Gottes, vor allem zu seiner wunderbaren Langmut und Geduld und seiner Barmherzigkeit gegen die Sünder. Hier ist nun der Punkt, wo sich erst die ganze Unzulänglichkeit des Vergeltungsglaubens erweist, und der Blick sich öffnet in die alle moralische Weltordnung übersteigende und weit unter sich lassende Sünderliebe des Vatergottes. Wären jene Gedanken von Lohn und Strafe die letzten und höchsten, so wären alle

[1]) Mt 5, 3, 42. [2]) Mt 6, 25–34.

Menschen vor dem Richtergott verloren, denn wir Menschen sind vor dem allein guten Gott alle nicht gut und alle Schuldner, die der göttlichen Forderung gegenüber sich rückständig und insolvent wissen.[1]) Aber der Gott, der den Gerechten und Ungerechten Sonnenschein und Regen spendet, muß weit großherziger, weit geduldiger, weit gnädiger sein, als die Moralisten ihn uns vormalen; er handelt nicht mit uns nach unserer Missetat und vergilt uns nicht nach unsern Sünden, ohne daß doch seine sittliche Hoheit ins Wanken gerät. Er will den Seinen ihre Schulden erlassen mit derselben Gewißheit und Selbstverständlichkeit, wie er ihnen das tägliche Brot gibt, wenn sie ihn nur darum bitten und ihre Schuld vor ihm bekennen in schlichter Wahrhaftigkeit und Demut. Einfacher kann man nicht von dieser tiefsten Liebe Gottes reden, als Jesus im Unser Vater tut: Sündenvergebung ein Geschenk des Vaters an seine Kinder wie das tägliche Brot und so gewiß Wahrheit, als sie ja auch untereinander von der Vergebung ihrer gegenseitigen Schulden zu leben gewohnt sind.[2]) Hier bedarf es keines komplizierten Sühn- und Opferapparates, keiner Versöhnungstheorien und Mittlergedanken; so sicher wir vor Gott immer Vergebung der Sünden im täglichen Leben nötig haben, so gewiß bekommen wir sie auch von Gott, wenn wir nur am Vertrauen und am Gebet darum festhalten. Grenzen auf Seiten Gottes, wo er auf einmal aufhören müßte, uns zu vergeben, gibt es nicht, wenn nur wir ihm keine Hindernisse in den Weg legen wie harten Trotz, Unversöhnlichkeit, Lästerung des Geistes im Gottesmann, durch den Gott uns seine Hilfe gerade bringen möchte. Auf Gottes Seite ist eine unsägliche Geduld und immer neue Vergebungsbereitschaft vorhanden, die sich niemals aufbraucht, sowenig als der Reichtum seiner natürlichen Gaben. Derselbe Jesus, der so

[1]) Mk 10, 18; Mt 7, 11; 6, 12. [2]) Mt 6, 12.

hart und unerbittlich die Forderung Gottes an die Menschen bekräftigte, zeigt uns hier die andere Seite seines Gottesglaubens mit ganz gleicher Klarheit und Kraft. Ein Widerspruch zwischen beiden Gedanken ist ihm nie aufgefallen; ihm ist es selbstverständlich, daß diese Vergebung unsrer Schulden uns nicht im Bösen belassen, sondern aus dem Bösen erlösen will, daß überhaupt nur der sich um sie bemühen wird, der sich ohne sie schuldig und verloren weiß und mit Sehnsucht sich ausstreckt nach der Erfüllung des Willens Gottes. Ebenso aber ist ihm klar, daß jedes Ernstmachen mit der göttlichen Forderung zum Bewußtsein der eigenen Rückständigkeit und Schuldverhaftung vor Gott führen muß, und daß deshalb der sittliche Ernst zur Bitte um die Vergebung treiben wird, wie die Zuversicht der Vergebung zu vertieftem sittlichem Gehorsam. Probleme sind auf diesem ganzen Gebiet für Jesus keine vorhanden, letztlich darum, weil ihm ein und derselbe Gott in der Forderung und im Verzeihen gegenwärtig ist, und auch die Frömmigkeit es immer mit dem ganzen lebendigen Gott, niemals mit einzelnen seiner Attribute, zu tun hat. Es gibt für Jesus ja keinen Gnadengott im Unterschied vom Gesetzesgott; mit Gott ernst machen, heißt für ihn immer, vor dem Einen stehen, der fordert und richtet und schenkt und vergibt aus der Einheit und Geschlossenheit seiner Majestät.

Gilt nun diese Gabe der Vergebung allen Gotteskindern, die im Gebet darum bitten, entsprechend der jüdischen Gebetspraxis, welche genau wie das „Unser Vater" diese Bitte in fester Form aufgenommen hat, so tritt die ganze Eigenart des Gottesglaubens nach dieser Seite erst zu Tage bei der energischen Anwendung, die Jesus davon machte, und die ihn in so scharfen Gegensatz stellte zum Pharisäismus. Für das korrekte Judentum der Zeit Jesu ist die Gabe der Vergebung im allgemeinen an die Bedingung der mehr oder weniger ernsthaften Gesetzesbeobachtung, also der Gerechtig-

keit, geknüpft. Man muß bereits auf der geraden Straße wandeln, muß zu den Braven und Gerechten gehören, wenn man zur vollen Gottesgemeinschaft das Recht haben will. Das führt in der Praxis dann freilich leicht zu der Folgerung, daß man mit seiner Gerechtigkeit eigentlich auskommt und nicht gerade ein besonders reiches Maß von Vergebung nötig hat. Ganz im Gegenteil aber wendet sich nach der Überzeugung Jesu die verzeihende Vaterliebe Gottes mit Vorliebe nicht den Braven und Gerechten, sondern den Ausgestoßenen und Verirrten, den Verkommenen und Gefallenen, allen den Inkorrekten, den durchaus Unheiligen, den Zöllnern und Sündern zu und ruft sie heim zum Vater auf eine herzgewinnende und überwältigende Weise. Gott erscheint von hier aus als der rechte Sündervater und seine Liebe als Sünderliebe, und Jesus fühlt sich gedrungen, gerade diese Seite an Gott persönlich und praktisch zu betätigen, indem er selbst vom geraden Weg abbiegt, die Unheiligen mit Vorliebe aufsucht,[1] sich Freund der Zöllner und Sünder schelten läßt,[2] der Gemeinschaft mit anrüchigen Frauen nicht aus dem Wege geht[3] und in alle dem die Großherzigkeit und Weite seines Gottes in einer für die zeitgenössische Frömmigkeit höchst anstößigen und direkt unverständlichen Weise zum Ausdruck bringt. Mit allen bisherigen Gottesgedanken ist das Judentum noch nicht durchbrochen, hier aber scheint es bedroht in seinem festen sittlichen Kern; die scharfen Schranken, die fromm und unfromm, rein und unrein, gerecht und ungerecht nach dem Maßstab des göttlichen Gesetzes bisher trennten, drohen auf einmal einzubrechen, die Moral scheint den Boden unter den Füßen zu verlieren. Was gilt dann eigentlich der Unterschied von gut und böse, welchen Wert hat es noch, sich anzustrengen im göttlichen Gehorsam, wenn den Sündern, Zöllnern und Huren der Vortritt vor

---

[1]) Mk 2, 17. [2]) Mt 11, 19. [3]) Lk 7, 37.

den Gerechten im Gottesreich gelassen wird,[1] wenn man für den heimkehrenden verlorenen Sohn ein Fest feiern darf, während der allzeit gehorsame Sohn des Hauses ungefeiert bleibt,[2] wenn es einerlei ist, ob ein Arbeiter sich 10 Stunden abgequält hat oder nur eine Stunde sein Werk tat?[3] Für einen im Pharisäismus erzogenen Juden bedeutet das den Bankerott aller echten Frömmigkeit und Sittlichkeit, die Öffnung aller Türen für jegliche Laxheit und Unsittlichkeit, das Paktieren mit dem Gemeinen und Schlechten, die Leugnung einer moralischen Weltordnung. Daß dabei freilich ein ganz grobes Mißverständnis, nicht nur der Pharisäer, sondern auch späterer christlicher Richtungen, mit unterlief, muß allerdings ausdrücklich betont werden. Es ist das Mißverständnis, daß Jesus die Gefallenen und Verkommenen in ihrem Zustand belassen und wohl gar bestärkt habe, darin fortzufahren, als bedeute die Sünderliebe Gottes eine Sanktion der Sünde und die Vergebung eine Ermutigung zu recht tapferer und häufiger Wiederholung der Schuld. Gewiß, wir können uns Jesus im Verkehr mit diesen von Gott und dem Rechten abgekommenen Menschen nicht in der Weise des Gerichtspredigers und Sündenpeitschers vorstellen, er wird nicht jede Einladung zur Mahlzeit mit Zöllnern dazu benützt haben, ihnen die Hölle heiß zu machen; wer lieben und helfen will, der muß zu allererst verstehen und verstanden werden, sonst ist alle Arbeit umsonst. Aber dafür sollte es keines Wortes bedürfen, daß die Liebe, welche Jesus diesen Menschen zu bringen hatte, eine reinigende und erlösende Macht war, die in die Welt des Guten versetzt. Jesus hat sich nicht vorgelogen, diese Kranken seien nun etwa in höherem Sinn die Gesunden, diese Sünder seien im Grunde brav und recht, es sei bloß in der Beurteilung und Behandlung seitens der Frommen ein Fehler gemacht worden; in Wahrheit dürfe man sich freuen

---

[1]) Mt 21, 31. [2]) Lk 15, 11–32. [3]) Mt 20, 1–16.

über die wundervollen Offenbarungen des guten Menschenherzens, welche unter rauher Kruste sich hier entdecken lassen. So vielleicht möchte ein moderner Volksschmeichler denken und reden, Jesus nimmermehr. Nein, für ihn war und blieb der verlorene Sohn im Gleichnis ein Verlorener, war und blieb der Sünder ein Sünder, der Zöllner ein Ungerechter, Unheiliger, den Jesus zur Umkehr, zur gänzlichen Änderung seines Lebenswandels rief. Aber einen großen Vorzug vor den Braven und Gerechten glaubte er bei diesen Menschen zu finden: sie litten an keiner Selbstzufriedenheit, an keinem Gerechtigkeitsdünkel, sie hielten sich im allgemeinen nicht für gerecht, wenn sie auch zunächst aus ihrer sittlichen Rückständigkeit kein Wesen machten; es war verhältnismäßig leicht, ihnen klar zu machen, daß sie Gott und seine verzeihende Liebe nötig hatten, ja ihrer mehr bedurften als des täglichen Brotes. Jesus er annte das daran, wie man ihn selber hier willkommen hieß, sich über seine reine und vornehme Erscheinung freute, offen und empfänglich war für seine Botschaft, sich nach der Liebe, von der er zeugen durfte, ausstreckte wie der Kranke nach dem Arzt.[1]) In diesen Kreisen ist doch das Wort von der Vergebung der Sünden am tiefsten verstanden worden; es galt hier nicht, erst ein künstliches Schema eigener, Lohn verdienender Leistungen zu zerschlagen und zu zeigen, daß es noch etwas Höheres gebe als streng abwägende moralische Weltordnung. Das waren ja nicht die Moralisten, nicht die Rechnungs- und Lohnmenschen, das waren verirrte, umhergeworfene, mit viel Schuld und Schwäche behaftete Menschen, für die es ein anderes Leben mit Gott als das Leben aus der verzeihenden Sünderliebe gar nicht geben konnte. Hier wurden daher Geheimnisse des göttlichen Waltens verstanden, die allen Gerechten zu hoch lagen, und wurde die Stellung des der Vergebung bedürftigen

---

[1]) Mk 2, 17.

Kindes erfaßt mit einer Neuheit, Lebhaftigkeit, Frische und Freude, wie von keinem andern unter den Jüngern Jesu. Der wundervolle und unerschöpfliche Gedanke der zuvorkommenden Gnade Gottes ist im Verkehr Jesu mit diesen verfehlten und gescheiterten Existenzen zum erstenmal lebendig geworden als das tiefste Wort der Religion.

Ist nun aber dadurch die moralische Weltordnung aufgehoben worden, die vergeltende Gerechtigkeit gestrichen aus dem Wesen Gottes? Wir denken: wirkliche Wahrheiten können niemals aufgehoben werden, und die Gedanken von Lohn, Gericht und Strafe sind für Jesus unzweifelhafte Wahrheiten. Sie bewähren sich gerade an den Erfahrungen, die Jesus im Verkehr mit den verschiedenen Menschenklassen machte. Wenn die Gerechtigkeit der Gerechten sich zur Selbstgerechtigkeit verhärtet, zur eigenen Unbußfertigkeit, verbunden mit dem harten, lieblosen Urteil über die Ungerechten, zur Verschlossenheit gegen die verzeihende göttliche Gnade und zur Abkehr von Jesus, ihrem Träger, so verfallen sie unausweichlich dem göttlichen Gericht nach den Normen ihres eigenen Vergeltungsglaubens. Auf der andern Seite gab es eine Fülle von Sündern und Zöllnern, von Verkommenen und Verirrten, die sich durch keine Menschlichkeit und Freundlichkeit Jesu erweichen ließen und auf ihrem unheiligen Leben so fest beharrten, wie die Gerechten auf ihrer eingebildeten Gerechtigkeit. Solche blieben auch nach Jesu Überzeugung auf dem breiten Weg, der zum Verderben führt.[1]) Man darf aus Jesus keinen Allerweltsheiland und Schwächling machen, der allen den Himmel öffnet, Frommen und Unfrommen, und wohl zuletzt auch dem Teufel den Eingang in die Seligkeit möglich macht. Schritt für Schritt mußte er die Erfahrung machen, daß es selbstgezogene Schranken gegen die göttliche Güte und Vergebung gibt, die

---

[1]) Mt 7, 13.

kein Gott aufhebt, wenn die Menschen darin beharren. Derart bleibt es durchaus bei den Wahrheiten vom göttlichen Gericht, von Lohn und Strafe und bei dem furchtbaren doppelten Ausgang in der Ewigkeit. Aber diese Vergeltungsgedanken sind nicht die letzte und höchste Wahrheit; sie werden allenthalben durchbrochen und überboten von den wunderbaren Kräften der göttlichen Güte und Barmherzigkeit. Für den Jünger Jesu verliert das Gericht seinen Schrecken, denn es gibt eine Errettung aus der ewigen Strafe durch die Vergebung der Schuld, es gibt immer neuen Eintritt in die Kindesstellung und eine das ganze Leben des Gotteskindes überstrahlende Geduld und Barmherzigkeit des tragenden und verzeihenden Gottes. Und dadurch ist für den Jünger Jesu auch der Lohngedanke entkräftet und im tiefsten Sinn umgekehrt worden in den Gedanken der Gnade und des unverdienten Geschenks, da alles menschliche Rechnen und Leisten aufhört vor der Größe der schenkenden und zuvorkommenden Sünderliebe unsres Gottes. Die Gedanken der sittlichen Weltordnung behalten gleichwohl ihre untergeordnete Bedeutung; es bleibt in alle Ewigkeit dabei, daß das Tun des guten wie des bösen Willens seine unerbittlichen Folgen hat, und daß es im geistigen Leben Verkettungen und Gesetze gibt genau wie im natürlichen. Ohne das Tun des Willens Gottes, so lautet die ewige Grundregel, gibt es kein Eingehen ins Gottesreich.[1]) Aber daß dies Grundgesetz für sündige unvollkommene, allzeit rückständige und mannigfach strauchelnde Menschen kein Grund zum Verzweifeln ist, das liegt eben an der übergeordneten Liebe und Gnade des Vaters, der es fertig bringt, Menschen aus der Verkettung des Bösen in das Reich des Guten zu verpflanzen und in diesem Reich des Guten mit seiner wunderbaren treuen Geduld und unerschöpflichen Vergebung festzuhalten und ans Ziel zu führen.

[1]) Mt 7, 21.

Von da aus gesehen, erschließt uns allerdings erst der Vatername die Tiefen des göttlichen Wesens ganz, immer vorausgesetzt, daß er ohne sentimentale Weichlichkeit gefaßt werde. Liebe ist wirklich allein das erschöpfende Wort für das Gottesherz, majestätische Liebe, vollkommen gute Liebe, aber doch Liebe, die schenkt, verzeiht, trägt, vollendet. Es ist von hier aus kein Zufall, daß Jünger Jesu aus der ersten Zeit die neue Definition: „Gott ist Liebe,"[1]) aufgebracht haben und zwar gerade in dem spezifischen Sinn: Gott ist Liebe, verzeihende Sünderliebe, wie Paulus und Johannes beide es verstehen. Verkehrt wird jede solche Definition bloß, wenn sie einseitig verstanden und auf Kosten der ganzen allmächtigen und sittlichen Lebendigkeit Gottes gedeutet wird. Daß Jesus selber keinen solchen ausschließlichen Titel für seinen Gott brauchte, macht seine besondere Größe aus. Man hat seinen Gott immer nur in der Vollkommenheit und Ganzheit seines Wesens, in der wunderbaren Einheit des wirkenden, fordernden und schenkenden Willens, welche unser menschliches Denken wohl auseinanderlegen kann, welche aber für die echte und ernste Frömmigkeit stets ein Ganzes bildet.

Das letzte Geschenk der Vaterliebe Gottes wird die Gabe seines Reiches und das Geschenk des ewigen Lebens sein. Es ist für den Frommen im Sinn Jesu das vorderste und erste Anliegen und die Bitte vor allen andern Bitten.[2]) Eben daran aber zeigt sich, daß dies Gottesreich niemals ein ethisches Postulat ist, das darum mit Gewißheit kommen müßte, weil wir es fordern oder erarbeiten, erzwingen wollen. Es kommt aus Gottes freier Barmherzigkeit, wann und wie Gott will, und wird daher, unbeschadet der Notwendigkeit sittlicher Vorbereitung auf unsrer Seite, stets als ein wunderbares Geschenk von oben erwartet. Daß

---

[1]) 1. Joh 4, 8, 16. [2]) Mt 6, 10.

auch der Zutritt in dies Reich Gottes für den einzelnen letztlich von der Barmherzigkeit Gottes abhängt, kommt in der Seligpreisung der Barmherzigen, weil sie Barmherzigkeit erlangen werden, zu besonders scharfem Ausdruck.[1]) Zumal durch die furchtbaren Drangsale und Versuchungen, die dem Kommen des Reiches vorangehen, kann nur die rettende und bewahrende Vaterhand Gottes führen. So ist Liebe auch hier das letzte Wort und vollendet sich in dem Höchsten und Letzten, das wir erwarten können, die Vaterliebe unsres Gottes. Gott will seine Kinder selig machen, das ist das letzte Wort seiner Liebe. Dazu hat er sie geschaffen, dazu gibt er ihnen die hohe sittliche Forderung, um sie im Guten heimisch und bei ihm selig zu machen, aber Seligkeit ist mehr als gut sein, ist Friede, Freude, Ruhe, Leben bei Gott. Das Moralische wird zuletzt überboten durch das Geschenk der ewigen Gottesgemeinschaft und Anteilnahme an seinem ewigen Leben. Es ist freilich auch jetzt bis zuletzt die furchtbar ernste Liebe, welche zugleich mit dem Reich für die Kinder Gottes das Gericht und die Hölle für die Verlorenen heraufführen wird. Kein Gedanke bei Jesus an die schließliche Beseligung aller Menschen, die endgiltige Wiederbringung aller Dinge; immer erwartet er den Doppelausgang: Gericht oder Seligkeit. Sein Gott ist kein Zwänger, der schließlich alle Menschen unter seinen Gehorsam beugen wird, und auch keine philosophische Idee des Guten, die mit immanenter Gesetzmäßigkeit alles Unvollkommene und Böse schließlich in sich aufzehrt; er beläßt dem Bösen seine Kraft und Selbständigkeit und läßt sich den bleibenden absoluten Gegensatz des Guten und Bösen in alle Ewigkeit nicht verwischen und verkleinern. Späteren Christen erschien es als einfache Konsequenz des Liebesgedankens in Gott, auch die Bewohner der Hölle zuletzt

[1]) Mt 5, 7

selig werden zu lassen; für Jesus bleibt es bei dem Doppelurteil unsres Gewissens, das er in Gott und in die Ewigkeit projiziert. Darin offenbart sich noch einmal und zu allerletzt der streng sittliche Charakter seines Liebesgottes, der ja auch in der Sünderliebe und gerade in ihr das Böse radikal verneint und darum die im Bösen beharrenden Kräfte von sich ausschließen muß. Ob wir das anders finden mögen oder nicht, — an Jesu klarem und bestimmten Wort ist nichts zu deuten und zu rütteln.

Durch die Voranstellung der Güte und Freundlichkeit im Gottesgedanken bekommt die Frömmigkeit Jesu und seiner Jünger vor allem das Recht zum zuversichtlichen herzhaften Vertrauen. Gott der Vater und wir seine Kinder, die aus der Liebe des Vaters leben, das wird der Kern des Evangeliums. Der Abstand, in dem der kleine, schwache, schuldige Mensch von dem großen vollkommenen Gott steht, wird dadurch nicht aufgehoben, aber überbrückt durch die Geduld und Treue des Vaters und die Zuversicht des Kindes, das sich auf seinen Vater verlassen kann. Bei Jesus bricht dieser Zug durch alle evangelischen Erzählungen; nie hat ein Mensch seinem Gott mehr zugetraut als er. Aber er wollte hierin durchaus kein Privatverhältnis sehen, in dem bloß er zu seinem himmlischen Vater stünde; alle seine Zuhörer suchte er in das gleiche Vertrauen, das gleiche Kindesbewußtsein hereinzuziehen.[1]) Unermüdlich forderte er zum Glauben und Beten auf, d. h. einfach Ernst damit zu machen, daß Gott unser Vater ist. Er gab dem Glauben die allerkühnsten Verheißungen bis zum Bergeversetzen hinauf.[2]) „Darum sage ich euch: alles, um was ihr betet und bittet, glaubet nur, daß ihr es empfanget, so wird es euch werden."[3]) An seinen eigenen Heilungen machte er ihnen klar, wie viel der Glaube, d. h. das Zutrauen der ein-

[1]) Mt 10, 15. [2]) Mt 17, 20. [3]) Mk 11, 24.

fachsten Menschen zu Gottes Hilfe durch ihn, zustande bringe. „Dein Glaube hat dir geholfen,[1]" geht wie ein Refrain durch die Evangelien, man hat aber mit Recht betont, daß auch für Jesus selbst der Glaube das Geheimnis seiner Kraft war. Weil er seinem Gott so viel zutraute, darum konnte er so viel Außerordentliches erleben. Und so wenig betrachtete Jesus auch dies Wunderbare als sein Privileg, daß er seinen nächsten Vertrauten die Zuversicht gab, gleiche Siege wie er über die Dämonen zu erfechten und durch ihren Glauben nicht weniger zustande zu bringen als der Meister.[2]) Wahrhaft königlich aber ist die Zuversicht, die aus seinen Gebetsworten spricht. „Wer da bittet, der empfängt, wer da sucht, der findet, und wer da anklopfet, dem wird aufgetan."[3]) „Wenn ihr, die ihr nicht gut seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn darum bitten."[4]) Jesus war der Meinung, daß es unter Menschen ganz gleich sein sollte; „gib dem, der dich bittet,"[5]) heißt sein kurzer kategorischer Befehl. Er heißt seine Jünger ihren himmlischen Vater um Vergebung ihrer Schulden bitten in der festen Überzeugung, daß ja wir Menschen unter einander auch vergeben, und Gott nicht hartherziger sein wird als wir.[6]) Gerade darin aber ist das „Unser Vater"[7]) die Zusammenfassung der ganzen Frömmigkeit Jesu, wie der Betende hier mit einem reinen und vollkommenen Vertrauen zu seinem Vater tritt. Er bittet ihn zuerst um das Kommen des Reiches, nach dem alle unsre Sehnsucht steht, das uns wichtiger sein muß als alle Gegenwartsgaben. Aber bis das Reich vollkommen da ist, hat der Beter freilich seine andern und nächsten Bedürfnisse, auf die er nicht bis in die Zukunft warten kann. Er braucht täglich seine Nahrung und seine Vergebung und

---

1) Mk 5, 34; 10, 52. 2) Mk 3, 15; 6, 7. 3) Mt 7, 7, 8. 4) Mt 7, 11. 5) Mt 5, 42. 6) Mt 6, 12, 14. 7) Mt 6, 9–13.

seine Bewahrung und soll Gott vertrauen, daß er es an keinem fehlen läßt, dabei nicht als der einzelne, der allein seinem Gott gegenübersteht, sondern als Glied der Bruderschaft, als Genosse der großen göttlichen Familie, mit der er sich vor Gott zusammenschließt: Unser Vater, gib uns das alles. Ein einfacheres, aber auch ein zutraulicheres Gebet ist sicher nie gesprochen worden, es schließt alles in sich, was ein Kind Gottes braucht, traut dem himmlischen Vater zu, daß er alles uns geben wird, was wir brauchen, und stellt sich auf den einfachen Boden einer Familie von Brüdern, die sich im gleichen Vertrauen zusammenfinden. Es ist das größte und wunderbarste Bekenntnis aller christlichen Kirchen, das einzige, das nicht trennen, sondern nur verbinden kann, und das uns auf die eine Hauptsache stellt, auf die es ankommt. Es geht von unsrer Armut, Bedürftigkeit, Schuld und Ohnmacht aus und offenbart die Unruhe, die Sehnsucht, die Hoffnung des Menschenherzens, aber all das legt es im vollen Kindesvertrauen dem himmlischen Vater an das Herz und findet darin jetzt schon Seligkeit und Frieden. Das alles trotz seiner Einfachheit ernst und tief und mit dem vollen Gewicht sich anzueignen, ist keine Kleinigkeit, aber überbietbar wird es niemals werden; wir Menschen können Gott nicht näher kommen, als das Kindesvertrauen zum Vater uns ihm bringt.

Man hat das sonnige Gottvertrauen Jesu schon mit dem Wort Optimismus bezeichnet und von diesem Optimismus gesagt, daß er im Grunde das Wesen aller höhern Religionen ausmache. Aber ist Jesus wirklich Optimist gewesen und zu jeder Zeit? Jedenfalls müßte das Wort viel genauer bestimmt werden, als es gewöhnlich geschieht. Wer so klar und nüchtern das wirkliche Menschentreiben und Erdenschicksal beobachtet und in seinem eigenen Worte wiederspiegelt, der ist eigentlich zum Optimisten wenig geeignet. In Wahrheit hört ein ernster Leser selbst aus dem „Unser Vater" den wenig optimistischen Unterton: wir sind noch ferne vom

Gottesreich, wir sind vor Gott alle schuldig, wir sind so schwach, daß wir der ersten Versuchung erliegen können, wenn unser Gott uns nicht bewahrt. Ich glaube kaum, daß ein gewöhnlicher Optimist so beten würde. Vollends, wer so beständig mit den Dämonen im Kampf liegt wie Jesus, wer sich durch seinen Freimut und seine Wahrhaftigkeit so viel Feinde ringsum erweckt wie er, mächtige Feinde, die ihn schließlich mit Gewalt beseitigen werden, und wer an seinen Zuhörern und engern Vertrauten so viel Enttäuschungen erleben und schlechte Erfahrungen machen muß, müßte mit einer gehörigen Dosis Oberflächlichkeit behaftet sein, wenn er bei all dem Optimist bleiben könnte. Lukas freilich läßt Jesus in einer seiner letzten Abschiedsreden seinen Jüngern den Trost geben, daß in aller furchtbaren Verfolgung, die sie bestehen müssen, kein Haar von ihrem Haupt verloren gehen werde.[1]) Unmittelbar vorher liest man bei ihm: „sie werden etliche aus eurer Mitte töten."[2]) Hier spürt man, was echte Erinnerung an Jesus, was maßlos übertreibende Umformung eines ganz anders lautenden Jesuswortes ist: „die Haare auf eurem Haupte sind gezählt."[3]) In der Redequelle, aus der Lukas dies Wort geschöpft hat, hatte Jesus seinen Jüngern gerade Mut und Tapferkeit zugesprochen selbst für den Fall, daß ihre Feinde ihren Leib töten werden, wie später Luther aus der gleichen Stelle heraus singt:

Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie habens kein Gewinn;
Das Reich muß uns doch bleiben!

Aber wer wird das tapfere Lied Luthers mit dem Wort „Optimismus" kennzeichnen wollen?

---

[1]) Lk 21, 18. [2]) Lk 21, 16. [3]) Mt 10, 30.

Immerhin sind die unbegrenzte Gebetszuversicht Jesu, seine Überzeugung vom wunderwirkenden Glauben und sein Vertrauen zum unmittelbar bevorstehenden, ja schon beginnenden Kommen des Gottesreichs auf Erden einzigartige und höchst merkwürdige Erscheinungen. Man fragt sich dabei unwillkürlich: hat denn Jesus keine unerhörten Gebete erlebt, erfuhr er nichts von Schranken der Kraft unsres Glaubens? wie reimte sich sein tragischer Ausgang mit seiner Zuversicht, daß das Gottesreich schon angebrochen sei? Solche Fragen kurzerhand abzuweisen, geht nicht an und wäre ein Unrecht gegenüber einem so wahrhaftigen, geraden Mann wie Jesus. Das Gethsemanegebet zeigt uns noch deutlich, daß auch Jesu Gebetszuversicht auf Schranken stieß. „Vater, dir ist alles möglich, nimm diesen Becher von mir, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst."[1]) Hier ist deutlich Ergebung das letzte Wort. Sodann, alle die von Jesus wunderbar Geheilten sind ja später wieder erkrankt und gestorben, manche vielleicht zu Lebzeiten Jesu. Er selber weiß zu berichten von einem Fall, da ein Dämon aus einem Kranken vertrieben wurde, nur um nachher mit sieben Dämonen wieder einzukehren.[2]) Und wo er in einer Ortschaft auf Unglauben der Leute stieß, da war auch für seine Glaubenskraft und sein Wunderwirken nichts zu hoffen.[3]) An seinem ganzen Volk mußte Jesus erleben, daß es in der Hauptmasse dem Ruf zur Umkehr keine Folge leistete und die Einladung zum Gottesreich verwarf. Sein eigenes Leben aber ging nicht aufwärts zum Messiasthron im Gottesreich, sondern abwärts zum Kreuz. Hat er auch die Hoffnung auf das kommende Reich Gottes festgehalten, und ist noch eines seiner letzten Worte auf das Wiedersehn im Gottesreich gestimmt,[4]) es klingt doch anders als vormals die geheimnisvolle Ankündigung, das Gottesreich habe sich bereits auf Erden

---

[1]) Mk 14, 36. [2]) Mt 12, 43–45 [3]) Mk 6, 5. [4]) Mk 14, 25.

niedergelassen.[1]) Aus all dem geht so viel mit aller Deutlichkeit hervor: wir dürfen uns auch das Vertrauen Jesu zu der grenzenlosen Güte seines Vaters nicht kindisch, unreif und allzu optimistisch vorstellen.

Allerdings ist es bedeutsam, daß seine Jünger, die doch die furchtbare Katastrophe des Kreuzes erlebten und von verfrühten Reichsgotteshoffnungen sicher gründlich geheilt worden sind, das Bild des Meisters dennoch zu zeichnen verstanden mit dem ungebrochenen königlichen Vertrauen. Dies Gottvertrauen Jesu hat bei ihnen jeden andern Eindruck von ihm niedergeschlagen; an ihm raffte sich ihr eigenes schwaches Vertrauen wieder auf, aus allen ihren spätern Siegen und Erfolgen leuchtete das Vertrauen und die Zuversicht Jesu. Darum darf der Eindruck dieses wunderbaren und einzigartigen Gottvertrauens Jesu auch vom Historiker nicht abgeschwächt werden; wir müssen es Jesus lassen, auch wenn es unser eigenes schwaches Gottvertrauen unendlich weit hinter sich läßt. Aber seine ganze Menschlichkeit wird Jesus auch im Vertrauen zu der Güte seines Gottes bewährt haben; er war doch kein Gebets- und Zauberkünstler, auch kein Theoretiker, der auf einem Lehrsatz steht und dessen Giltigkeit wider alle Gegeninstanzen der Erfahrung verfechten muß. Uns sind durch die Überlieferung mehr nur die Höhepunkte der Frömmigkeit Jesu aufbehalten, abgesehen von dem furchtbaren Ernst des Schlusses. Aber auch Jesus wird durch Höhen und Täler gegangen sein, und nicht nur die Bosheit der Menschen und Dämonen, sondern auch der im einzelnen immer wieder dunkle Allmachtswille seines Gottes muß sein Vertrauen zur grenzenlosen Vatergüte auf schwere Proben gestellt haben. Etwas anderes ist doch immer ein Lehrsatz über die Liebe Gottes und etwas anderes die Behauptung dieser Liebe in allen den entgegengesetzten

---

[1]) Mt 12, 28.

dunkeln und harten Schicksalsfügungen. Unsre älteste Überlieferung ist wenigstens hinsichtlich des Ausgangs Jesu und der Art, wie er ihn aufgenommen hat, von einer absoluten Ehrlichkeit, für die wir immer dankbar sein müssen. Nicht als ein Held des Gottvertrauens ist Jesus gestorben, sondern als ein schwacher, alle äußere und innere Not in ihrer ganzen Größe empfindender Mensch, der in diesen letzten Qualen den Ton des Vertrauens nicht mehr gefunden hat. Er weiß nur noch, daß er auch mit dieser Not zu seinem Gott fliehen muß, wie er in früheren Zeiten mit jeglicher Not und jeglichem Anliegen zu ihm seine Zuflucht nahm. Auch das eine Art von Gottvertrauen, gerade die Art, die wir kämpfenden, schwachen, erschrockenen Menschen nötig haben. Gerade das gibt der Vertrauensfrömmigkeit Jesu und seiner Jünger ihre Wahrhaftigkeit; es ist letztlich ein Vertrauen, das nicht gerade hinauf ins Gottesreich emporsteigt, sondern durch Not und Kampf und Tod und Gottverlassenheit sich hindurchringen muß. Und so gerade ein Zeugnis für die wunderbare Liebe Gottes.

Ist nun der Gottesglaube Jesu etwas Neues oder ein altes Erbstück? so fragen wir zum Schluß. Die Antwort darf nicht ganz einfach lauten. Zunächst ist es sicher der alte Glaube an den Bibelgott, an den Gott Israels, und Jesus selbst wäre die Frage nach der Neuheit höchst wahrscheinlich seltsam und absurd vorgekommen. Aber wie aus dem überreichen Gut der Bibel an Gottesgedanken das Zentrale und Einfache von Jesus in die Mitte gestellt wurde, und vor allem wie dies Zentrale und Einfache in Tat und Leben umgesetzt wurde, das ist bereits neu und wunderbar. Gewiß, ein rechter Jude hat in seinem 103. oder 23. Psalm ungefähr alles, was Jesus seinen Jüngern von Gott zu sagen hat, aber er hat es zunächst nur als Buchstaben, als alte Überlieferung. Die jüdische Religion als Ganzes ist zu dem Gottvertrauen und der

Zuversicht dieser Psalmen so wenig durchgedrungen als später die christliche Religion, die wie die jüdische wieder in das Schwanken von Furcht und Hoffnung herabsank. Die Religionsgeschichte bewegt sich nicht in erster Linie dadurch vorwärts, daß ganz neue Gedanken auftauchen, sondern dadurch, daß mit alten Gedanken ein ganz neuer Ernst gemacht wird. Das war bei Jesus in vollendetem Maße der Fall, und so wirkt nur schon die Art, wie er mit dem alten Bibelgott lebt und verkehrt, wie eine neue Offenbarung. Es kommt aber einmal als neu und für das zeitgenössische Bewußtsein unerhört hinzu die Botschaft Jesu von der Sünderliebe Gottes, die Bevorzugung der Verlorenen und Verirrten vor den Braven und Gerechten und die Durchbrechung des Vergeltungsdogmas durch den Gnadengedanken. Daß dies als neu empfunden wurde, beweisen die in der Überlieferung so kräftig festgehaltenen Worte Jesu von der Großherzigkeit Gottes mit Regen und Sonnenschein und die Gleichnisse Jesu, die das alte Gerechtigkeitsschema zerstören. Hier ist der Punkt, wo nachher Paulus genial anknüpft und ohne viel Detailkenntnis von Jesus seinen Kerngedanken von der zuvorkommenden Sünderliebe Gottes in die Mitte des Evangeliums rückt. Aber damit erschöpft sich das Neue des Gottesglaubens Jesu noch nicht. Es kommt weiter dazu, daß er den Gott verkündet, der im Begriff ist, das Gottesreich unmittelbar herbeizuführen, und der in Kräften und Wundern gegenwärtig schon einen Anfang zum Gottesreich macht. Und endlich besteht ein geheimnisvolles Verhältnis zwischen diesem Gott und Jesus selber, er vergibt Sünden durch Jesus auf Erden,[1] er vertreibt die Dämonen durch den Geist, der in Jesus wirkt,[2] ja in diesem Geist

[1]) Mk 2, 10. [2]) Mt 12, 28.

tritt der lebendige Gott unmittelbar in die Menschenwelt herein auf segnende und erschreckende Weise.[1]) Wer Jesus aufnimmt, nimmt den auf, der ihn gesandt hat; wer ihn hört, hört seinen Vater.[2]) Derart wird Gott eine neue Gegenwartsmacht, wie sie selbst die prophetischen Offenbarungen weit überragt. Das gehört aber letztlich auch zum Gottesglauben Jesu und gibt ihm einen ganz besonderen Charakter.

Wir stoßen hier auf den Unterschied der ruhenden Elemente im Evangelium und des neuen, einmaligen und wunderbaren Momentcharakters, ein Unterschied, der uns wiederholt begegnen wird, ohne den man der Lebendigkeit der Frömmigkeit Jesu nicht gerecht wird. Zu den ruhenden Elementen rechnen wir den Glauben an den allmächtigen, vollkommen guten und gnädigen Gott, welcher der ganzen Frömmigkeit ihr festes, unzerstörbares Fundament gibt, und der als ein alle Zeit überdauerndes Besitztum dem Christentum seinen konstanten Charakter verleiht. Aber diese ruhenden Elemente erschöpfen den Gottesglauben nicht vollständig, ja sie treffen das Neue, mit dem Jesus seine unmittelbare Gegenwart vorwärts bewegt hat, noch nicht. Dieses liegt recht eigentlich in der Botschaft, daß Gott sich zur nächsten Gegenwart und Zukunft anders verhält als zu allen früheren Zeiten, daß er augenblicklich sein neues Reich begründen und durch Jesus und seine wunderbaren Kräfte die einmalige und unwiederholbare Entscheidung treffen will. Man mag dies das Prophetische und Messianische des Gottesglaubens Jesu nennen; seine Bedeutung wird erst klar, wenn wir den Gedanken Jesu vom Reich Gottes und vom Messias nachgehen werden. Hier ist vorläufig nur auf die Spannung hinzuweisen, welche notwendig zwischen diesen verschiedenen

---

[1]) Mk 3, 29. [2]) Mk 9, 37.

Elementen eintreten wird. Die ganze Frage nach dem Wesentlichen des Evangeliums wird dadurch verwickelt, daß schon im Gottesglauben Jesu so verschiedene Elemente nebeneinander liegen, und daß letztlich alles darauf ankommt, ob man in dem Neuen und Augenblicklichen oder in den ewig ruhenden Leitgedanken das für alle Zeit Bleibende und Giltige erkennen will.

III. Der Mensch und die Forderung Gottes.

Der Gottesglaube bildet den Hintergrund der neuen zentralen Botschaft Jesu, nicht ihren Inhalt. Aber von ihm aus fällt zugleich das Licht auf den Menschen, mit dem es nun Jesus vor allem zu tun hat. Jesus betrachtet den Menschen von zwei ganz verschiedenen Seiten aus: von Gott aus im Licht seiner ursprünglichen Bestimmung und vom Menschen aus auf Grund seiner tatsächlichen Beschaffenheit. Von Gott aus gesehen, erscheint der Mensch in wundervoller Würde, als Kind Gottes, dem die ganze Natur dienen muß, und das bestimmt ist zur Teilnahme an der Gottesherrschaft. Wenn Jesus sich erlabte an der Fürsorglichkeit Gottes für die Lilien und Vögel, kehrte er immer zum Menschen zurück, wie viel mehr ist der wert in den Augen Gottes, wie viel näher beim Herzen Gottes liegt der Mensch.[1] Und ihn will Gott in sein neues Reich einladen und ewig selig machen, und auf dieses ewige Ziel hin lenkt und leitet er sein ganzes irdisches Geschick. Das ist der Optimismus Jesu vom Menschen, ein religiöser Optimismus, ein Glaube an seine göttliche Bestimmung und Begabung, der sich zusammenfaßt in das eine Wort: Gottes Kind.[2] Aber ganz anders lautet das Urteil Jesu, sobald er den Menschen betrachtet, wie er, auf sich selbst gestellt, sich selbst überlassen, geworden ist: in tiefem Abstand unter Gott, nicht gut, böse,[3] schuldig, mit schwachem Willen und einem Herzen voll schlimmer Gedanken, in der Regel auf verkehrtem Weg,

---

[1]) Mt 6, 26, 30. [2]) Mt 5, 9. [3]) Mt 7, 11.

nicht auf der Straße, die zum Reich Gottes führt. So urteilt Jesus rein als Laie, unbeirrt durch eine Theorie vom Sündenfall und von der Erbsünde, die ihm ganz fremd ist. Man erkennt das am besten an seinem freudigen Wort von den Kindern: ihrer ist das Gottesreich; so wie die Kinder sollten wir das Wort vom Gottesreich zu Herzen nehmen.[1]) So spricht kein pessimistischer Sündentheoretiker. Und dennoch diese scharfe Beurteilung aller Menschen, aller ohne Ausnahme; weist er doch von seiner eigenen Person die Anrede „Guter Meister" so schroff zurück; Einer ist gut, Gott allein.[2]) Im Grunde ist dieses wehmütige Urteil über die Menschen selbstverständlich bei einem Mann, der das höchste Ideal ergriffen hat und an alle Menschen die absolute Forderung stellt. Vom „guten Menschen" und vom „Glauben an den Menschen" reden gewöhnlich nur die, welche es noch nie probiert haben, mit den Menschen auf ein ganz hohes Ziel hinzuarbeiten. Und gerade eine religiöse Betrachtung des Menschen muß notwendig zur Selbsterkenntnis und zur Bescheidenheit führen. Was ist der Mensch wirklich, wenn er vor Gott erscheinen muß!

Wir erfassen sogleich den Kern der Forderung Jesu, wenn wir ihre eigentümliche Fragestellung beachten. Es ist die F r a g e n a c h d e m r e c h t e n W e g z u m R e i c h G o t t e s o d e r z u m e w i g e n L e b e n, mit der Jesus an alle sittlichen Dinge herantritt, und mit der auch seine Zuhörer zu ihm kommen in der Unruhe ihres Herzens. Wir wissen vorläufig noch nicht, was Jesus genau unter dem „Reich Gottes" versteht, aber wir werden seinen Sinn in der Hauptsache nicht verfehlen, wenn wir ungefähr sagen: den Himmel, die Ewigkeit auf Erden. Im Angesicht dieser kommenden Ewigkeit lebt und atmet Jesus, und für sie will er die Herzen wecken, die Gewissen erschüttern, damit

---

[1]) Mk 10, 15. [2]) Mk 10, 18.

ein jeder Mensch aufwache aus seinem Schlaf und die Entscheidung für die Ewigkeit treffe. Es gilt das Allerpersönlichste, die Seligkeit, die ewige Gemeinschaft Gottes, Sein oder Nicht-Sein in der seligen Ewigkeit. Nicht um Nutzen und Wohlfahrt dieser Erde handelt es sich, nicht um eine Verbesserung des Gemeinschaftslebens und der Gesellschaftsordnung, wertvolle und wichtige, aber doch lauter relative und vergängliche Dinge, aus denen wir bald wieder hinausgerissen werden. Um das Bleibende, das Ewige, das Vollkommene und rein Göttliche handelt es sich für meine und meines Bruders Seele. Wie werde ich reif für die große Ewigkeit?

Daraus allein ist schon deutlich, daß Jesus kein gewöhnlicher Lehrer der Moral gewesen sein kann, und daß man eine bittere Enttäuschung erleben muß, wenn man mit Fragen der gewöhnlichen Lebensweisheit an ihn herantritt. Es kann einem dann ergehen, wie jenem Mann, der mit seinem Bruder sich in einem Streit ums Erbe befand, und der von Jesus gern einen klaren schiedsrichterlichen Spruch vernommen hätte.[1]) Jesus hat ihn rundweg abgewiesen: „wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über euch gesetzt?" Dieselbe Enttäuschung wie dieser Jude müssen wir noch heute erleben mit einer Unzahl wichtiger, ja brennender Fragen, für die wir bei Jesus gar keine Antwort finden können. Jesus wußte sich durchaus nicht zum Entscheider in allen möglichen Streitfragen berufen. Er lehrte auch in seiner Antwort an die Pharisäer über das Recht der Ehescheidung[2]) keine Familienethik und in seiner Antwort, ob man dem römischen Kaiser Steuer zahlen solle oder nicht,[3]) kein Staatsrecht. Man sieht aus diesen beiden Beispielen: er konnte nicht immer ausweichen, auch er mußte Stellung nehmen zu allerlei Streitfragen, die zwischen verschiedenen

[1]) Lk 12, 13. [2]) Mk 10, 1–12. [3]) Mk 12, 13–17.

Richtungen damals lebhaft hin und her erörtert worden sind. Das ändert doch nichts an der Hauptsache, daß sein Blick immer auf das Letzte und Ewige gerichtet war, in dessen Vorausschau er selber lebte, und von dem er die Masse seiner Zuhörer so weit, ach wie weit erst entfernt sah. Jesus war nicht jüdischer Morallehrer, sondern Prophet vom kommenden Gottesreich.

Auf die Frage: was muß ich tun, um ins Gottesreich einzugehen, kann nach Jesus die Antwort nur lauten: das Tun des Willens Gottes, das Halten der Gebote ist der einzige Weg ins Gottesreich.[1]) Es ist wieder der einfache Bibelglaube Jesu, der diese Antwort so und nicht anders geben muß. Der Wille Gottes ist aber den Juden längst bekannt und im Gesetz vorgezeichnet. So ist auch für Jesus das Gesetz der Weg zum Gottesreich.

Wir stoßen hier auf den grundkonservativen Charakter Jesu. So wenig als einen neuen Gott, so wenig hat er ein neues Gesetz zu verkünden. Wir wissen nicht, wann und wie die Meinung gelegentlich sich bildete, Jesus trachte darnach, das Gesetz Mosis aufzuheben. Es ist nicht einmal ganz sicher, ob die Frage in solcher Schärfe an ihn herantrat. Aber die Antwort: „ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern es zu erfüllen"[2]), würde durchaus dem Sinne Jesu und seiner Stellung zur Bibel seines Volkes entsprochen haben. Schon seine ganze Praxis kennzeichnet ihn als Juden, wenn auch nicht als Juden pharisäischer Observanz. Er bleibt in den Schranken des alten Gottesvolkes und meidet im ganzen die Straßen der Heiden.[3]) Er besucht am Sabbat die Synagoge wie jeder fromme Jude[4]) und wallfahrtet zum Tempel nach Jerusalem auf das heilige Fest.[5]) Wir wüßten nicht, welchen Bruch mit der Gesetzespraxis man im Ernst

[1]) Mk 10, 19; Mt 7, 21. [2]) Mt 5, 17. [3]) Mt 10, 5. [4]) Mk 1, 21; 3, 1; 6, 2. [5]) Mk 10, 32.

Jesus vorwerfen könnte. Aber auch seine Zuhörer und Freunde weist er immer wieder auf den im Gesetz geoffenbarten Gotteswillen. Markus, der doch für Heidenchristen schreibt und sich ersichtlich bemüht, ihnen Jesus nach der freien und weitherzigen Seite näher zu bringen, erzählt ohne Anstoß, wie Jesus den bereits geheilten Aussätzigen anwies, nach der Vorschrift des Gesetzes zum Priester zu gehen und das Schuldopfer darzubringen.[1]) Den Mann, der Jesus nach dem Weg zum ewigen Leben fragt, weist Jesus auf die zehn Gebote: dort ist alles Wesentliche enthalten.[2]) Auf die Frage nach dem größten Gebot im Gesetz stellt Jesus das Gebot der Gottesliebe und das Gebot der Nächstenliebe als das Primäre hin[3]) und sagt zu dem Schriftgelehrten, der ihm darin zustimmte, daß es darauf und nicht auf die Brandopfer und Schlachtopfer ankomme: „du bist nicht ferne vom Reiche Gottes."[4]) Ja auch seine Gegner, die pharisäischen Schriftgelehrten, schlägt Jesus gerade mit den Sprüchen aus dem mosaischen Gesetz aus dem Feld; er weiß sich ihnen gegenüber so recht als den Hüter der alten echten Gottesordnung im Gegensatz zu späterer menschlicher Verfälschung.[5]) Genau so wirft er ihnen in der großen Rede der Spruchsammlung vor, daß sie zwar die Nebensachen betonen und wichtig nehmen mit ungeheurer Pünktlichkeit, aber das Schwerere im Gesetz auf der Seite lassen, Recht und Liebe und Treue.[6]) Lukas läßt ihn im Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus denen, die gern ein besonderes Wunder sehen möchten, erwidern: „sie haben Moses und die Propheten, die sollen sie hören."[7]) Wenn auch der Zusammenhang, in dem das Wort sich jetzt findet, manchen Bedenken unterliegt, dem Sinn und Geist Jesu würde es durchaus entsprechen. Alles in allem: durch unsre ganze evangelische

---

[1]) Mk 1, 44. [2]) Mk 10, 17, 19. [3]) Mk 12, 29–31. [4]) Mk 12, 34. [5]) Mk 7, 9–13. [6]) Mt 23, 23. [7]) Lk 16, 29.

Überlieferung geht als ein fester Zug die positive Stellung Jesu zum jüdischen Gesetz.

Das ist um so merkwürdiger, als auf dasselbe mosaische Gesetz sich ja eben die Schriftgelehrten und Pharisäer beriefen, die es sich zur Aufgabe machten, das Gesetz für die Gegenwart richtig auszulegen. Und selbst wenn man ihnen in ihrer Auslegung des Gesetzes nicht recht geben wollte, Tatsache ist, daß nun einmal das mosaische Gesetz die Schranke bildet, die Israel von allen andern Völkern abschloß und seine herrlichen religiösen Gaben widernatürlich verengte. Das Gesetz faßte Kultordnung, Recht und Moral zu einer durcheinandergeschüttelten bunten Paragraphenmasse zusammen, mischte unaufhörlich National-Jüdisches, Zeremonielles und Partikulares mit allgemein Menschlichem und Ewigem und brachte im Grunde durch diese Gleichstellung des Zentralen mit den Nebensachen und Kleinigkeiten eine wüste Verwirrung in die Gewissen hinein. Gewiß enthält es die machtvollen, hohen Gottesforderungen, auf die Jesus sich berief, aber vermengt und zusammengebunden mit allen zufälligen Ausprägungen des jüdischen Rechts und der jüdischen Sitte. Es enthält so unendlich mehr als den einfachen, von Jesus vorangestellten Gotteswillen und will in diesem „mehr" ganz gleich göttliche und geoffenbarte Satzung sein wie in den jedem Gewissen einleuchtenden sittlichen Grundelementen. Selbst der Dekalog verbindet in seinem Sabbatgebot einen der alten prophetischen Forderung ganz fremden Zusatz mit den schlichten Grundforderungen der Gottesverehrung und des Gemeinschaftslebens, und es ist darum kein Zufall, daß es gerade in der Stellung zum Sabbat bei einem so rein sittlichen Genius wie Jesus zum Konflikt kommen mußte.

Wenn nun auch ein eigentliches Problem der Stellung Jesu zum jüdischen Gesetz nicht vorhanden ist infolge seiner grundkonservativen Stellung zur jüdischen Bibel, so bricht dennoch

das Neue und Freie in Jesus sich überall machtvoll Bahn. Der Eindruck, den er bei seinen Gegnern erweckt haben muß, war der eines sehr wenig gesetzestreuen, ja eigentlich unheiligen und mit Unheiligen Gemeinschaft haltenden Juden. Aber auch Jesus muß es bald empfunden haben, daß er zu der Art, wie die Schriftgelehrten und Pharisäer das Gesetz verstanden und auslegten, in reinem ausschließenden Gegensatz stand. So kam es zu dem großen leidenschaftlichen Kampf nicht um das Gesetz, aber um das Verständnis des Gesetzes, um den wahren Sinn des Gotteswillens gegenüber Verfälschung und Künstelei, ein Kampf, in dem sowohl Jesus als seine Gegner behaupteten, das Gesetz auf ihrer Seite zu haben, bis er sie samt und sonders eine Heuchlerbande schalt,[1]) und sie ihn ans Kreuz schlagen ließen. Das war etwas weit anderes als die Schulstreitigkeiten der Rabbinen untereinander, etwa der Streit zwischen der Schule des Rabbi Hillel und des Rabbi Schammai, bei der beide Richtungen von ungefähr gleichen Voraussetzungen ausgingen. Hier ergriff der Streit das innerste Wesen der Frömmigkeit, die wahren Normen von gut und böse, rein und unrein, die letzten Bedingungen für den Eingang in das ewige Gottesreich. Denn die Schriftgelehrten rühmten sich der Schlüssel des Gottesreichs;[2]) sie waren allein im Besitz der Regeln, welche seiner würdig machten, und indem Jesus ihnen ihr Recht bestritt, griff er selber in das Prophetenrecht ein, setzte als wirklicher Kenner Gottes die vermeintlichen Hüter seines Willens ab und wies ihnen als blinden Blindenführern[3]) die Türe. Er glaubte dabei, im Sinn des echten Gottesgesetzes zu handeln, und verbarg sich die Tatsache, daß auch seine Gegner Stücke des Gesetzes, vielleicht quantitativ die Hauptmasse des Gesetzes, auf ihrer Seite hatten und den Buchstaben gerade so gut für sich anrufen

---

[1]) Mk 7, 6; Mt 23. [2]) Mt 23, 13; Lk 11, 52. [3]) Mt 15, 14.

konnten als er den Geist, d. h. den ursprünglichen Sinn der prophetischen Forderung, der auch dem älteren Gesetz noch eingepflanzt war.

An zwei Punkten stieß Jesus mit besonderer Heftigkeit mit dem jüdischen Schriftgelehrtentum zusammen. Es war einmal der Gegensatz der Autonomie gegen Heteronomie oder, wie Jesus sagte, Freiheit gegenüber den Menschengeboten.[1]) Der Geist des echten Rabbinismus ist ein gänzlich unfreier, traditionell und zunftmäßig gebundener Geist. Jeder Rabbi muß zuerst die ganze ältere Tradition der Schriftauslegung kennen, und soweit er eigene Urteile fällt, ist er gebunden an die vor ihm von älteren Gelehrten festgestellten Regeln und hat seine Urteilsfreiheit nur innerhalb der Schranken der Tradition. An Jesus aber fiel den Zuhörern gleich beim erstenmal, da er öffentlich auftrat, auf, wie er wie einer, der Vollmacht hat, redete und nicht wie die Schriftgelehrten.[2]) Unbedrückt von allen zunftmäßigen Regeln der Schriftgelehrten las er seine Bibel mit prophetischem Laienverstand, stützte sich auf keine ältere Tradition und auf keine berühmten Vorbilder, sondern auf den Geist Gottes in ihm und war dabei gewiß, den Widerhall in dem Gewissen seiner Zuhörer zu finden, denen er so wenig wie sich selbst gelehrtes Bibelstudium zumutete, an deren klaren sittlichen Takt er aber appellierte[3]), und wo er auch spontan Zustimmung fand. Und wie sein Wort, so offenbarte sein Handeln die volle Freiheit des selbständigen Gotteskindes, das der Lehrmeister und Gewissensräte nicht bedarf und auch da, wo es einen vor ihm unbegangenen Weg einschlägt, sich überall vor seinem eigenen Gewissen frei und königlich legitimiert. Jesus fastete nicht wie die Frommen der Zeit,[4]) setzte sich über die Pedanterie der unzähligen jüdischen Waschungen hinweg,[5]) ließ zu, daß seine Jünger auch am Sabbat die zur

---

[1]) Mk 7, 8. [2]) Mk 1, 22. [3]) Lk 12, 57. [4]) Mk 2, 18–22. [5]) Mk 7, 1–8.

Stillung ihres Hungers nötige Arbeit verrichteten[1]) und heiligte seinerseits den Sabbat durch Wohltun,[2]) statt durch Faulenzen, suchte den Verkehr mit Zöllnern und Unheiligen[3]) auf, ganz unbesorgt um ihre gesetzliche Unreinheit und — und das war das Allerkühnste — vergab als Vertreter Gottes die Sünden geängsteter Gemüter,[4]) damit die Privilegien des Himmels einem Menschen auf Erden zueignend. In all dem hatte er weder Tradition noch Buchstaben der Bibel hinter sich, wenn er auch in seiner freien Weise Spuren seines Geistes im Bibelbuch herausfand;[5]) er war aber überzeugt, daß gerade er den Gotteswillen in der Schrift vertrat, während seine Gegner bloß Menschensatzungen anzuführen hatten und durch solche Menschensatzungen den Gotteswillen lähmten und umgingen.[6]) Wir werden sehen, wie er sogar einzelnen Partien des Gesetzes gegenüber sich seine Freiheit bewahrte, wie viel mehr bei den „Traditionen der Ältesten," die nur das Gewohnheitsrecht fixierten. Es war eine unerhörte Freiheit, die ihn auf der betretenen Bahn weiter und weiter führte, bis zum tätlichen Angriff auf die Käufer und Verkäufer im Tempel,[7]) für den ihm jede gesetzliche Unterlage fehlte, ja bis zum kühnen, leider nur in unsicherem Wortlaut überlieferten Wort, mit dem er sich getraute, den Tempel abzubrechen und einen neuen Tempel zu erbauen.[8]) Man versteht die Taktik der Schriftgelehrten in Jerusalem, ihn offiziell zu befragen, mit welcher Vollmacht er so handle[9]); man versteht es aber auch, weshalb Jesus ihnen ausweichende Antwort gab: mit diesem Geschlecht von Zwergen und Buchmenschen war jede Verständigung ausgeschlossen. Daß es eine innere Gottesstimme gibt, die dem, der sie vernimmt, höhere Gewißheit und kräftigere Vollmacht schenken muß als alle rabbinische Erziehung, Berufs-

---

1) Mk 2, 23–28. 2) Mk 3, 1–5. 3) Mk 2, 13–17; Mt 11, 19. 4) Mk 2, 5. 5) Mk 2, 25 f. 6) Mk 7, 8. 7) Mk 11, 15–19. 8) Mk 14, 58; 15, 29. 9) Mk 11, 27–33.

weihe und Kunst, war ihnen rein unverständlich, genau wie es den Christen im Verlauf weniger Jahrzehnte unverständlich wurde. Uns dagegen offenbart sich gerade in dieser klaren Autonomie des sittlichen Bewußtseins Jesu, daß hier unbeschadet aller Treue gegen das Gesetz und aller Pietät gegen Moses wirklich eine neue Stufe der Religion durchbricht, die mit innerer Notwendigkeit die Schranken des jüdischen Nationalismus durchbrechen muß. Der Jesus, der mit der Vollmacht des Propheten auftritt und neue Werte prägt, ist in Wahrheit kein bloßer Ausleger eines alten Gesetzes, sondern ein Verkünder des Lebendigen und beschreitet als solcher im freien Anschluß an das Echte und Ewige in seiner alten Bibel einen Weg sittlicher Erkenntnis, der aus der Judenreligion zur Weltreligion hinausführt.

Der andere Punkt, an dem der Kampf mit Macht entbrennen mußte, betraf den Inhalt der Moral, die Frage nach dem Zentrum des Gotteswillens. Das nachprophetische Judentum hatte mit Hesekiel und den spätern Partien des Gesetzes die Heiligung, die Sonderung eines äußerlich heiligen Volkstums von allem Unheiligen der Welt, sich zur höchsten Lebensaufgabe gemacht und hatte damit, ohne es zu wissen und zu wollen, Religionsbegriffe urältester Herkunft, die Unterscheidung der zu Gott gehörenden Sphäre von der gewöhnlichen profanen Sphäre, auf Kosten der moralischen Grundwerte in ihr Zentrum aufgenommen. Das Wesen der Gottesverehrung wurde darein gesetzt, sich heilig, d. h. rein von allen Befleckungen der unreinen Welt zu halten und im Umgang mit heiligen Menschen und Dingen und in der Ausübung heiliger Handlungen sich dem heiligen Gott hinzugeben. Es ist sehr bezeichnend, daß die Sprache Jesu das Wort „Heiligung" wie nicht zu kennen scheint, daß Jesus jedenfalls eine besondere Forderung der Heiligung niemals an die Zuhörer richtet. Entscheidend aber ist die Durchbrechung der Heiligungspraxis durch Jesus bei

jedem Anlaß und nach allen Richtungen. Er macht sich nichts aus den levitischen Waschungen und Reinigungen,[1]) wie er sich nichts macht aus der angeblichen Verunreinigung durch den Verkehr mit unheiligen Menschen, Zöllnern und Sündern,[2]) denn die Reinheit hängt so wenig als die Unreinheit an äußeren Dingen und Menschen; beide haben im Herzen ihren Sitz und dringen vom Herzen hinaus, vergöttlichen oder verderben ihre Umgebung je nach der Beschaffenheit des Herzens, nach dem Sieg des Guten oder Bösen in der innersten Gesinnung des Menschen.[3]) Ebensowenig konnte Jesus in den besondern heiligen Handlungen ein Verdienst sehen und darin den Kern der Frömmigkeit erkennen; allen diesen heiligen Handlungen: Opfern, Sabbathalten, Fasten, Wallfahrten, Verzehnten kommt im Grunde ein sehr untergeordneter Wert zu, sie sind gar nicht der Wille Gottes, auf den es vor Gott und Menschen ankommen soll, sie machen keinen Menschen fromm, und ihre Unterlassung macht keinen unfromm. Was Gott will von jedem Menschen, ist etwas so ganz anderes, Recht und Liebe und Treue,[4]) Barmherzigkeit, nicht Opfer,[5]) Liebe, nicht heilige Absonderung,[6]) schlichte Wahrhaftigkeit und Demut, nicht Prahlen mit den heiligen Werken, die einer vor den Weltkindern voraus hat,[7]) Helfen und Wohltun auch am Sabbat, nicht knechtische Sabbatspedanterie.[8]) Die Evangelien haben alle mit einer wundervollen Klarheit diesen scharfen Gegensatz der beiderlei Weisen der Frömmigkeit dargestellt; wenn irgendwo, dann ist hier Jesus verstanden worden, und wenn etwas seltsam berührt, so ist es nur dies, daß noch ein Paulus zur ganzen Durchbrechung des jüdischen Heiligkeitsgesetzes nötig war. Der Gegensatz ist ein totaler, es

---

[1]) Mk 7, 1 f., 5 ff. [2]) Mk 2, 14–17; Mt 11, 19; Lk 15, 1 f.; 19, 2, 7. [3]) Mk 7, 15. [4]) Mt 23, 23. [5]) Mt 12, 7. [6]) Lk 10, 30–35. [7]) Lk 18, 10 ff. [8]) Mk 3, 4.

stehen zwei vollständig entgegengesetzte religiöse Ideale einander gegenüber; Jesus muß vom pharisäischen Standort aus als ganz unfromm, weltlich und unheilig erscheinen, während vom Standort Jesu aus die Pharisäer die Verkehrung alles dessen bedeuten, was Gott vom Menschen wirklich begehrt. Zu beachten aber ist vor allem das eine: es steht nicht so, daß Jesus dem Pharisäismus etwa bloß die Negation entgegenhält, nicht einmal so, daß er sich durch den Gegensatz gegen sie seine eigene Position erarbeitet, sondern an diesem Gegensatz gegen das pharisäische Frömmigkeitsideal offenbart sich das *ursprüngliche Wesen Jesu* in besonderer Klarheit. Es ist eine Frömmigkeit, die von innen nach außen, nicht von außen nach innen gerichtet ist, die von diesem Gesinnungszentrum aus das gesamte Leben, Werktag und Feiertag in gleicher Weise erfaßt und den Unterschied einer heiligen Sphäre von einer profanen eben deshalb niemals anerkennen kann, weil sie Gott in das ganze Alltagsleben mit hereinnimmt, und die endlich gerade das noch Widerstrebende, das Unheilige und wirklich Unfromme, statt es in ängstlicher Scheu zu meiden, vielmehr selber zu Gott und ihrem eigenen Gottesbesitz erheben, mit den erlebten Gotteskräften durchdringen und durch die Liebe und Hilfe selig machen will. In alle dem besteht ein geschlossener innerer Zusammenhang, die *feste Wurzelung im Zentrum*, in *der Gott ergebenen Gesinnung* gibt der Seele *die Freiheit gegenüber der ganzen äußern Welt* und füllt sie mit Gotteskräften der *Liebe und Hilfe*, die auf Erlösung alles noch Unerlösten, auf Durchdringung aller Verhältnisse mit Gott und seiner Kraft hindrängen müssen. Wer wirklich Gott im Herzen bei sich hat, ist der freieste Mensch der ganzen Welt und zugleich, wie *Luther* sagt, der Diener jedermanns, den es gerade in die Sünderwelt treiben muß, um sie zu seinem Gottesbesitz heraufzuheben. Unsre Evangelien vermochten diesen innern Zusammenhang

mit der Reflexion nicht aufzufassen, wohl aber zeichneten sie Jesus selbst mit der innern Geschlossenheit dieses Wesens, mit dem Handeln von innen heraus, mit der königlichen Freiheit der Welt gegenüber und der dienenden Hingabe für die Brüder, zumal die Unheiligen unter ihnen. Aber freilich, indem nun diese beiden ganz entgegengesetzten Weisen der Frömmigkeit zusammenstießen, trat die Notwendigkeit des Kampfes, des scharfen persönlichen und sachlichen Kampfes an Jesus selber heran und prägte diesem Kind der Liebe und Milde jenen so machtvoll harten, schroffen Charakter auf, der in einzelnen Worten sich bis zur Zornes-hitze steigert. Es ist ein Segen für uns, daß uns Jesus als ein solcher Kämpfer entgegentritt und das Mißverständnis einer schwächlichen, unfreien und unwahrhaftigen Liebe ganz unmöglich macht. Ihm durfte nicht beschieden sein, in seliger Harmonie sein inwendiges Gottesglück aus seiner Seele strömen zu lassen und einzig im Heilen, Helfen und Lieben seine Seligkeit andern mitzuteilen. Auf diese Weise hätten wir kein Kreuz Jesu bekommen und keine Trennung der Jesusreligion vom alten Judentum. Dadurch aber, daß die neue Frömmigkeit Jesu mit dem pharisäischen Schriftgelehrtentum zusammenstieß in einem so scharfen und reinen Gegensatz, entstand die innere Bewegung, welche zum Bruch und zur Scheidung der Religion führen mußte. Das jüdische Verständnis des Gotteswillens behauptete gegenüber der Revolution, die Jesus für dies Verständnis brachte, trotzig seine Stellung und seine physische Überlegenheit und nötigte eben dadurch Jesus und die Seinen, ihm den Abschied zu geben und sich zur eigenen Gemeinschaft zusammenzuschließen. Aus der gegensätzlichen Antwort der Pharisäer und Jesu auf die Zentralfrage: was ist Gottes Wille, auf den alles ankommt? wurde zwar nicht der eine und einzige, aber ein wesentlicher Grund zur Entstehung des Christentums als neuer Religion.

Trotzdem wäre es sehr verfehlt, wegen der schließlichen Feindschaft Jesu gegen die Pharisäer irgend einen bewußten scharfen Gegensatz gegen das Gesetz in seine Seele einzutragen. Für uns freilich trifft eine Kritik am Pharisäismus, wie Jesus sie übte, die Tendenz großer Partien des Gesetzes mit, denn wir müssen den Pharisäern zugestehen, daß sie Buchstaben und Geist der nachexilischen jüdischen Gesetzlichkeit auf ihrer Seite hatten. Niemals jedoch scheint Jesus sich dieser Erkenntnis geöffnet zu haben; konnten ihm doch seine Jünger das Wort in den Mund legen, „es solle kein Jota und Häcklein vom Gesetz vergehen,"[1]) d. h. die Sanktion des mosaischen Gesetzes auch in seinen wertlosen und vergänglichen Bestandteilen. Man hat allen Grund, zu zweifeln an der Echtheit eines solchen Jesuswortes, das durch die Praxis Jesu widerlegt wird und mit allen Aussprüchen über das Zentrale im Gesetz, auf das alles ankommt, nicht stimmt. Aber daß es auch nur möglich war, Jesu konservative Stellung zum Gesetz auf eine solche Formel des Pedantismus und der Kleinlichkeitskrämerei zu bringen, verbietet uns für immer, aus Jesus einen Kritiker des Gesetzes zu machen. In seinem Sinn geht aller Streit mit den Schriftgelehrten und Pharisäern nicht um die Giltigkeit des Gesetzes, sondern um seine richtige Auslegung, und Jesus will gerade der sein, der das rechte Gesetz auf seiner Seite hat, während seine Gegner nur spätere menschliche Zutaten anführen können. Gesetz Gottes auf der einen Seite — Satzungen der Ältesten auf der andern Seite,[2]) das war die Losung, mit der die Jünger Jesu sich ihre Freiheit von jüdischer Gesetzlichkeit wahrten, bevor Paulus auftrat mit der revolutionären Parole: Christus ist das Ende des Gesetzes.[3])

Und doch ist auch diese Losung wieder zu einfach. Übt nicht Jesus an der Erlaubnis der Ehescheidung im mosaischen

---

[1]) Mt 5, 18. [2]) Mk 7, 1–13. [3]) Röm 10, 4.

Gesetz Kritik?[1]) Stellt er nicht mit den Antithesen der Bergpredigt: „Ihr habt gehört, daß den Alten gesagt ist — ich aber sage euch",[2]) sich zu Worten des Gesetzes selber in Gegensatz? Also doch ein Ansatz zur Kritik des Gesetzes? Wie ist der Widerspruch zu verstehen?

Als bibelgläubiger Jude hat Jesus im ganzen mosaischen Gesetz Gebote Gottes erblickt, die aus Offenbarung stammen, und an deren göttlichem Ursprung nicht gezweifelt werden darf. Aber er schloß daraus nicht, daß Gott seinen Willen im Gesetz erschöpft habe, und daß es keines neuen vorwärts führenden Gottesworts bedürfe. Aus seiner intimen Gottesgemeinschaft heraus schöpfte er das Recht und den Beruf, das Gesetz Gottes zum Abschluß zu bringen und seinen Zeitgenossen den letzten und entscheidenden Gotteswillen zu verkünden. Er lautet nicht: Aufhebung des Gesetzes, wohl aber: Vereinfachung, Verinnerlichung, Verschärfung des im Gesetz geoffenbarten Gotteswillens.

Auch Jesus muß etwas empfunden haben von der Überfülle und verwirrenden Mannigfaltigkeit der Gottesgebote im mosaischen Codex; daraus erwuchs die Nötigung, die Hauptsache voranzustellen, ein Zentrum zu finden und diesem Zentralen dann alles andere unterzuordnen. Dies Einfache und Zentrale fand Jesus im Dekalog beisammen,[3]) fand es in klassischer Form im Gebot der Gottesliebe von ganzem Herzen und der Nächstenliebe ausgedrückt,[4]) hob es auch als das Schwerere im Gesetz, — Recht und Liebe und Treue[5]) — von allem übrigen verhältnismäßig Gleichgiltigen hervor. Wenn unsre Überlieferung ihn dabei hinzufügen läßt: „jenes sollte man tun und das andere nicht lassen," will sie dieser Vereinfachung die polemische Spitze abbrechen. Das mag wohl Jesu Art gewesen sein; er wird gelegentlich auch in kleinen

[1]) Mk 10, 1–12. [2]) Mt 5. [3]) Mk 10, 19. [4]) Mk 12, 29 ff. [5]) Mt 23, 23.

Dingen seine Gesetzestreue bewährt haben,[1]) wie denn ja gerade die konservative Pietät einer weiten, überlegenen und großherzigen Haltung entspringen kann. Es lag ihm ferne, durch bewußte Übertretung sogenannter kleiner Gebote das Augenmerk auf diese zu richten und ihnen dadurch eine Wichtigkeit beizumessen, die sie ja gerade nicht haben sollten. Daraus wird dann das Mißverständnis mit dem Häcklein und Jota[2]) entstanden sein. Aber in der Vereinfachung Jesu lag gleichwohl eine neue Wertung positiv und negativ und damit der Ansatz zu einer durchgreifenden Kritik. Es ist bezeichnend, wie Jesus seine Jünger gegen den Vorwurf des Sabbatbruches durch ihr Ährenraufen gerade mit dem Beispiel des Königs David verteidigt, der einen kultischen Gebrauch gebrochen hat, menschlicher Notdurft gehorchend.[3]) So hört Jesus auch aus den Bibelworten über die Ehe das einfache Grundgebot der Treue heraus und hebt von hier aus einen Rechtssatz des Moses wieder auf.[4]) Wenn Gottesliebe und Bruderliebe die Hauptsache sind, die Gott will, dann werden notwendig allerlei Satzungen, die damit nichts zu tun haben oder gar zur Verletzung der Liebe führen möchten, auch wenn sie im Gesetz Mosis ihren Rückhalt haben, unter den Tisch fallen müssen. Und nun leuchtet sofort das eine ein: zu diesem Einfachen, das Jesus als die Hauptsache voranstellt, gehört ja kein einziger spezifisch jüdischer Zug, es ist daran garnichts Nationales und Zeremonielles. Das Gesetz Gottes, wie Jesus es hier versteht, fordert das Menschliche, das Sittliche, das Ewige von uns und läßt alles andere einfach liegen. Durchgeht man von hier aus die ganze Bergpredigt, so stößt man trotz dem jüdischen Wort vom Jota und Häcklein auf kein jüdisches Sondergebot darin. Überall steht der Mensch vor Gott und vor der großen Ent-

[1]) Mt 5, 19. [2]) Mt 5, 18. [3]) Mk 2, 23–28. [4]) Mk 10, 1–9.

scheidung, und das, worauf Gott sieht, sind lauter nicht jüdische, sondern menschliche Dinge. Hierin liegt allein schon eine geniale Überwindung des Jüdischen im Gesetz von innen heraus. Gerade da, wo Jesus sich auf die Hauptforderungen des mosaischen Gesetzes beruft, vollzieht er instinktiv jene mächtige innere Scheidung, die das eigentlich Jüdische zurückläßt und nur das Ewige in der Hand behält. Wir wiederholen noch einmal: man darf daraus für Jesus selbst und seine eigene Praxis keine voreiligen kritischen Folgerungen ziehen. Er selbst besaß die Freiheit, auch uns als Bagatellsachen vorkommende Gesetzesvorschriften buchstäblich zu respektieren, gerade wie Luther, der Freie, in seiner „Freiheit des Christenmenschen" der Pietät gegen die Gebräuche der katholischen Kirche das Wort reden kann. Diese Treue gegen Vergängliches und Untersittliches im mosaischen Gesetz gehört ganz entscheidend mit zu seiner Größe und Eigenart. Revolutionäre sind klein und zwerghaft gegenüber der Freiheit, wie sie Jesus vertrat. Aber diese hohe Freiheit hat er sich dann auch wirklich erkämpft und fest behauptet; er würde königlich von ihr Gebrauch machen, sobald jemand sie ihm versagen wollte, er würde mit ihr in den Grund verwerfen und verdammen können, was sich der Liebe, wie Gott sie von uns verlangt, entgegenstellt. Wie konnte er im Innersten ergrimmen, wo er bei seinen pharisäischen Gegnern die Verleugnung der Bruderliebe durch selbstgemachte Heiligkeit wahrnahm! Wie hat er z. B. souverän die Tyrannei des Sabbats über die Menschen gebrochen und die Herrschaft des Menschen auch über den Sabbat proklamiert![1] Das alles kommt daher, daß Jesus mit seiner Forderung immer im Zentrum steht und immer die Hauptsache erfaßt, um die es sich vor Gott und Menschen allein handeln kann. Er fand diese Hauptsache in seiner alten Bibel, das

[1]) Mk 2, 28.

machte ihn zum treuen Juden, das hielt ihn fest bei seinem Volk; aber auf dem Boden des Judentums hat er seine Menschheitsreligion begründet, hat Zeitliches und Ewiges, Nationales und allgemein Menschliches scharf zu sondern gewußt und seinen Jüngern den Glauben hinterlassen, daß Gott einmal die Menschen nicht nach ihren jüdischen Sächelchen examinieren werde, sondern einzig prüfe nach ihrer Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und Liebe zu Gott und den Menschen.

Nächstdem die Verinnerlichung der göttlichen Forderung. Sie ist uns heute so geläufig, daß wir alle die zehn Gebote von früh auf uns innerlich und tief zurechtlegen und ganz übersehen, wie primitiv und massiv diese Forderungen eigentlich gemeint sind. „Du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen," das sind letztlich Forderungen des Rechts und nicht der Moral; es soll dadurch das Gemeinschaftsleben mit seinen elementaren Forderungen unter Gottes Sanktion gestellt werden, nichts anderes. Gedanken dagegen sind zollfrei, Affekte unterstehen keiner Kontrolle und keinem Verbot; bloß wenn ins Äußere übergreifende Handlungen daraus werden, welche die Gemeinschaft stören, verfallen sie dem Gericht. Hier tut Jesus den reformatorischen Schritt, daß er die göttliche Forderung ins Innerste verlegt und alle Herzensregungen, lange bevor eine Tat aus ihnen entspringen mag, zur Verantwortung vor Gott zieht. Bei Jesus ist deutlich, daß wir es mit Moral, tiefster Gesinnungsmoral und nicht mehr bloß mit Recht zu tun haben. Man erkennt das schon daran, wie er aus seiner Bibel gerade die beiden Liebesgebote herausgreift. „Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Gemüt und aus allen deinen Kräften und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst."[1]) Läßt man das in

[1]) Mk 12, 30f.

ganzer Kraft auf sich wirken, so kann sich wohl die Frage erheben: liegt das noch in unsrer Macht? Können wir dermaßen unsern Affekten gebieten? Kann Liebe überhaupt gefordert werden? Hier stehen wir vor einem ganz ernsten Problem, wie es für die sogenannte Moral des Dekalogs gar nicht vorhanden ist. Taten kann und wird man immer verbieten und bestrafen; kann man aber im Ernst Liebe gebieten und Lieblosigkeit als Gesinnung bestrafen? Wir denken, Nein. Jesus aber macht vor dem Heiligtum der Gesinnung mit seiner Forderung niemals Halt. Er rückt nicht bloß der mörderischen Tat, dem ehebrecherischen Handeln auf den Leib; er mutet den Seinen zu, die leisesten Ansätze zu solchem verkehrten Handeln in den Gedanken, den Gemütsregungen, den Worten, den Blicken zubekämpfen. Als Beispiele wählt er den begehrlichen Blick, das Scheltwort Raka, das Zürnen gegen einen Bruder[1]) und schärft es in einem andern Wort den Seinen ein, wie sie von jedem unnützen Wort vor Gott einmal Rechenschaft abgeben müßten.[2]) Sicher würde man seinen Sinn falsch verstehen, wenn man daraus eine kleinliche Gesetzlichkeit, eine Kasuistik der Gedanken, Blicke, Worte machen wollte. Für Jesus selbst sind diese kleinen, immer noch äußerlichen Dinge Offenbarungen des wahren Herzenszustandes, und darum fallen sie vor Gott ins Gewicht. Man kann ihnen nicht zu wehren suchen durch peinliche Aufsicht auf sein Mundwerk und seine einzelnen Gemütsäußerungen, wie pedantische und kleinliche Pietisten es verstanden haben. Wie würde sich das jemals reimen mit der Freiheit, Ursprünglichkeit und Spontaneität Jesu selbst! Er erklärt damit einfach: mit mehr Recht als für eine vollzogene Handlung könnte man einen Menschen für solche Gedanken, Worte und Blicke behaften und verurteilen; sie zeigen klarer als alle Taten, wie es im Innern eines

[1]) Mt 5, 22 f., 28. [2]) Mt 12, 36.

Menschen steht, wessen sein Herz voll ist. Der einzige Schluß in Jesu Sinn muß der sein: ringe nach einem Herzen voll Reinheit, Liebe, Wahrhaftigkeit; wenn du das hast, so werden alle deine kleinen und großen Äußerungen davon Zeugnis geben. Wer im Kern seines Wesens wahrhaftig ist, hat das Schwören nicht nötig; wer diese Wahrhaftigkeit nicht besitzt, dessen Wort wird kein Eidschwur mehr Wahrheit geben können.[1]) Eine solche Auffassung ist freilich dem Gesetz in seinen allermeisten Partien gründlich fremd; es denkt gar nicht daran, den Willen Gottes so tief und innerlich aufzufassen, und das muß auch Jesus empfunden haben, aus diesem Grund setzt er sein Wort in Gegensatz zu dem, was den Alten gesagt worden ist. Aber natürlich will er damit nicht das mosaische Gesetz als verkehrt kritisieren und seine Giltigkeit beanstanden. Es hat vollständig recht in dem, was es fordert, und wird nur Unrecht, wenn ein Mensch meint, damit schon Gottes ganzen Willen auch nur von ferne erschöpft zu haben. Damit führt uns die Verinnerlichung des Gesetzes bei Jesus zu dem letzten entscheidenden Punkt: der Verschärfung und Vollendung.

Schon das schwer wiegende Wort Jesu: „wenn es mit eurer Gerechtigkeit nicht besser bestellt ist als mit der Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer, werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen,"[2]) zeigt, wie ganz unmöglich man Jesus gerecht wird, wenn man ihn zum Führer irgendeiner Emanzipationsbewegung machen und ihm irgendwelche Freude an der Zerstörung der Moral zutrauen wollte. Warf er doch gerade den Pharisäern vor, daß sie vom Gesetz sich an die leicht erfüllbaren äußern Satzungen halten und das Schwerere beiseite lassen: Recht und Liebe und Treue.[3]) Jesus steht selbst zu dieser schweren Forderung, nur ist sie ihm noch nicht unbedingt und absolut genug. Im Gespräch

[1]) Mt 5, 33–37. [2]) Mt 5, 20. [3]) Mt 23, 23.

über die Ehescheidung[1]) und in den Antithesen der Bergpredigt[2]) offenbart er seinen Zuhörern seine grundernste Stellung zum Gotteswillen. Die Erlaubnis der Ehescheidung, führt er dort aus, verstößt gegen den ursprünglichen Schöpfungswillen, der Mann und Frau unzertrennlich verbunden hat. Unlösbare Treue ist und bleibt das Ideal der Ehe. Moses hat vorübergehend darauf verzichtet um der Herzenshärtigkeit der Juden willen; er schloß einen Kompromiß mit der menschlichen Schwachheit und schützte die Ehe durch die Erlaubnis einer Trennung in Rechtsform im Gegensatz zur brutalen Willkür des wilden Menschen, der nach seinen Launen die Weiber wechselt, wie man Kleider wechseln mag. Jetzt aber in der letzten Stunde soll wieder das reine Ideal der Ehe in Kraft treten, jetzt will Gott nicht mehr Rücksicht auf unsre Schwäche nehmen, sondern seinen Kindern zutrauen, daß sie ganz und vollkommen im Reinen und Guten leben. In diesem Sinn müssen alle die Antithesen Jesu zu vereinzelten Gesetzesvorschriften verstanden werden. Jesus denkt nicht daran, überhaupt den Eid zu verwerfen, das Vergeltungsrecht aufzuheben, den im Gesetz gemachten Unterschied zwischen den Nächsten, — den Volksgenossen und Freunden — und den Feinden, den Fremden, ein für allemal auszulöschen für jedermann. Was sein Gott in der Bibel verordnet hat, das kann niemals einfach verkehrt und widergöttlich sein. Aber jetzt in der letzten Zeit, angesichts der kommenden Ewigkeit auf Erden, will Jesus die göttlichen Zulassungen und Vermittlungen für seine Jünger aufheben und sie in die Erfüllung des reinen, guten Gotteswillens einführen. Jetzt heißt es nicht mehr: richtig Schwören, sondern lauter und einfach die Wahrheit sagen.[3]) Jetzt gilt nicht mehr das Vergeltungsrecht: wie du mir, so ich dir, sondern jetzt soll man dem Bösen nicht widerstehen und es

[1]) Mk 10, 1–12. [2]) Mt 5, 21–48. [3]) Mt 5, 33–37.

durch Ertragen und Gelassenheit überwinden.[1]) Jetzt gilt der Unterschied zwischen Bruder und Feind nicht mehr als Entschuldigung für gewalttätige Gegenwehr, sondern jetzt soll es heißen: liebet eure Feinde, bittet für die, so euch verfolgen. Die Kinder Gottes sollen sich keinen andern Maßstab nehmen als die großherzige Güte und Vollkommenheit ihres Vaters: „seid vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist."[2]) Die Zeit der nachsichtigen sittlichen Erziehung des Gottesvolkes hat ein Ende, und die Zeit des ganzen vollkommenen Kindesgehorsams beginnt.

So ist Verschärfung, Steigerung, Vollendung das letzte Wort Jesu in seiner Stellung zum mosaischen Gesetz. Man kann ihn nicht verkehrter auffassen, als wenn man etwa gegenüber der düstern, strengen jüdischen Gesetzlichkeit die Freiheit und Weitherzigkeit Jesu rühmt. Gewiß, man atmet größere Freiheit bei Jesus als bei den Rabbinen. Aber es ist immer die Freiheit gegenüber den Nebensachen, gegenüber den menschlichen Künsteleien dicht neben der strengen Bindung an die Hauptsache, der äußersten Konzentration auf das Zentrale. In Jesu eigenem Sinn ist seine Forderung weit ernster, herber, strenger als die Forderung des Judentums, auch des Alten Testamentes. Die Frage, wie das letztlich zu erklären ist, führt uns erst in den Kern der ganzen Ethik Jesu, den wir vorher erst gestreift haben. Die jüdische Ethik, auch diejenige der Bibel, war Volksethik. Alle ihre Forderungen kanonisieren Stammes- und Volksrecht und kultischen Brauch; wenigstens trifft das zu für die ganz große Mehrzahl der sogenannten mosaischen Gesetze. Gerade der Dekalog entwirft nicht einen persönlichen Maßstab für den einzelnen; was wäre das für ein erbärmlich dürftiges Ideal! Sondern er setzt die Bedingungen fest, unter denen das Volk Gottes leben kann

---

[1]) Mt 5, 38–42. [2]) Mt 5, 43–48.

und soll, und setzt sie als unverbrüchlichen Willen Gottes. Die Ethik Jesu dagegen ist ganz und gar Personenethik, Forderung Gottes an den einzelnen und sein Herz. Sie ist nicht an dem Gesichtspunkt orientiert: kann man so oder anders am besten miteinander leben und miteinander auskommen? Unter diesem Gesichtspunkt müßten ganze Partien der Bergpredigt rein absurd erscheinen, so die Seligpreisung der Sanftmütigen,[1]) das Verbot jeglichen Widerstandes,[2]) selbst das Verbot der Ehescheidung[3]) und des Schwörens.[4]) Man müßte den ganzen Realismus, die unvergleichliche Kenntnis der Menschen und des Menschenlebens bei Jesus übersehen, wenn man ihm die törichte Meinung zutrauen möchte, daß nach den Grundsätzen der Bergpredigt Menschen, so wie der Durchschnitt nun einmal ist, eher miteinander auf die Dauer auskommen als nach den harten und rauhen Maßstäben des alttestamentlichen Gesetzes. Jesus geht von einer ganz andern Fragestellung aus; er fragt kurz und bündig: was gilt vor Gott und seinem Gericht? Was ist der vollkommene Gotteswille, der in die Ewigkeit hinüberragt? Und er fordert seine Jünger auf, damit jetzt schon ernst zu machen, „ich aber sage euch," „so und so soll es bei euch sein." Für ein Volk wird ein Familienrecht, das die Scheidung der Ehe vernünftig regelt, immer ein Segen sein, der manches, was viel schlimmer ist als Ehescheidung, verhütet; für den einzelnen ist die Scheidung ein Verzicht auf das Ideal. Für ein Volk bedeutet ein richtiges Strafgesetz eine heilsame Einschränkung der gewalttätigen Selbsthilfe; für den einzelnen fällt das Bestehen auf der Bestrafung des Gegners unter die Lieblosigkeit und Unversöhnlichkeit. Nun ist ja sofort deutlich, daß hier ein Stufenverhältnis vorliegt. Die Volksethik muß immer vorangehen; sie muß die Basis sein und

---

[1]) Mt 5, 9. [2]) Mt 5, 38–41. [3]) Mt 5, 32. [4]) Mt 5, 33–37.

bleiben für alle höhere Sittlichkeit. Und weil sie ein großes Gemeinwesen umfassen will mit Menschen von den allerverschiedensten Graden und Stufen sittlicher Reife, muß sie auf den absoluten Charakter verzichten, sozusagen mit Bewußtsein, sie muß nicht das Gute, sondern das Erreichbare fordern, nicht die Liebe, sondern das Recht, suum cuique. Sie muß von Natur sozialer Art sein, das Gesamtwohl voranstellen, dafür sorgen, daß jeder Volksgenosse Schutz und Halt finde im Ganzen. Und das alles muß zuerst geschehen; ohne das gibt es überhaupt kein höheres Leben auch für den einzelnen. Aber bei Jesus ist nun die Ethik des Judentums an dem Punkt angelangt, wo sich aus der Volksethik und zum Teil im Gegensatz zur Volksethik die absolute sittliche Verpflichtung für den einzelnen herausarbeitet. Jesus fragt niemals: wie kann ein Volk, eine Gesellschaft am besten zusammenleben und gedeihen? sondern immer: wie soll der einzelne vor Gott erscheinen, um zu bestehen im absoluten Gericht? Von hier aus wird Jesus keine Rechtsordnung umwerfen und zum Beispiel nicht daran denken, den gerichtlichen Eid abzuschaffen; er hat sein ganzes Leben lang keine bestehenden Ordnungen umgestürzt, noch zuletzt sehen wir ihn eifern für die Heiligkeit des Tempelkults[1]) und wie jeden andern Juden mit den Seinen die Zurüstung zum Passamahl treffen.[2]) Aber Jesus wird unaufhörlich erklären: das alles genügt nicht, Gott will etwas weit Höheres; das alles ist nur ein Anfang, nur erst Voraussetzung, nun erst beginnt der ganze persönliche Ernst. Gott will den einzelnen und seine Seele gewinnen, und der einzelne soll den schmalen Weg gehen durch die enge Pforte in die Ewigkeit.[3])

Durch diesen Ewigkeitscharakter ist die Forderung

---

[1]) Mk 11, 15–19. [2]) Mk 14, 12–16. [3]) Mt 7, 13.

Jesu so deutlich unterschieden von aller politischen und sozialen und pädagogischen Reformarbeit, über deren dringende Notwendigkeit und hohe Bedeutung hier kein Wort verloren werden soll. Zumal in der Gegenwart mit ihrer Fülle drückender konkreter Probleme auf allen diesen Gebieten und ihrer unabweisbaren höchsten Dringlichkeit wird sich schwerlich ein Jünger Jesu mit gutem Gewissen diesen allernächsten und elementaren Aufgaben entziehen dürfen. Nur ist das alles nicht die eigentliche Forderung Jesu, sondern es liegt genau auf der Linie der alttestamentlichen Volksethik, welche Jesus überbieten will. Das darf natürlich nicht so verstanden werden, als habe Jesus über der großen Ewigkeit kein Auge und kein Herz für die nächstliegenden Schäden innerhalb seines Volkslebens gehabt. Im Gegenteil, er hat diese dringenden Nöte schärfer als andere gesehn und, ohne auf eine wunderbare Zukunft zu warten, Hand angelegt und geholfen, wo er konnte. Wir erfahren aus den Evangelien, wie er Hungrigen zu essen gibt, Kranke heilt, sich der Armen annimmt gegen die Reichen, im Tempel eifert für Gottes Heiligtum. Es heißt bei Markus: ihn jammerte des Volkes,[1]) und diesem erbarmungswürdigen Volk verheißt er ja zum Trost das kommende Reich Gottes. Man sieht daraus, wo Jesus einen Schaden in seinem Volke sah, da drängte es ihn, zu heilen und zu helfen, und er hat seinen nächsten Vertrauten dies sein Heilands- und Helferamt nach Kräften vermacht. Allein wenn Jesus den Leuten erklärt, welches der Wille Gottes für sie sei, wie in der Bergpredigt, da will er nicht die Gesellschaft verbessern, soziale Schäden heilen, Volksethik reformieren und einen Schritt vorwärts bringen, sondern einfach klar machen, worauf es vor Gott ankommt beim Eingang ins Gottesreich, wie der Mensch, der einzelne sein soll, um seinem Vater im Himmel

[1]) Mk 6, 34.

begegnen zu dürfen. Daher seine Gleichgiltigkeit gegen alle Fragen der Politik, das gänzliche Fehlen eines sozialen Programms bei ihm trotz so scharfer Worte gegen die Reichen, das sehr bezeichnende Gelegenheitswort: „Arme habt ihr allezeit bei euch, und wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes tun"[1]) und die runde Abweisung jenes Mannes, der ein Urteil im Erbstreit von Jesus wollte,[2]) weil das sich nicht reimt mit seinem Ewigkeitsberuf. Oder man nehme eines der Jesusworte, von dessen revolutionärem Charakter schon viel geredet worden ist: das Gespräch Jesu mit dem Reichen bei Markus.[3]) Unter sozialem Gesichtspunkt müßte der Befehl, allen seinen Besitz zu verkaufen und den Erlös den Armen zu geben und arm Jesus nachzufolgen, höchst seltsam und unvernünftig erscheinen. Das Wort begreift sich nur, wenn Jesus gar nicht überlegt, was die Ausführung des Befehls der Gesellschaft schaden oder nützen würde, sondern einzig sich fragt: was ist für die Seele dieses Menschen wichtig angesichts der Ewigkeit. Der einzelne, sein Gott und die Ewigkeit, das sind die Faktoren, die für Jesu Forderung allein gelten. Man nenne das nicht Egoismus, wenn der einzelne doch nur durch Liebe Gottes Wohlgefallen gewinnen kann und ohne Liebe auf dem sichern Weg zum Verderben wandelt. Aber es bedeutet einen ganz entschiedenen schroffen religiösen Individualismus, der mir ungefähr als das sicherste Merkmal der Gedanken Jesu erscheint.

Die Zeitlosigkeit der Forderung Jesu hängt direkt damit zusammen. Wir heute, wenn wir die Bergpredigt lesen, fühlen uns in unserem Gewissen getroffen gerade wie die Zeitgenossen Jesu. Freilich, jüdische Verhältnisse sind allenthalben vorausgesetzt, zumal in der Form bei Matthäus; wir hören von Opfer, Altar, Synedrium, Syna-

---

1) Mk 14, 7. 2) Lk 12, 13–15. 3) Mk 10, 17–31.

goge, Jerusalem, Raka usw.[1]) Trotzdem enthält die Rede lauter Ewigkeitsforderungen; Jesus nimmt jeden einzelnen bei seinem Gewissen, stellt ihn vor die große Ewigkeitsentscheidung und sagt zu ihm: da wähle; willst du mit deinem Gott ewige Gemeinschaft haben, so ist das, das allein der Weg. Er fragt nie oder höchst selten: was kommt zunächst dabei heraus? Oder wie geht es dann auf der Welt zu, wenn man so handelt? Kann man wirklich so miteinander leben? Er fragt bloß: was ist gut oder böse, Gottes Wille oder gegen Gottes Willen? Welches ist die Verfassung, mit der ein Mensch ins Gottesreich eingeht, welches die Verfassung, mit der er notwendig der Hölle verfallen muß? Du sollst ein Mensch sein, reif für die Ewigkeit, darauf allein kommt es an. Hüten wir uns, an diesem Ton Jesu etwas zu modeln; es ist auch heute wichtig, daß wir ihn rein vernehmen können. Und damit stimmt die Art, wie Jesus persönlich die einzelnen Menschen in ihren verschiedenen Lagen und Berufen angefaßt hat, genau überein. Er läßt sie, wenn wir einmal von seinen allernächsten Vertrauten, die er sich zu Arbeitsgenossen heranzog, absehen, durchaus innerhalb der Welt, in Stand und Beruf, in Familie und Besitz und will sie nicht ohne bestimmten Grund davon trennen. Nie fiel es ihm im Traume ein, daß ihm alle Leute nachfolgen sollten in der Art seiner Zwölfe; das wäre eine schöne Vagabunden- und Bettlergesellschaft geworden, und wem würde sie zur Last fallen? Nun, eben den Jüngern, die in der Welt ausharrten, die ihn beherbergen und zu sich einladen konnten, weil sie selbst in Familie, Arbeit und Beruf standen. Wenn dennoch wenig oder fast nie von Arbeit gesprochen wird in den Reden Jesu, wenn Jesus gar keine konkreten Weisungen gibt zu gewissenhafter Berufserfüllung — das Gleichnis von den Talenten[2]) zielt ja auf die Arbeit für die Ewigkeit — wenn Jesus z. B.

---

[1]) Mt 5. [2]) Mt 25, 14–30.

niemals für einen Bäcker oder Gerber ein spezielles Wort hat, so kommt dies einfach daher, daß er wohl zu unterscheiden weiß, was sich von selbst versteht, und was er angesichts der kommenden Ewigkeit den Menschen zu sagen hat. Selber außer allen menschlichen Banden, Sorgen und Verpflichtungen stehend, tritt er überall an die mitten in diesen Banden, Sorgen, Verpflichtungen stehenden Menschen heran mit dem Ruf zur Hauptsache: sorgt für eure Seele, für Gottes Reich und für die Ewigkeit! Und das sollte auch der Beruf seiner nächsten Vertrauten und Nachfolger sein und bleiben. Sie mögen aus warmem Pflichtgefühl und zum Segen ihrer Gemeinden ihren Leuten hygienische Regeln oder neue Erfindungen der Ökonomie oder politische Aufklärung bringen, ihr Beruf im Sinn Jesu kann sich niemals darin erschöpfen; dieser Beruf ist und wird bleiben, den Menschen den Sinn für gut und böse, für Vergängliches und Ewiges zu wecken und ihnen zu sagen: du hast eine Seele, die für die Ewigkeit bestimmt ist, und die zu Gott kommen soll.

Dadurch rückt Jesus in die Linie der Erweckungsprediger und Methodisten ein, mit denen er diesen Hauptzug, die Richtung auf die Seele und auf die Ewigkeit, zweifellos gemein hat. Er unterscheidet sich von den meisten nur durch seine wärmere Menschlichkeit und Liebe, die jederzeit das Programm zu durchbrechen und den schwachen, noch unmündigen und auf weit unterer Stufe stecken gebliebenen Menschen entgegenzukommen verstanden. Wir sagten schon, daß wir uns Jesus bei den Zöllnermahlzeiten nicht zu sehr als Buß- und Sündenprediger vorstellen dürfen. Im Verkehr mit seinen Kranken ist er auf die nächsten leiblichen Nöte eingegangen; den Volksmassen in der Wüste hat er wohl gepredigt, aber nie gemeint, daß er mit seiner Predigt ihren Hunger stillen könne. Wenn er Trauernde traf, wird er sie getröstet haben, mit Weinenden konnte er weinen, jede wirkliche Menschennot nahm er zu Herzen.

Man mag noch weiter gehen und sich ausdenken, wie Jesus mit einem Menschen niedriger sittlicher Bildung und rohen Wesens wird gesprochen haben; ob er ihm sofort, gleich das erstemal die höchste Forderung wird ans Herz gelegt haben, ob er nicht viel eher ihm das gebracht haben wird, was für ihn in seiner speziellen Lage das notwendige Wort Gottes sein mußte, wird man sich wohl überlegen dürfen. Dennoch muß die wunderbare Gabe Jesu gerade darin bestanden haben, den Weg zum Zentralen in allen Menschenherzen zu finden und den göttlichen Ewigkeitsfunken auf jeder Menschenstufe zu beleben. Mit langen Zeiten seines Wirkens wird Jesus schwerlich gerechnet haben, das Gottesreich stand unmittelbar vor der Tür; da galt es, alle Kraft und alle Arbeit auf das allein Notwendige zu konzentrieren. Darin bestand doch letztlich alle Kunst, darauf zielte alle Beredsamkeit Jesu, bei seinen Zuhörern das Verlangen nach dem einzig Notwendigen zu wecken,[1] das Gottesreich und seine Gerechtigkeit ihnen ans Herz zu legen als das einzige große Ziel ihres Lebens[2] und jede Menschenseele zur Entscheidung aufzurufen für oder gegen Gott und die Ewigkeit.[3] In dem Gleichnis vom Schatz im Acker[4] und von der Perle,[5] wofür ein kluger Mensch alles drangeben wird, suchte Jesus den alle andern Güter hoch übersteigenden Wert des Gottesreichs deutlich zu machen und alle Kräfte auf dieses letzte und höchste Ziel anzuspannen. Die Evangelien erzählen uns selbst von Menschen, in denen Jesus die Frage nach dem ewigen Leben weckte, und die voll Erwartung nach seinen Bedingungen zu ihm kamen.[6] Wer so im Gefühl des Anbruchs des Gottesreichs lebte, wer dessen Kräfte bereits so an der Arbeit sah wie Jesus, der konnte gar nicht anders als auch in seinen Zuhörern unauf-

---

[1]) Lk 10, 42. [2]) Mt 6, 33. [3]) Mt 7, 13 f. [4]) Mt 13, 44. [5]) Mt 13, 45. 46.
[6]) Mk 10, 17.

hörlich diese Frage vor allen andern Fragen zum Bewußtsein bringen und alle Sehnsucht wie alle sittliche Energie richten auf die große Ewigkeit. Wie fern lag aber all das dem jüdischen Gesetz, das von gar keinem ewigen Leben weiß und immer nur die nächste Wirklichkeit des jüdischen Volkslebens vor Augen hat. Darin besteht denn auch die letzte und innerste Überwindung des jüdischen Gesetzes durch Jesus, daß er, ohne es überhaupt zu verwerfen, es mit einer ganz neuen und unerhörten Forderung überbot, mit der Forderung für jeden einzelnen, sein Herz und sein Leben in die Verfassung zu bringen, die reif ist für die Ewigkeit.

Mit alledem sind aber doch erst formale Merkmale der Forderung Jesu hervorgehoben, und ist ihre Stellung zum vorausgehenden jüdischen Gesetz klar geworden. Es bleibt die weitere Frage nach dem konkreten Inhalt der Forderung Jesu, nach dem eigentlichen Detail der neuen Ethik. Unsere Überlieferung der Jesusworte hat mit gutem Grund auf jede Systematik verzichtet; selbst die Zusammenfassung der sittlichen Kernworte in der Bergpredigt ermangelt zwar nicht jeglicher Disposition, aber doch jeder klaren und einleuchtenden Gruppierung der Ethik Jesu nach großen Gesichtspunkten. Am wahrscheinlichsten dürfte noch dem Matthäus wenigstens die Zweiteilung: für den Bruder Kap. 5, für Gott Kap. 6 vorgeschwebt haben, die sich deckt mit der berühmten Zusammenstellung der beiden größten Gebote bei Markus, der Gottesliebe und der Bruderliebe.[1]) Wir denken im Ernst nicht, daß es sich für Jesus um irgend ein bestimmt angeordnetes Pflichtensystem wird gehandelt haben, wohl aber daß schon Jesus über die Grundrichtung seiner Gebote keine Unklarheit ließ. Man trifft den ganzen Geist seiner Ethik am sichersten wenn man sich an dies

---

[1]) Mk 12, 28–34.

Doppelgebot der Liebe hält und in der Energie, mit der Jesus beide Ziele ergreift und miteinander verbindet, eine ursprüngliche Richtung seiner Gedanken wahrnimmt.

Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, mit ganzem Gemüt und aus allen deinen Kräften, was bedeutet das in Wirklichkeit? Wie äußert sich die Gottesliebe? Jesus gibt darüber nirgends eine Belehrung, wir müssen es indirekt zu erschließen suchen. Der einfachste Weg hierfür ist die Beobachtung seiner eigenen Haltung gegenüber seinem Gott. Wir sahen, wie er Familie, Beruf, Heimat und Besitz aufgab, um dem Ruf seines Gottes Folge zu leisten Darin äußert sich der Gegensatz der Gottesliebe zu jeder andern Liebe; es eignet ihr nach der einen Seite hin ein ausschließlicher Charakter: die Gottesliebe vereinsamt. In dem Wort von den um des Gottesreichs willen Entmannten[1]) vernehmen wir ein Echo von Jesu starker religiöser Ausschließlichkeit, aus der er niemals ein Gesetz für andere machte, obschon er der Überzeugung war, daß auch an andere einzelne dieser strenge Ruf Gottes erging. Für ihn selbst schloß die Gottesliebe die Liebe zum anderen Geschlecht aus. Das zweite vornehmste Zeichen der Gottesliebe Jesu ist sein Leidensmut, seine Ergebung in des Vaters Willen, auch wenn dieser Wille ihn nicht nach Menschendenken führte; da galt es, sich in das fremde göttliche Müssen zu schicken,[2]) der Gefahr nicht auszuweichen, dem ergriffenen Beruf Treue zu halten und alle Konsequenzen auf sich zu nehmen, die auf diesem Berufsweg lagen. Schon daraus geht hervor, daß die Gottesliebe für Jesus nichts Gefühlsmäßiges und Sentimentales bedeutet, sondern etwas durchaus Willensmäßiges. Sie ist letztlich nichts anderes als Gehorsam gegen den Willen des Vaters, nicht resignierte Unterwerfung unter ein unpersönliches Sittengesetz oder

[1]) Mt 19, 12. [2]) Mk 8, 33.

ein dunkles Geschick, nein, freier und froher Gehorsam, Kindesgehorsam, Hingabe des ganzen Eigenwillens unter den majestätischen Gotteswillen. Man spürt es Jesus an, daß für ihn in diesem Gehorsam seine Seligkeit lag; es war nichts Gequältes dabei, nichts Lohnsüchtiges, nichts Heteronomes, es war die freudige Hingabe seines ganzen Wesens in den Dienst seines Gottes mit der Bereitschaft, ihm zu folgen auf allen Wegen und als sein Kind sich von ihm weisen zu lassen in jedem Augenblick.

In diese seine Gottesliebe zog Jesus auch seine nächsten Vertrauten, die er zu Arbeitsgenossen sich erzog, herein; auch ihnen mutete er zu, alles dahinten zu lassen und ihm nachzufolgen in der Arbeit für Gott und für sein Reich. Das war nur möglich bei einem übermächtigen Affekt für Gott, der sie alle Entbehrungen und Verfolgungen auf sich nehmen, ja vor dem Leidens- und Todesweg nicht zurückschrecken ließ. Aber dieser Affekt mußte fester, andauernder Wille werden, mußte in eiserner Disziplin und strengem Gehorsam das bloß Naturhafte abstreifen und sich sittlich reinigen und bewähren. Die Evangelien geben uns das lebendigste Bild, wie Jesus seine Jünger erprobte durch unerhört hohe Anforderungen an ihre Selbstverleugnung. Ein kurzes „Folge mir nach"[1]) entschied oft für immer über die Teilnahme an diesem engern Jüngerkreis. Wer da nur zögerte, wer sich nur Bedenkzeit erbat und etwas umständliche Vorbereitungen zum Abbrechen des bisherigen Berufs treffen wollte, der konnte abgewiesen werden.[2]) „Laß die Toten ihre Toten begraben," mußte der eine vernehmen, der gern noch seinen Vater begraben hätte vor der dauernden Nachfolge Jesu. „Wer seine Hand an den Pflug legt und rückwärts sieht, ist nicht tauglich fürs Reich Gottes," hieß es zu einem andern, der erst von seinen Leuten Abschied nehmen wollte. Wollte einer

[1]) Mk 1, 17; 2, 14. [2]) Lk 9, 57–62.

sich erst erkundigen, wo der Meister denn sein Quartier habe, so bekam er zu hören: „die Füchse haben ihre Gruben und die Vögel ihre Nester, aber der Mensch hat kein bleibendes Nachtquartier." War dann einer in die engere Nachfolge Jesu eingetreten, so begann ein Leben reich an Entbehrungen und in größter Bedürfnislosigkeit. Zog man aus auf die Wanderung, so duldete Jesus kein überflüssiges Gepäck, weder Brot noch eine Tasche noch Geld im Gürtel, auch nicht zwei Röcke; bloß Sandalen und den Stock in der Hand ließ er zu für die schlechten Wege in Galiläa.[1]) Als Paßwort gab er ihnen ein kurzes Wort der Furchtlosigkeit mit: „siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Fürchtet euch nicht vor den Menschen, fürchtet euch nur vor Gott."[2]) Wenn nicht alles trügt, hat er diesen seinen Mitarbeitern fürs Gottesreich alle Verfolgungen und Mißhandlungen auf den Kopf versprochen, die er selbst erleben mußte oder doch kommen sah. „Der Jünger ist nicht über dem Meister, noch ein Knecht über seinem Herrn. Der Jünger muß zufrieden sein, daß es ihm geht wie seinem Meister. Haben sie den Herrn Beelzebub genannt, wie viel mehr seine Leute."[3]) „Wenn sie euch aus einer Stadt verjagen, dann geht in die nächste, und wenn sie euch dort wieder vertreiben, sucht die nächste auf."[4]) Aber er wußte ihnen auch seine Furchtlosigkeit und seine helle Freude auf ihren Berufsweg mitzugeben. „Selig seid ihr, wenn sie euch schmähen und verfolgen um meinetwillen. Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel. So haben sie die Propheten vor euch verfolgt."[5]) Diese Freude ist das echte Kennzeichen der Gottesliebe. Wo Gott gedient wird über alles, wo ein Herz sich ihm ganz ergeben hat, da können alle Entbehrungen und Leiden die innere Seligkeit nicht hinwegnehmen. Diese

---

[1]) Mk 6, 7–9. [2]) Mt 10, 16, 28. [3]) Mt 10, 24, 25. [4]) Mt 10, 14, 23. [5]) Mt 5, 12.

Menschen besitzen bei all ihrer Schwäche und Unvollkommenheit immer ein Plus von Zuversicht, Vertrauen und innerer Seligkeit, dem keine äußere Trübsal gleichkommt. Wir kennen das alles genauer aus dem Leben des heiligen Franz, das uns mehr Detail gibt als die dürftige Überlieferung von Jesus und seinen Genossen. Gewiß war auch die Seligkeit der Gottesliebe des heiligen Franz nur ein Echo von der Freude Jesu und seiner ersten Jünger. Hier war ein Reichtum bei aller äußern Armut und Dürftigkeit, eine Freiheit bei allem Dienst und allen Mühen, eine Seligkeit mitten in Beschimpfung und Haß der Feinde, eine Liebe zu Gott und zu den Brüdern, die alle feindlichen Gewalten unter sich trat, und dennoch bei all dieser Freiheit und Freude ein schlichter, williger Gehorsam, begleitet von großer Nüchternheit, von Wachen und Beten, von beständiger Kontrolle über das eigene Herz, frei von allen sinnlichen und schwärmerischen Affekten, Kindesvertrauen, Kindesgehorsam in Demut und Wahrhaftigkeit. Es war freie Liebe und doch auch Pflicht, Affekt für Gott, Leidenschaft für sein kommendes Reich und dennoch schlichte Ergebung, Unterordnung, Dienst in aller Freiheit und Seligkeit. An Jesus und seinen nächsten Jüngern wurde der Welt erst klar, was Gottesliebe von ganzem Herzen heißen will, und wie froh sie einen Menschen zu machen vermag.

Schwerer scheint schon die Bestimmung dieser Gottesliebe für die weitere Jüngerschaft, für alle die vielen Männer und Frauen, die in der Welt, in Familie, Arbeit, Besitz zurückblieben. Und ihnen gilt doch das größte Gebot in gleichem Maß. Gerade zu ihnen sagt Jesus: „trachtet am ersten nach dem Reich Gottes,“[1]) stellt daneben alles andere zurück. Ihnen gilt der Doppelbefehl: „gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist,[2]) ja, und Gott, was Gott gehört, euer Herz, euer Leben.“

[1]) Mt 6, 33. [2]) Mk 12, 17.

„Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon,"[1]) Gott fordert aber euren Dienst. Hier scheint es sich ja freilich nicht um lauter Handlungen des Heroismus und der Drangabe der Welt und des eigenen Selbst zu handeln im gleichen Sinn wie für die Arbeitsgenossen Jesu. Und gleichwohl auch um Selbstverleugnung, um klare Entscheidung für oder gegen Gott. Es gilt allen den Rivalen den Abschied zu geben, die sich an die Seele drängen und ihr wertvoller sein wollen als Gott. Die Familie, der Besitz sind solche Rivalen. Jesus hat es nicht nur den Zwölfen, sondern allen seinen Jüngern zur Bedingung gemacht: „wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert. Und wer Bruder oder Schwester mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert."[2]) Das war keine allgemeine Redensart; es kam ja der Augenblick, wo die Entscheidung für oder gegen Jesus und seine Sache das einzige war, was Menschen mit Menschen verband oder von Menschen trennte. Da galt es entweder — oder, Pietät gegen die Familie oder ganze Gottesliebe. Wie stark Jesus im Reichtum für die meisten ein Hindernis wahrer Gottesliebe sah, geht aus zahlreichen Worten Jesu hervor, aber die Geschichte vom Reichen bringt eine Illustration, die ganz besonders sprechend ist.[3]) Es ist Unsinn, eine solche Episode verallgemeinern und ein allgemeines Lebensgesetz daraus ableiten zu wollen. Genug, daß Jesus in diesem Fall bei diesem Menschen im Reichtum das Hindernis sah, das seine Seele gefesselt hielt und die Gottesliebe mit ihrer Freiheit und Ganzheit nicht zur Herrschaft bei ihm kommen ließ. Darum seine bestimmte Forderung, um seine Seele zur Freiheit und ganzen Hingabe an Gott zu bringen. Ähnlich wird er in vielen andern Fällen mit den Menschen verfahren sein, die sich zu ihm drängten. Es war sein Grundsatz, ihnen harte Bedingungen

[1]) Mt 6, 24. [2]) Mt 10, 37, 38. [3]) Mk 10, 17–22.

zu stellen, ihren Mut und ihre Aufrichtigkeit zu erproben, um zu erfahren, ob sie für sein Gottesreich zu gewinnen seien oder nicht.[1]) Bei solchen Anlässen sollte es sich zeigen, wie mächtig die Flamme der Gottesliebe in einem Herzen brannte. Letztlich können wir das Wesen dieser Gottesliebe ganz einfach und bestimmt ausdrücken: es ist die Treue gegen die eigene Überzeugung, der Gehorsam gegen das Gewissen, wenn es einmal von Jesus getroffen und von der Ewigkeit erfaßt worden ist. Nicht um selbst gesuchte, ferne, großartige Handlungen und Opfer handelt es sich dabei, sondern um das schlichte, ganze Ernst-Machen mit dem Gewissen, um Wahrhaftigkeit, Ausdauer, Standhaftigkeit, Tapferkeit und Todesmut. Gott lieben von ganzem Herzen heißt, ihm gehorchen, die Stimme des Gewissens nicht unterdrücken, ihr treu sein über alles, mit Gott und seinem Gewissen fest, tapfer und standhaft den Weg gehen, den einen die eigene Überzeugung führt. Aber all das wieder nicht in stoischer Ergebung, nein, mit der Freude und Seligkeit, die jeden echten Gottesdienst begleitet, mit der Gewißheit seiner Nähe und seiner Kraft, mit der spontanen und freien Hingabe des Herzens an seinen Willen. Gott von Herzen gehorchen ist immer Freiheit und Seligkeit.

Die Gottesliebe Jesu und seiner ersten Jünger hat in der spätern Kirche den Anstoß zum Heiligenleben und zur Askese gegeben; der ehelose, arme und heimatlose Jesus mit seinen Aposteln ohne Geld und Gut und mit dem Ruf an alle seine Jünger, die Familienbande um Jesu willen hintanzusetzen und dem Besitz zu entsagen, wirkte in Begleitung von ganz andersartigen Vorbildern und andersartigen Motiven zur Loslösung unzähliger Nachfolger Jesu von allen Verbindungen des weltlichen Lebens, zu ausschließlicher Selbsthingabe an Gott. In der Tat liegt in

---

[1]) Lk 14, 25–33.

diesem Enthusiasmus der Gottesliebe das eine mächtige religiöse und echte Motiv, das zu allen Zeiten zum asketischen Leben aufrief, und dessen Kraft niemals in der Christenheit versiegen dürfte. Es ist überaus begreiflich, daß ein ernster Mensch, der seinen Gott von ganzem Herzen lieben will, ungeteilt und rückhaltlos, sich beengt fühlen muß durch die Aufgaben, Sorgen und Interessen des täglichen Berufs und Familienlebens; es kommt ihm vor, als müsse er hier seine Liebe zu Gott beständig mit andern niedern Faktoren teilen und könne Gott sein Herz nicht so schenken, wie es ihm rechtmäßig gehört. In einzelnen Menschen wohnen eben Kräfte der Sehnsucht, der Hingebung, der Liebe zum Reinen, Guten und Vollkommenen, für die es in den gewöhnlichen Geleisen unsres bürgerlichen Lebens keine Befriedigung zu geben scheint; sie strecken sich aus nach einem höhern Dienst und Beruf als dem irdischen, es treibt sie, gleichsam mehr zu tun als ihre einfache nächste Pflicht; es sind die Menschen mit dem Hang zum Außerordentlichen, zum Wunderbaren, die nur in einer außerordentlichen Lebensführung den Durst ihrer Seele stillen können. Der Graf von Zinzendorf war auf lutherisch protestantischem Boden ein Mann, dessen höchst verworrenes, unstet herumspringendes Leben aus der Allgewalt dieses religiösen Triebes zu erklären ist. Mir scheint zweifellos bei Jesus wie nachher bei Paulus diese ganz besondere und geniale Gottesliebe in Kraft getreten zu sein und ihnen nicht nur das Recht, nein, die Notwendigkeit und Pflicht gegeben zu haben zu ihrem außergewöhnlichen Leben. Aber das ist dann eine Gottesliebe, die zunächst kein Sollen ist, sondern ein heiliges und seliges Müssen, und sie hat Jesus von den andern nicht verlangt, sie kann er nicht gemeint haben, wenn er das Gebot der Gottesliebe über alles für den obersten Willen Gottes erklärte.[1])

[1]) Mk 12, 30.

Mag man daher in der freien und spontanen Manifestation der Gottesliebe Jesu einen Zug erblicken, der sich in verwandt gestimmten Seelen immer wiederholen wird, und auf den alles, was an den asketischen Erscheinungen groß und echt und erfrischend ist, zurückgeht, — die Gottesliebe, die Jesus fordert von seinen Arbeitsgenossen wie von seinen Jüngern, hat mit der spätern Askese, die ja letzlich auch niemals gefordert werden durfte, sondern immer der Freiwilligkeit und Spontaneität überlassen sein mußte, nichts zu tun. Die Entbehrungen und Verfolgungen, denen sich ein Genosse Jesu unterzog in der unmittelbaren Nachfolge seines Meisters, verliehen ihm keine besondere Heiligkeit und waren nichts Überpflichtmäßiges, sondern waren die unerläßlichen Vorbedingungen zur geschicktesten Ausübung seines Missionsberufs, die notwendigen Folgen seines mutigen Auftretens gegenüber der Welt. Darum beobachtet man unter den Regeln, die Jesus seinen Arbeitsgenossen gab, keinen einzigen überflüssigen und wirklich asketischen Zug; Stock und Sandalen werden erlaubt, weil sie die Wanderungen erleichtern, alles Reisegepäck aber verboten, weil es das Wandern beschwert.[1]) Es ist das direkte Gegenteil zu den Regeln mancher katholischer Wallfahrer, die sich durch alle möglichen kleinen Selbstquälereien und unnötigen Entbehrungen eine besondere Heiligkeit auf ihren Pilgerwegen erwerben wollen. Scheinen doch die Genossen Jesu nicht einmal unverheiratet gewesen oder durch Jesus zu einem Abbruch ihres Ehelebens bestimmt worden zu sein. Jesus kehrt gelegentlich im Haus des Simon in Kapernaum ein,[2]) heilt seine Schwiegermutter,[3]) und nach Jesu Tod soll derselbe Simon Petrus nach einer Notiz des Paulus seine Frau mit sich auf die Missionswanderungen genommen haben.[4]) Entsprechend fehlt auch in der bekannten Aufzählung dessen,

[1]) Mk 6, 8, 9. [2]) Mk 2, 1; 3, 20; 9, 33. [3]) Mk 1, 29–31. [4]) 1. Kor 9, 5.

was die Jünger alles verlassen haben, die Frau, und erst Lukas fügte sie hinzu,[1]) wie er ja auch einem Jünger den Haß gegen sein Weib in seiner rhetorisch übertreibenden Manier zumutet.[2]) Das Wort von den sich um des Gottesreichs willen Entmannenden[3]) stellt ebenfalls für niemand eine Verpflichtung auf; es konstatiert bloß, daß es solche Menschen gibt und wohl geben soll, aber ohne an einen Bestimmten die Zumutung zu richten; wer es zu Herzen nehmen kann, der fasse es. Es war eine ganz eigentümliche gelehrte Verblendung nötig, um in diesem Jesuswort den Beweis für den asketischen Charakter des ganzen Evangeliums zu finden.

Nein, Gewaltiges und Schweres hat Jesus von seinen Genossen verlangt kraft der Gottesliebe, die er bei ihnen forderte und voraussetzte, aber schlechterdings nichts Überflüssiges, nichts Selbstgewähltes und Selbsterquältes, einfach ganze ungeteilte Hingabe an ihren besonderen Beruf und Ertragen alles dessen, was ihr Beruf ihnen bringen mußte. Für die Jünger aber, die er im Weltleben, Familie, Beruf und Besitz beließ, hat er vor allem die gänzliche Freiheit der Seele gefordert, die imstande ist, jedes Opfer zu bringen, sobald die Stunde ruft, Familienbande zu zerreißen, allen Besitz hinzugeben, das eigene Leben[4]) einzusetzen für Gott und sein Reich, alles das ganz ungeteilt, aber eben, wenn der Augenblick es befiehlt, wenn die Entscheidung herankommt, wenn die Dörfer und die Städte sich gruppieren um das Feldgeschrei: gegen Jesus, für Jesus. In solchen Entscheidungsstunden gilt für jeden Jünger, was sonst nur für den Genossen gilt: unbeschwert sein von allem, keine Pietät und keine Rücksicht gelten lassen,[5]) den Weg der Überzeugung zu Ende gehen, auch

[1]) Mk 10, 29; vgl. Lk 14, 26. [2]) Lk 14, 26. [3]) Mt 19, 12. [4]) Mt 10, 39; Mk 8, 35. [5]) Mt 10, 34–36.

wenn's der Todesweg ist.[1]) Es ist sehr bezeichnend, daß wir bei manchen Worten Jesu nur schwer noch unterscheiden können: sind sie speziell an die Genossen, sind sie an den weitern Jüngerkreis gerichtet? Das ist ganz verständlich. Es kamen Zeiten und Stunden, wo der Unterschied wie nicht bestand, wo von jedem Jünger der Einsatz der ganzen Person gefordert wurde, wo Jünger-Sein in jedem Sinn soviel hieß als Bekenner, und Bekenner soviel als Zeuge, Märtyrer im spätern Sinn. Aber all das hat mit Askese auch nicht das Geringste zu tun; es fehlen hier alle Merkmale des Freiwilligen und des Selbst-Gewählten, des Außerordentlichen und Überschwänglichen, hier handelt es sich um einfachen Pflichtgehorsam, um Treue gegen das Gewissen, um nichts anderes. Und von hier aus läßt sich von der ganzen Forderung der Gottesliebe letztlich sagen: sie prägt der Ethik Jesu nicht einen asketischen, wohl aber einen heroischen Charakter auf; sie gibt dem Jüngercharakter das Heldenhafte, Furchtlose, Entschiedene und Unbedingte, sie nimmt ihm alle Menschenfurcht und läßt ihm allein die Furcht vor Gott, sie wehrt jeder Unfreiheit unter Menschen und Menschenrücksichten, gibt dem einzelnen seine königliche Freiheit und Selbständigkeit und stempelt ihn zum freien Kind Gottes, das einzig seinem himmlischen Vater verantwortlich und verpflichtet ist, ihm aber auch mit ganzer Seele. Und das ist allein schon ein Grund, warum die Forderung Jesu niemals von ferne in der Bruder- und Nächstenliebe enthalten und beschlossen sein konnte, wie wunderliche moderne Mißverständnisse schon gemeint haben. Die Bruderliebe macht uns zu jedermanns Diener und Knecht, verpflichtet uns den Menschen, bindet uns mit ihnen zusammen, mit ihrer Not, mit ihrer Schuld, mit ihrer Schwachheit, grenzenlos und ohne Ende. Die Gottes-

---

[1]) Mk 8, 35.

liebe aber erhebt uns zu freien Menschen, gibt jedem einzelnen sein selbständiges Kindesrecht bei Gott und verleiht ihm den trotzigen Charakter der Wahrhaftigkeit und Unabhängigkeit eines Gotteskindes und Gotteskämpfers. Der Jesus, der von seinem Volk verworfen, von seinen Jüngern verlassen und verraten wird, der allein mit seinem Gott den furchtbaren Leidensweg zu Ende gehen muß, und bis ans Ende sich selbst und seinem hohen Beruf treu bleibt, er ist nicht vor allem der Held der Bruderliebe, sondern der Gottesliebe. Zu der ganzen Welt in Gegensatz treten, die Sache Gottes durch allen Kampf verfechten, frei bleiben von jeder Menschenknechtschaft und jedem Dienst der Partei, die Wahrheit bezeugen gegen jedermann und alle, das ist doch das Zeichen, mit dem Jesus gestorben ist. Mit Gott und seinem Dienst tritt ja doch erst das Absolute in unser Leben. Mit Gott gewinnt die Seele die Freiheit, die sie im Dienst an den Brüdern niemals sich selber untreu und feige werden läßt, und die in die Liebe zu den Brüdern den Kampf für das Gewissen, für das Gute gegen das Böse im Bruder streng und unerbittlich hineinträgt. Jesus hat wohl gewußt, warum er das „Gott lieben von ganzem Herzen," über alles stellte. Eine Religion, die ausgeht von den Gaben des Schöpfergottes, dem wir unsre ganze Existenz verdanken mit allem, was wir haben und sind, und die aufsteigt zur Hoffnung auf das kommende Reich Gottes, die Offenbarung seiner ganzen majestätischen Herrlichkeit und Güte, muß mit innerer Notwendigkeit dem Gehorsam gegen diesen Gott jede andere Beziehung unterordnen und unserem ganzen Leben die Bestimmung geben, Gott zu lieben und zu verherrlichen. Und wie Jesu ganzes Leben ein Loblied auf die Größe und Güte seines Vatergottes ist, so soll für seine Jünger die Hingabe aller Kräfte an den einen Guten und Vollkommenen, in dessen Liebe allein unsre Seele ihre Ruhe findet, im Zentrum stehen.

„Das zweite Gebot ist dieses: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst."[1]) Was **Bruderliebe** bedeutet, das weiß ja jedermann, aber aus den Worten Jesu und aus dem ganzen Handeln Jesu leuchtet ihr unerschöpflicher Reichtum doch wie eine neue Offenbarung. Im Nächsten wie im Fernsten. Jesus sieht alle Verwicklungen und Hemmungen der Bruderliebe im nächsten Kreis und verlangt von den Seinen die Geduld und Langmut, die Ausdauer in der Liebe, die immer bereite Versöhnlichkeit, die ihm selbst unentbehrlich war, wenn er mit den kleinen und unverständigen Menschen in seiner Nähe in der Liebe bleiben wollte. Und Jesus sieht alle die Trennungen zwischen Mensch und Mensch, die Antipathien und Feindschaften, die Empfindlichkeiten und Gereiztheiten, die Rachsucht der Beleidigten und fordert von den Seinen die großherzige Liebe, die Gott selber hat, gegen unsre Feinde, gegen die uns Unsympathischen, gegen die Verachteten und auf verkehrten Wegen Wandelnden, gegen jedermann. Er erklärte diese Bruderliebe für so zentral, daß er kein Opfer,[2]) kein Gebet zu Gott[3]) gelten ließ, wo sie fehlte, daß er dem Menschen jede Sündenvergebung von seiten Gottes absprach, wenn er nicht selbst imstande war, dem Bruder zu verzeihen,[4]) ja, er setzte ins „Unser Vater" das Wort hinein: „wie auch wir vergeben unsern Schuldnern,"[5]) damit seine Jünger auch im Gebet vor Gott die verzeihende Liebe, die sie dem Bruder schuldig sind, nicht vergessen. Das ist die Grundordnung der Kinder Gottes, lieben ohne Grenzen, unerschöpflich. Selbstverständlich gehört zu dieser Bruderliebe in erster Linie die **Fürsorge für sein leibliches Wohl**, und Jesus konnte es einem Menschen anrechnen, wenn er seinen Jüngern einen Becher frischen Wassers reichte.[6]) Der lieblose reiche Mann, der den

---

[1]) Mk 12, 31. [2]) Mt 5, 23. [3]) Mk 11, 25. [4]) Mt 6, 14, 15. [5]) Mt 6, 12. [6]) Mk 9, 41.

armen Lazarus neben sich darben läßt, wandert nach seinem Tod an den Ort der Qual.[1]) In dem berühmten Schlußwort vom Weltgericht bei Matthäus ergeht das Urteil zum ewigen Gericht über alle, die versäumt haben, die Gefangenen zu besuchen die Nackenden zu kleiden, die Hungrigen zu speisen.[2]) So wird auch der unreine Samariter der Freund Gottes und der Menschen, wenn er dem unter die Mörder Gefallenen aufhilft und für seine Genesung sorgt, während die heiligen Leute, Priester und Levit, abstoßende Beispiele bleiben.[3]) Gegenüber dem Armen heißt die kurze Regel: Gib dem, der dich bittet, und von dem, der von dir borgen will, wende dich nicht ab.[4]) Kranken, die zu Jesus kamen mit dem Verlangen nach Heilung, hat er leiblich geholfen, und es war gegen seine Regel, als er einem Gelähmten zuerst seine Sünden vergab.[5]) Aber selbstverständlich soll unsre Liebe aufsteigen zu den innern Nöten und Leiden des Bruders, genau wie die Liebe Gottes es tut, und Jesus ist dafür selber die herrlichste Illustration. Verlorene Seelen zu suchen, den Geächteten und Verschupften nachzugehn und sie wieder in Verbindung mit ihrem himmlischen Vater zu bringen, ist doch der größte Liebesdienst. Da darf man vor keiner Berührung mit Unreinem und Unanständigem zurückscheuen; es gilt einfach zu glauben an den göttlichen Funken, der in der verkommensten Seele schlummert und den allein Vertrauen und Liebe wecken können. Immer aber heißt es, auch in der Liebesübung, nicht sich selber suchen, sondern das Beste des andern. Echte göttliche Liebe ist nur die Liebe, die dienen kann, und alle unsre Größe besteht vor Gott in diesem Dienen und sich selbst vergessen für andere. An diesem Punkt prägte Jesus die giltigen Werte um, stellte absichtlich voran, was

---

[1]) Lk 16, 19–31. [2]) Mt 25, 41–46. [3]) Lk 10, 30–35. [4]) Mt 5, 42. [5]) Mk 2, 5.

gering geachtet wurde und wies die Seinen an, ihre Schätzung des Großen und Berühmten ganz auf den Kopf zu stellen und nichts anderes als groß und vornehm gelten zu lassen als den Dienst und die Hingebung im Dienen.[1])

An diesen Gedanken Jesu ist alles einfach und jedes Mißverständnis ausgeschlossen. Es fehlt bei Jesus noch alle überstiegene Geistlichkeit, alle bequeme Innerlichkeit, alle Parteienge, die im Christentum sofort der Bruderliebe Eintrag tat. Gibt es eine schlichtere, menschlichere Formulierung des Liebesgebots als die von Jesus vielleicht schon vorgefundene, aber gern aufgegriffene Regel: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Menschen tun, das tut auch ihnen," die Grundform des spätern Naturrechtes?[2]) Jesus schärft den Seinen die Augen für jede wirkliche Not, unter der die Menschen leiden, er lehrte sie keine neuen Nöte erst künstlich schaffen, sondern helfen und heilen, wo man ihre Hilfe begehrte. Sein Verkehr mit den Kranken, die sympathetischen Kräfte, die von ihm ausgingen, die Kämpfe mit den Dämonen, der Massenandrang armen heilungsbedürftigen Volks verzehrten oft seine Kraft und erschöpften ihn aufs äußerste. Wir sehen ihn dann fliehen in die Einsamkeit und neue Kräfte schöpfen bei seinem Gott.[3]) Aber die Evangelien melden von keinem Kranken, der voll Vertrauen zu Jesus gekommen und von ihm abgewiesen worden wäre. Das brachte er nicht über sein Herz; nur wo dezidierter Unglaube ihm entgegentrat, da gab es für ihn auch keine Möglichkeit zu heilen und zu helfen.[4]) Wie stark muß im ganzen der Eindruck seiner Menschenliebe gewesen sein, daß ihm doch immer wieder die Ärmsten nachliefen und nachschrien! Seinen Genossen, die er ausschickte in die Dörfer und Flecken Galiläas, gab er Vollmacht, Dämonen auszutreiben, wie er es tat, und Kranke

---

[1]) Mk 9, 35; 10, 42–45. [2]) Mt 7, 12. [3]) Mk 1, 35–37. [4]) Mk 6, 5.

gesund zu machen;[1]) er mußte aber erleben, daß die Genossen nicht immer auf seiner Höhe standen und Hilfesuchende enttäuscht zu ihm kamen, wenn die Genossen umsonst die Heilung versucht hatten.[2]) Das Auffallende ist nur, wie diese Liebe Jesu zu den Kranken lauter Siege zu erleben scheint, die Hilfe immer im Hinwegnehmen der Not, nirgends in der Kraft, sie zu tragen besteht. Hier ist eine Schranke der Bruderliebe Jesu in unsrer Überlieferung. Keines unsrer Evangelien berichtet uns von dem Trost und der Hilfe, die Jesus unheilbaren Kranken gespendet hat.

Nächstdem hielt die Überlieferung besonders die Liebe Jesu im Verkehr mit den Zöllnern und Sündern fest. Jesus wendet seine Hilfe denen zu, die ihn nötig haben; nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken.[3]) Dabei idealisiert er sich diese Zöllnergesellschaft nicht wie manche moderne Ausleger, denen sich der Zöllner zu einem Armen und Ausgebeuteten verklärt hat, während sie gerade in Wirklichkeit die skrupellosen Ausbeuter und Erpresser waren. Es war die gewinnsüchtigste, gewissenloseste Gesellschaft von Menschen, welche das damalige Judentum gekannt hat. Ein Zakchäus gibt offen zu, daß er in seinem Beruf gar manchen übervorteilt hat,[4]) und der Zöllner im Gleichnis wird nicht aus lauter Demut sprechen: „Gott sei mir Sünder gnädig!"[5]) sondern weil ihm wirklich einmal sein Gewissen schlägt. Das alles verbarg sich Jesus nicht, und eben deshalb zog es ihn zu dieser Menschenklasse und fand er, daß sie ihn brauchen könne. Es waren doch auch Abrahamskinder,[6]) sie gehörten auch zum Volk Gottes; auch an sie erging die Einladung zum Gottesreich. Im Verkehr mit ihnen, bei ihren Mahlzeiten, muß Jesus es wunderbar verstanden haben, sie für Gott und seine Sache lebendig zu

[1]) Mk 3, 15; 6, 7. [2]) Mk 9, 18–27. [3]) Mk 2, 17. [4]) Lk 19, 8. [5]) Lk 18, 13. [6]) Lk 19, 9.

machen, eine ihnen selbst unbekannte Sehnsucht nach der Gerechtigkeit bei ihnen zu wecken und ihnen das Zutrauen zu geben, daß Gott ihnen viel näher stehe, als sie selber vermeinten. Das war wohl das Spottwort: Jesus der Zöllner- und Sünderfreund,[1] wert. Wie muß sein freundlicher Besuch und seine milde Menschlichkeit in der Seele eines Zakchäus eingeschlagen haben, wenn dieser in Jesu Gegenwart auf einmal den Entschluß faßte, von Stund an die Hälfte seines Besitzes den Armen zu geben und die von ihm auf unlautere Weise Geschädigten vierfach zu entschädigen.[2] All das ohne eine lange Bußrede Jesu, — der reine Erfolg seiner Güte und Freundlichkeit! Daß er gar einen Zöllner Levi von der Zollbude weg in seine engere Genossenschaft berief,[3] verrät ein ungewöhnliches Maß von Zutrauen und eine starke Gleichgiltigkeit Jesu gegen das Gerede. Und dieser Jesus, der mit den habsüchtigen Zöllnern aß und trank, war gleichzeitig und vorzugsweise der Freund der Armen, denen er vor allem die Botschaft vom Gottesreich, als Trost und Verheißung gerade für sie, zu bringen hatte.[4] Welch ein Kontrast, was für eine Freiheit! Darin aber zeigt sich die königliche Art der Liebe, wie er alle Schranken menschlicher Konvention durchbrach, in allen Menschen den Menschen erfaßte und aufsuchte, auch mit Schriftgelehrten sich freundschaftlich unterhielt und verständigte, wenn der Mensch in ihnen noch nicht erstorben war.[5] Er war kein Agitator des Proletariats, für den es außerhalb seiner Kaste nur Schufte und Ausbeuter geben kann. Er wollte nichts anderes sein als der Freund und Helfer aller derer, die ihn brauchten, die sich nach Hilfe, nach Reinheit, nach Liebe, nach göttlichem Trost sehnten. Nur mit den Satten und Selbstzufriedenen, mit den nach ihrem eigenen Bewußtsein Gerechten, mit der

[1] Mt 11, 19. [2] Lk 19, 8. [3] Mk 2, 14. [4] Mt 5, 3; 11, 5. [5] Mk 12, 28–34; Lk 7, 36.

Clique der offiziellen Frömmigkeit stand er auf Kriegsfuß, und das aus keinem andern Grunde, als weil sie die freie und wahrhaft menschliche Art seiner Liebe nicht fassen konnten und ihr in den Weg traten mit ihrem Richten und Schelten.

Wir lernen die echte Art der Bruderliebe Jesu kennen in seinem Kampf mit Gegnern aller Art. Liebe und Kampf sind für Jesus kein Widerspruch, sie können einander sogar fordern. Den Kampf kann sich nach Jesu Wort überhaupt kein Mensch ersparen, und wir sind von Gott nicht in die Welt gestellt, um ungestört und ungeplagt im Frieden mit jedermann unsern Weg zu gehn. Jesus wußte aber, wie schlecht der Kampf die Menschen macht, und darum gab er zahlreiche Losungen aus, wie ein Jünger und Kind Gottes den Kampf bestehen soll. Er machte aufmerksam auf den inneren Zusammenhang zwischen dem Töten und dem Zürnen und zeigte, daß vor Gott das Zürnen und der Gebrauch von Scheltworten im Zorn dem wirklichen Töten gleich gewertet werde.[1]) Er suchte die Seinen zu schützen vor den schlimmen Rückwirkungen des Kampfs auf die eigene Seele, die durch die berechtigtste Gegenwehr in der Regel von dem Bösen, dessen sie sich erwehrt, hingerissen und innerlich überwältigt wird.[2]) Ein Kind Gottes soll in Kampf und Not den Frieden seiner Seele nicht verlieren, vom Bösen des Feindes nicht selbst angesteckt werden und lieber das Böse hinnehmen in kraftvoller Selbstbeherrschung und Überlegenheit, als durch die Gegenwehr ihm den Weg zum eigenen Herzen öffnen. Die Beispiele, die er für die Leidsamkeit und Gelassenheit wählt, sind natürlich möglichst sprechend und paradox, wie die ganze Redeweise Jesu in solchen Fällen. Man versteht aber Jesus nur dann recht, wenn man sie als Proben der inneren Kraft und der innern Seligkeit auffaßt, nicht als Zeichen der Schwäche und des

---

[1]) Mt 5, 22. [2]) Mt 5, 39, 40.

bequemen Nachgebens. Im Kampf mit den Feinden aber sollen wir das innere Band, das uns mit ihnen vor Gott verbindet, nicht verlieren, den Menschen und Bruder im Feind nicht übersehen und uns den Maßstab für unser Verhalten an der Großherzigkeit Gottes nehmen, der nicht reagiert, so wie man ihn behandelt, sondern gerade dem Feinde gegenüber seine göttliche Überlegenheit behält. „Liebet eure Feinde, bittet für die, so euch verfolgen," „seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist."[1]) Aber jeder Schluß, den man aus diesen letzten und höchsten Spitzen der Liebesforderung Jesu für ein bloß passives, weiches und leidendes Verhalten zum Feind ziehen wollte, müßte durch das Beispiel Jesu widerlegt werden. Es scheint auf den ersten Blick wie ein Gegensatz zum eigenen Wort in der Bergpredigt, wenn man die Zornesworte Jesu gegen die Pharisäer an sich vorüberrauschen hört: wie da die Leidenschaft aufflammt, der Angegriffene zum Angriff übergeht, ein Wehe das andere Wehe ablöst und im Zuhörer ein Bild des Pharisäers geweckt wird, das soviel wie dessen dauernde Verurteilung für alle Zukunft bedeutet.[2]) Oder man stelle sich Jesus im Tempel vor, auch ohne die Geißel, die ihm erst Johannes leiht, in der ganzen Größe seines Affektes, mit der tätlichen Leidenschaft, die die Verunreiniger des Heiligtums zum Tempel hinausbefördert.[3]) Wo bleibt hier das Verbot des Zornes, die Sanftmut und Gelassenheit und die Liebe zum Feind? Wir werden den Widerspruch nicht ganz aus der Welt schaffen, aber wir werden aus ihm doch vor allem die Korrektur zu entnehmen haben, wie die Worte Jesu in der Bergpredigt nicht verstanden werden dürfen. Alles Schwächliche, rein Passive, Weiche und allzu sanft Nachgiebige muß aus der Bruderliebe, wie Jesus sie fordert, verbannt werden. Echte, leidenschaftliche Liebe zum

[1]) Mt 5, 44–48. [2]) Mt 23. [3]) Joh 2, 15; Mk 11, 15–19.

Bruder muß zürnen, ergrimmen, sich wehren können, darf nicht gut und böse, der Milde und Sanftmut zu Liebe, gleich färben, darf dem Kampf nicht aus dem Wege gehn aus einer falschen Friedenssehnsucht. Es darf auch hier kein tötendes Gesetz und keine unfreie Gesetzlichkeit geben; die Wahrhaftigkeit geht vor. Der Eifer für die Seele des Bruders selbst kann und muß zum Angriff auf den Verderber seiner Seele führen; das wäre keine Liebe mehr, die dem Bösen schwächlich seinen Lauf ließe. Und dennoch die innere Freiheit und Überlegenheit der Seele, dennoch die feste Verbundenheit mit Gott, die den Frieden niemals ganz aus der Seele weichen läßt, dennoch die Offenheit für den Bruder, mit dem wir im Kampf stehen, die Erinnerung: auch er ist zum Gotteskind wie ich berufen, ja er steht vielleicht Gott näher als ich, die Bitte für ihn wie für mich zu dem Einen, der beider Vater ist, und der für beide ein Herz hat. Man wird sagen: ist das nicht übermenschlich, kann ein Mensch wirklich kraftvoll kämpfen mit dieser Gesinnung des Friedens und der Liebe in der innersten Seele? Jesus würde antworten: es ist auch in der Tat mehr göttlich als menschlich, es ist und bleibt unser höchstes Ziel, das wir niemals völlig erreichen, das aber als höchstes Ziel unsre Sehnsucht festhalten und unsern Willen bestimmen soll. „Auf daß ihr Kinder werdet eures Vaters im Himmel, seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist."[1]) So viel Kraft zu dieser Überlegenheit und Liebe dem Feind gegenüber, so viel Göttliches ist in einem Menschen. Am Bild Jesu in der Leidensgeschichte, wie es die älteste Überlieferung wiedergegeben hat, fällt die Rolle des Schweigens bei Jesus auf.[2]) Man hat es damit erklären wollen, daß kein Ausspruch Jesu aus den Stunden des Verhörs bekannt gewesen sei, und deshalb die Evangelisten wohl oder übel ihren Jesus schweigend darstellen mußten. Das

[1]) Mt 5, 45, 48. [2]) Mk 14, 61; 15, 5.

ist doch eine zu billige Erklärung. In der stillen Art, wie Jesus seine Sache seinem Vater übergibt, der Menschen wüstes Gebahren über sich ergehen läßt und allen Gewalten des Bösen freien Lauf läßt, ohne ihnen mit einem Wort entgegenzutreten, spiegelt sich zu sehr die echte Art des Jesus, von dem die Worte der Bergpredigt stammen. Die Evangelien verstanden es, gerade darin seine wahrhaft sieghafte Art darzustellen. Erst am Kreuz, als die physische Widerstandskraft Jesu gebrochen war, hörte er auch zu siegen auf; da ließ er in voller Natürlichkeit den Klagen seines Herzens gegen Gott freien Lauf.[1] Diese Menschlichkeit und Ohnmacht Jesu ist doch das Allergrößte und Tröstlichste, was die Überlieferung von ihm festgehalten hat. Zugleich ist aber hier deutlich, wie die Bruderliebe in ihren schwersten Stunden auf die Gottesliebe angewiesen ist und zu ihr als ihrer letzten Quelle zurückkehrt. Der letzte Kampf Jesu war kein Kampf mit seinen Feinden, sondern ein Kampf mit sich selbst und seinem Gott. Die letzte Frage für jeden Menschen ist immer die, ob er seinem Gott in allem Schweren Treue halten kann oder nicht, und ob er der Treue seines Gottes gewiß bleiben kann in allem Schweren und Dunkeln. Wir müssen das auch bei den Worten Jesu von der Gelassenheit und Feindesliebe nicht übersehen. Jesus redet zu Gotteskindern, denen er mehr zumuten darf als Menschen ohne Gott. Von ihnen verlangt er, daß sie im Kampf und Streit ihr Herz stille bewahren, ihre Sache ihrem Vater anbefehlen und sich nicht selbst ihr Recht verschaffen mit Gebrauch der bösen Waffen, die gegen sie anstürmen. Darum tritt gerade hier die starke religiöse Begründung dazu. Nur die Kraft der Gottesliebe vermag einen schwachen Menschen in den Krisen, Versuchungen und Kämpfen des Lebens in der Bruderliebe fest und beständig zu halten, denn wenn

---

[1] Mk 15, 34.

ein liebender Wille auf lauter Gegensatz und Bosheit stößt, kann ihn nichts anderes in seinem wahren Element bewahren als die Liebe zu dem Vater, in dem Freund und Feind ihren Lebensgrund haben, und bei dem allein es wahrhafte Überlegenheit, Gerechtigkeit und Frieden gibt für beide Teile.

Für die Gemeinschaft der Kinder Gottes und Jünger aber hat Jesus die einfache Regel des Dienens gegeben, welche alles erschöpfend in sich zusammenfaßt. Er war sich bewußt, damit einen neuen Grund zu legen, denn die bestehenden Gemeinschaften ruhen alle mehr oder weniger auf der Grundlage der Gewalt der einen und des Unterdrückt-Seins der andern. „Bei euch aber soll es nicht so sein."[1]) Auch dafür war Jesus selber das Vorbild, ganz einerlei, ob nun das Wort vom „Menschen", der gekommen ist, nicht sich dienen zu lassen, sondern selber zu dienen,[2]) in dieser Form von ihm gesprochen ist oder nicht. Ohne seine unerschöpfliche Geduld und Herablassung hätte die Gemeinschaft der Jünger, die sich zunächst ohne jeden organisatorischen Zusammenhang um ihn bildete, hundertmal zerstieben müssen. Jesus muß es verstanden haben, immer wieder die angeknüpften Fäden festzuhalten, Mißverständnisse zu beseitigen, Zerwürfnisse auszugleichen, nur schon im engen Kreis seiner Arbeitsgenossen, von denen uns so viel Unverstand und so viel Eigenliebe überliefert wird, ebenso aber auch unter den weitern Freunden und Jüngern. Einzelne Äußerungen zeigen uns, daß auch seine Geduld dabei auf harte Proben gestellt wurde; es werden uns Worte scharfer Zurechtweisung, bitterer Klage Jesu im nächsten Vertrautenkreis überliefert.[3]) Aber noch fester blieb die Erinnerung, daß die Geduld und Treue des Meisters die Seinen nie aufgab, selbst einen Judas im engsten Kreis duldete. Die

---

[1]) Mk 10, 42–44. [2]) Mk 10, 45. [3]) Mk 4, 40; 9, 19; 8, 33; 14, 37.

zwei wesentlichen Aufgaben, die Jesus seinem Jüngerkreis stellte, waren unendliche Freigebigkeit und unendliche Versöhnlichkeit. Durch die erste sollten die sozialen Unterschiede stetsfort ausgeglichen werden; der starre Eigentumsbegriff galt nicht mehr, die Regel: „Gieb dem, der dich bittet,“[1]) setzte einen jeden zum bloßen Verwalter gottgeschenkter Güter ein, die ihm eben für die Brüder, für alle Armen und Bedürftigen, anvertraut waren. Aus der zweiten Regel folgte die Pflicht der Schonung und Nachsicht gegen die Schwachen und Strauchelnden, die Bereitschaft, von sich aus kein Band zu durchschneiden, an welchem dem Bruder noch etwas gelegen war, und siebenmal an einem Tag, wie Lukas[2]) schreibt, 70 mal 7 mal nach Matthäus dem Reuigen die Verzeihung neu zu schenken. Aber mit diesen einfachen, nur in der Ausführung unermeßlich reichen Regeln ist alles erschöpft, was Jesus den Seinen zugemutet hat als Zeichen ihrer Gotteskindschaft und echten Jüngerschaft. Irgend ein bestimmter Organisationsplan lag Jesus fern; was galt es zu organisieren, wenn das Gottesreich unmittelbar bevorstand? So hat er auch den Seinigen kein sozialistisches Programm hinterlassen. Nicht Sozialismus, sondern Liebe lautet seine Forderung, und Liebe ist unendlich mehr als Sozialismus. Gerade hier blieb Jesus seinem Grundsatz treu, daß es gelte, Normen für die Menschen, nicht für die Verhältnisse aufzustellen. „So sollt ihr sein,“ lautet seine große Regel, nicht so sollen die Verhältnisse sein. In der Forderung der Liebesgesinnung ist alles enthalten und ist mehr enthalten als in irgend einem äußern Gesellschaftsideal. Es können wohl gewisse Grundsätze des äußern Verhaltens daraus entnommen werden, aber ohne die lebendige Liebe selbst stehen alle diese äußern Ordnungen in der Luft, und sie können dem Menschen nichts geben,

---

[1]) Mt 5, 42. [2]) Lk 17, 4; vgl. 18, 22.

was er nicht besitzt in seiner innersten seelischen Verfassung.

Es hängt damit zusammen, daß wir bei Jesus ein Analogon zu unsrer modernen Sozialethik fast vollständig vermissen, und alle seine zerstreuten Gedanken über Familie, Besitz, Recht und Staat auch nicht von ferne zur Grundlage konkreter, praktisch durchführbarer sozialer Ordnungen ausreichen. Bei der Betrachtung der Hauptformen des Gemeinschaftswesens bewährt es sich gerade, daß Jesus allein auf den Menschen, auf seine Seele sein Augenmerk richtete. Er gibt kein Familienrecht oder eine Familienmoral, sondern hebt von Fall zu Fall bald die ihm heilige und wertvolle, bald die ihm gefährlich scheinende Seite an der Familie hervor. Sobald er es mit pharisäischen Karikaturen der Frömmigkeit zu tun hat, mit ihrer Hochschätzung des Geistlichen im Gegensatz zum Natürlichen, mit ihrer Entwertung der Familienpietät zugunsten kultischer Zuwendungen,[1] da entbrennt sein Eifer für die elementare Gottesordnung im Verhältnis von Mann und Frau, Kindern und Eltern, und es gibt auch für Jesus kein heiligeres Gotteswort als „ehre Vater und Mutter" im Dekalog. Seine Erneuerung des Ideals der unlösbaren Ehe,[2] seine natürliche Freude an den Kindern und an der kindlichen Vertrauensseligkeit[3] zeigt, wie einfach menschlich er auf diesem Gebiet empfand, wie fremd ihm die dekadente Entwertung des Ehelebens sein mußte. Man kann sagen: Jesus offenbart sich hier als gesunder bibelgläubiger Jude; er denkt nicht von ferne, an der Gottesordnung der Familie zu rütteln, er will im Gegenteil sie wieder in ihr ursprüngliches Recht einsetzen gegenüber der laxen Scheidungspraxis seiner Zeit.[4] Allein das ist nur die eine Seite an

[1]) Mk 7, 9–13. [2]) Mk 10, 1–12; Mt 5, 31–32. [3]) Mk 9, 37; 10, 13–16. [4]) Mk 10, 6–9.

Jesus. Unleugbar offenbart sich dicht daneben eine ganz auffallend **freie Stellung** zur **jüdischen Familienpietät**, die sich von ganz anderer Seite als der Pharisäismus doch wieder einer gewissen Entwertung der Ehe nähert. Schon das fällt auf, wie kühl Jesus nach der ältesten Überlieferung der eigenen Familie gegenübersteht. Seine nächsten Verwandten sind unfähig, ihn zu verstehen; sie wollen ihn einmal zu sich heimholen, weil sie aus der Erzählung von Jesu verzehrendem Berufseifer, der ihn essen und trinken vergessen ließ, den Schluß zogen, er sei von Sinnen. Er selbst aber macht sich nichts aus ihrem Besuch, sondern erklärt mit unmißverständlicher Deutlichkeit, seine wahre Familie, Mutter und Schwestern und Brüder, seien diejenigen, welche Gottes Willen tun.[1]) Erst eine viel spätere Überlieferung läßt nachher seine Mutter sich ihm wieder annähern und unter dem Kreuz aushalten in seiner letzten Stunde.[2]) Markus weiß nichts davon. Das deutet auf ein bitteres und unharmonisches Erlebnis Jesu im eigenen Familienkreis, auf ein entschiedenes Unverständnis seiner nächsten Angehörigen für seine Eigenart und seinen ganz neuen und seltsamen Beruf und auf einen gewissen Bruch, der seine Narben bei Jesus zurückließ. Jesus hat es erfahren müssen, daß die eigene Familie hemmend zwischen seinen Gott und ihn trat, und er hat sich gegen den Sinn seiner Familie für den Ruf seines Gottes entscheiden müssen. Und was für ihn vorübergehend ein Hemmnis werden wollte, das hat er in ganz gleicher Weise auch bei seinen Jüngern als eine böse Klippe erkannt. Wir sahen schon, wie er einem Vertrauten sogar verbot, den Vater zu begraben, wenn er damit die Nachfolge Jesu hinausschieben wollte.[3]) Es ist von der schlimmsten Pietätlosigkeit, was er damit einem Juden zumuten kann. Ganz allgemein aber stellt er die

[1]) Mk 3, 20, 21, 31–35. [2]) Joh 19, 25. [3]) Mt 8, 21, 22.

Forderung auf, daß es gelte, Vater und Mutter, Bruder und Schwester dahinten zu lassen und sich in Jesu Jüngerschaft zu stellen; wer dazu nicht fähig sei, der sei sein nicht wert.[1]) Nicht den Frieden zu bringen will er gekommen sein, sondern das Schwert. Er zählt es zu seinem ungewollten Beruf, die Familie auseinander zu reißen, die Alten gegen die Jungen aufzubringen, und „Feinde eines Menschen werden seine nächsten Hausgenossen sein."[2]) Dafür stellt er denen, welche auf alle Familienbande verzichtet haben, in Aussicht, daß sie in einer neuen Gemeinschaft, im Jüngerkreis, reichlichen Ersatz für ihre verlorene Liebe und Freundschaft finden sollen,[3]) ein Wort, das wieder erinnert an das Wort von der wahren Familie, mit der Jesus sich selber verbunden weiß.[4]) Es besteht eine starke Spannung zwischen diesen so höchst verschieden gestimmten Worten Jesu über Familie und Pietät, und wir werden dadurch ähnlich wie beim Gottesglauben in die widerspruchsvolle Lebendigkeit verschiedener Elemente des Evangeliums geführt. Man könnte auch hier unterscheiden zwischen den ruhenden Elementen und der Forderung des bestimmten historischen Augenblicks. Zu den ersteren würden die Worte Jesu von der Ehe als Gottesordnung,[5]) von der Pflicht der Kindespietät,[6]) vom Wert der Kinder in Gottes Augen gehören;[7]) ihnen haftet etwas Zeitloses an. Dagegen die schroffen Worte gegen die Familienpietät stehen im engsten Zusammenhang mit der ganz besonderen geschichtlichen Situation, mit dem Anbruch des Gottesreichs auf Erden und der Entscheidung für oder gegen Jesus, mit dem es kommt. Rückblickend könnte man sagen: es handelte sich hier um den Durchbruch einer neuen Religion aus der alten, und ein solcher Durchbruch erfordert hier wie in jeder ähnlichen Geschichtsepoche scharfe

---

[1]) Mt 10, 37. [2]) Mt 10, 34–36. [3]) Mk 10, 29. [4]) Mk 3, 34.
[5]) Mk 10, 5–9. [6]) Mk 7, 9–13. [7]) Mk 10, 3–16.

Entscheidungen, schmerzliche Trennungen, Aufhebung alter Liebe zugunsten neuer geistiger Verwandtschaft. Es werden ruhigere Zeiten kommen; die neue Religion wird sich eine feste Organisation auf Erden schaffen, an Stelle der Bekehrung tritt die Tradition und die Erziehung wieder in ihr Recht, und die Familie wird bald wieder als die solide Grundlage der neuen Frömmigkeit erscheinen, und zuletzt wird die Ehe ein Sakrament, und die Kindertaufe macht aus jeder Geburt eines neuen Familiengliedes ein heiliges Fest. Schon bei Paulus, der die Aufgabe hatte, nicht zu trennen, sondern zu ordnen und aufzubauen treten die ruhenden Elemente der Familienethik stärker hervor, und die enthusiastischen, die Ehe entwertenden Stellen sind mehr nur noch ein Nachklang der ersten revolutionären Zeit. Allein mit diesem Verständnis der revolutionären Stellen des Evangeliums aus Zeit und Augenblick haben wir den letzten Sinn Jesu noch nicht getroffen. Am meisten gibt zu denken, daß er in der Antwort auf die Sadduzäerfrage durchblicken läßt, daß man im Gottesreich nicht mehr freien und sich freien lassen, und wie bei den Engeln das Geschlechtsleben alsdann seine Bedeutung verloren haben werde.[1]) Diese Erwartung war keineswegs ganz selbstverständlich von den jüdischen Gedanken aus; es gibt Weissagungsbücher, in denen der Kinderreichtum im Gottesreich mit zu den Freuden gehört, auf die man sich schon in diesem Leben freut. Nach Jesus aber ist die Ehe wohl eine Gottesordnung für diese Weltzeit, nicht aber für das Gottesreich. Ein Kind Gottes wird seine Hoffnung auf andere Ziele setzen. Man darf auch das nicht asketisch verstehen; es ist einfach die Folge der rein religiösen Farbe in der Hoffnung Jesu. Er weiß das Ewige und das Zeitliche, das Himmlische und das Irdische scharf zu unterscheiden und hat für die Seinen jede Haremsphan-

---

[1]) Mk 12, 18–27.

tasien für das Jenseits ein für allemal abgewehrt. Die Ehe gehört nicht zu den letzten und absoluten Werten, und ein Gotteskind darf sein Herz nicht so mit ihr beschweren, daß es sich den Ernst des Ewigen damit verdirbt. Das Wohltuende ist, daß damit auch alle einem Juden sehr nahe liegenden Phantasien über das Schicksal des Messias hinsichtlich Familie und Nachkommenschaft gegenstandslos werden. Aber unleugbar bringt dies abschließende Gemälde der Zukunft einen letzten herben Zug in die Gedanken Jesu über die Familie und ihren Wert hinein. Ein Evangelium der Gemütlichkeit würde anders lauten als das Evangelium Jesu.

Die Frage nach dem Wert des Reichtums und der Armut nimmt in der evangelischen Überlieferung einen breiten Raum ein; bei Lukas ist das ganze Bild Jesu stark unter diesem Gesichtspunkt gefärbt worden. Aber die Tatsache, von der man ausgehen muß, ist auch hier nicht der Mangel und die Armut, sondern der Besitz, den Jesus im allgemeinen bei seinen Jüngern voraussetzt. Er hat nicht Bettler um sich gesammelt, sondern seine nächsten Genossen wie die weitern Anhänger rekrutierten sich aus Leuten, die meistens ihr Haus, ihren Acker, ihre Familie hatten und durch einen bestimmten Arbeitszweig mit der übrigen Gesellschaft verbunden waren. Wie oft läßt sich Jesus einladen oder nimmt Nachtquartier in den Häusern seiner Freunde![1]) Wenn er seine Genossen aussendet, gibt er ihnen die Weisung, in den Häusern, wo man ihrem Ruf Gehör schenkt, einzukehren, dort eine Zeit lang zu bleiben und zu leben von der Gastfreundschaft der Hausbesitzer, denn „ein Arbeiter ist seines Lohnes wert".[2]) Jesus könnte auch niemals mit solcher Unbefangenheit vom Verhältnis von Herr und Knecht im

---

[1]) Mk 1, 29; 2, 15; 11, 2 ff.; 14, 3. 13 f.; Lk 7, 36; 10, 38 ff.; 11, 37; 14, 1; 19, 5. [2]) Mk 6, 10; Mt 10, 10 ff.

Gleichnis reden,[1]) wenn er irgendwelchen Anstoß daran nähme, daß auch seine Freunde und Jünger in Herrschafts- oder Knechtsstellung stehen und beides sich mit seiner Jüngerschaft wohl verträgt. Wäre er in die Welt gekommen, um die Menschen samt und sonders von ihrem Besitz zu lösen, ich weiß nicht, ob er leicht ungeschickter, mißverständlicher hätte reden und handeln können, als er es nach den Evangelien getan hat. Aber das ist freilich ebenso richtig, daß er seine Anhänger selten, ja fast niemals im Kreis der eigentlichen Reichen gefunden hat. Er hat niemals den Reichen unter seinen Jüngern Weisungen gegeben, wie sie ihren Reichtum als Kinder Gottes verwalten sollten, aus dem einfachen Grund, weil er keine reichen Anhänger hatte. Dagegen warnte er sie vor dem Sorgengeist, vor der Beschwerung ihrer Herzen mit den Gedanken von Nahrung und Kleidung,[2]) auch vor der Jagd nach Schätzen,[3]) mit denen einer gern für immer aller Sorgen möchte entladen sein, während nach Jesu Meinung doch so gar kein Verlaß auf diese Schätze ist. Am besten denken wir uns seine Jünger dem Kreise kleiner einfacher Leute, Handwerker und Kleinbauern oder beides zusammen, zugehörig, einem Kreis von Leuten, die fürs Nötigste im allgemeinen zu leben haben und keine Hungerleider sind, in deren Herzen aber doch sehr leicht die Sorge für den kommenden Tag sich einschleicht und ein großer Überfluß für teure Zeiten nicht vorhanden ist. In diesen Kreisen war man offen und frei genug für die Botschaft des Evangeliums; man gehörte nicht zu den Satten und Vollen, die keine Sehnsucht kannten, viel eher standen die Sorgen um das Nächste der Hoffnung auf das große himmlische Reich im Weg und zogen die Seele niederwärts. Man war nicht gerade selber arm, aber man konnte die Armut

---

[1]) Mt 24, 45–51; Lk 17, 7–10; Mt 25, 14–30 usw. [2]) Mt 6, 31, 32. [3]) Mt 6, 19–21.

wohl verstehen und sich in sie hineinversetzen. Man wird schwerlich mit der Annahme irre gehen, daß Jesus selber aus solchen Kreisen stammte.[1]) Von dieser Lage aus muß man die Worte Jesu über die Reichen und und die Armen zu verstehen suchen.

Die Worte über den Reichtum sind von einer unmißverständlichen Schärfe und Strenge diktiert, die zwar keinen Haß im eigenen Herzen und von Mißgunst auch nicht eine Spur voraussetzt, die sich aber gebildet hat auf Grund vieler schlimmer Beobachtungen und schmerzlicher Erfahrungen. Der Reichtum erscheint geradezu als der gefährlichste Feind der Seele und der Rivale Gottes, zwischen dem und Gott es nur ein Entweder-Oder geben kann. Gott oder der Mammon, ihr könnet nicht beiden dienen, so unmöglich als ein Knecht zwei Herren gleichzeitig haben kann.[2]) Wie schwerlich werden die Reichen ins Gottesreich eingehen! eher kann ein Kamel durch ein Nadelöhr eingehen als ein Reicher ins Gottesreich.[3]) Als Beispiel wird uns die Geschichte vom Reichen bei Markus erzählt.[4]) Es war ein Reicher mit den besten Absichten und der bravsten Moral, bewegt von aufrichtiger Sehnsucht nach dem ewigen Leben. Jesus selbst gewann ihn lieb in dem kurzen Gespräch, und weil er ihn wirklich lieb hatte, wollte er ihn befreien von der letzten furchtbaren Fessel seiner Seele. Allein alles umsonst. Der Reichtum band den armen Menschen; er konnte sich nicht von ihm trennen, auch wenn es ihn das ewige Leben kosten mußte. Er ging betrübt von dannen. Wohl läßt Markus Jesus auf die bange Frage der Jünger: „wer kann denn gerettet werden?" die tröstliche Antwort geben: „bei den Menschen ist es unmöglich, aber nicht bei Gott, bei Gott ist alles möglich."[5]) Dadurch soll Jesus den Reichen ein letztes

---

[1]) Mk 6, 3. [2]) Mt 6, 24. [3]) Mk 10, 23–25. [4]) Mk 10, 17–22. [5]) Mk 10, 27.

enges Hoffnungstürlein geöffnet haben. Sozusagen durch ein Wunder kann es geschehen, daß ein Reicher ausnahmsweise einmal durch Gottes Kraft befreit wird vom Dienst seines Götzen und ins Gottesreich eingehen kann. Aber der Trost ist doch sehr spärlich. Es ist eben der Trost des Wunderglaubens; gewöhnlich, so wie die Menschen sind, wird das nicht möglich sein. Wer so schreibt, der rechnet noch damit, daß nur ganz ausnahmsweise einzelne Reiche sich Jesus anschließen werden, und daß die Christen gut tun, sich nicht auf sie zu verlassen, auch wenn sie Christen heißen. In der Auslegung des Gleichnisses vom Säemann, die wahrscheinlich erst in der Gemeinde formuliert wurde, werden die Reichen in der Gemeinde zu dem Boden gerechnet, auf dem das Samenkorn keine bleibende Frucht bringen kann.[1])

Fragt man aber nach dem Motiv dieser harten Einschätzung des Reichtums durch Jesus, so wird man erstaunen, wie rein religiös diese geringe Wertung begründet wird. Der Reiche erscheint für Jesus keineswegs in erster Linie als der Ausbeuter, der Unterdrücker, der Hartherzige und Lieblose, und nicht vom Standpunkt der Bruderliebe aus übt Jesus die schärfste Kritik am Reichtum. Selbstverständlich wird dieser Gesichtspunkt unmöglich ganz fehlen können, obschon man einigermaßen Mühe hat, die Belegstellen dafür bei Jesus aufzufinden. Wenn z. B. Lukas in seinem Gleichnispaar in Kapitel 16 ein gutes Beispiel und ein schlechtes Beispiel eines Reichen einander gegenüberstellt, einen Reichen, der den Armen half, und einen Reichen, der die Armen verkommen ließ,[2]) so stammt diese Gegenüberstellung eben vom Evangelisten, der dabei dem ersten Beispiel, dem Gleichnis vom ungerechten Haushalter, eine ganz gezwungene Ausdeutung auf den rechten Gebrauch des Reichtums erst aufdrängte. Allerdings, am Verhalten des reichen Mannes gegen Lazarus tritt

---

[1]) Mk 4, 8, 19. [2]) Lk 16, 1–9, 19–31

die Hartherzigkeit bei jedem neuen Lesen der bekannten Geschichte stark hervor, wenn auch kein Zug im Gleichnis den Charakter dieses Reichen ausdrücklich brandmarkt. Es ist und bleibt für jedes sittliche Gefühl empörend, wie der arme Lazarus vor den Türen dieses Reichen darben muß und kein Mensch sich seiner erbarmt.[1]) Wenn der Kern des Gleichnisses auf Jesus zurückgeht, dann hat er hier einmal einen ganz selbstsüchtigen Reichen gezeichnet, der nach seinem Tod den Lohn für seine Selbstsucht und Lieblosigkeit, nicht für seinen Reichtum allein bekommt. Und außerdem kann man indirekt den Schluß ziehen aus andern Worten Jesu, daß Jesus einen Reichtum, der seinen Besitzer im höchsten Maß mitteilsam und freigebig machen würde,[2]) schwerlich als gottwidrig und seelengefährlich beurteilen würde; nur schade, daß er kaum ein solches Beispiel gekannt zu haben scheint. Aber die entscheidende Verurteilung des Reichtums bei Jesus erfolgt gleichwohl nicht von dieser Seite, nicht vom sozialen Gesichtspunkt aus. Zwei scharfe Vorwürfe schleudert Jesus gegen allen Reichtum. Den der Torheit, des baren Unverstandes, des falschen Rechnens auf Nichtiges statt auf Ewiges, sobald man sich Rechenschaft gibt, wie alle die gesammelten Schätze einem unter den Händen zerrinnen durch Diebe und Ungeziefer[3]) und durch den plötzlich, wenn niemand ihn erwartet hat, hereinbrechenden Tod.[4]) Diese Reichen wollen die Rechnungskünstler sein, und sie rechnen alle so erbärmlich. Und dann den noch härteren Vorwurf der Gottesfeindschaft, des Abfalls von Gott, weil der Reichtum unser Herz in Beschlag nimmt, und es Gott und sein Reich nicht mehr suchen kann.[5]) Das kann ein jeder aus dem traurigen Ausgang der Geschichte von dem Reichen, der zu Jesus kam, ersehen.[6]) In der Liebe zum Reichtum er-

[1]) Lk 16, 20 ff. [2]) Mt 5, 7, 42; 6, 2 ff. [3]) Mt 6, 19. [4]) Lk 12, 16–21. [5]) Mt 6, 20, 21, 24. [6]) Mk 10, 17–22.

blickte Jesus den stärksten Rivalen der Gottesliebe aus ganzem Herzen und mit allen Kräften, wie er sie von allen seinen Jüngern forderte. Nicht wegen der schädlichen Folgen für andere, die Armen, die Unterdrückten, sondern wegen der schlimmen Folgen für den Besitzer selbst, darum vor allem verurteilt Jesus den Reichtum und warnt vor ihm. Und dadurch wurde seine innerste seelische Verfassung gegenüber den Reichen selbst nachhaltig bestimmt. Aus keinem der sichern Worte Jesu redet die Seele eines Agitators, der die Armen gegen die Reichen hetzen will und das Gut der Reichen in den Händen der Armen wünscht. Es ist viel mehr Wehmut und Trauer, womit Jesus dem Leben der Reichen, die er kannte, zuschaut. Die armen Reichen! das ist seine schmerzliche Erfahrung. Preist sie doch nicht glücklich, bemitleidet sie! Wie ist der arme Lazarus glücklich zu preisen im Vergleich zu dem reichen Mann, den zu seinen Lebzeiten alle Welt selig pries![1]) Wenn doch diese Reichen wüßten, wie frei und selig die Gottesliebe einen Menschen macht, wie gern würden sie tauschen mit Jesus und seinen armen Genossen!

Damit erschließen wir uns auch das allein richtige Verständnis der besondern Seligpreisungen der Armen bei Jesus.[2]) Jesus fühlt sich zu ihnen hingezogen nicht wegen ihrer sittlichen Vortrefflichkeit, mit der es nach seinem lauteren Urteil schwerlich weit her gewesen sein wird. Wenigstens im Gleichnis vom armen Lazarus fehlt der Ruhm seiner Tugenden ganz. Sondern der erste und ausschlaggebende Grund für die besondere Liebe Jesu zu den Armen ist ihre Not und nichts anderes. Wo Jesus wirkliche Not sah, da war immer sein Herz mitgetroffen, und wenn er, anders als im Verkehr mit den Kranken, diese Not nicht aus der Welt schaffen konnte, so empfand er sie noch mehr.

[1]) Lk 16, 19-25. [2]) Mt 5, 3; 11, 5.

Aber in dieser Not fand er auch die inneren Möglichkeiten, die sein Evangelium verlangen mußte, wenn es einschlagen sollte in Menschenherzen. Hier, wo man nichts hatte, alles entbehrte, da lauschte man mit Jubel der Botschaft von der kommenden Erlösung im Gottesreich und sandte seine ganze Sehnsucht voraus in das gelobte Land der Zukunft. Man war ja an keinen kostbaren Besitz gebunden, von dem das Herz sich nicht trennen konnte; die Seele war frei, nur zu frei, gebunden höchstens an Sorgen für die Nahrung des kommenden Tages, von denen allen das Gottesreich die Befreiung bringen sollte. Wer spürt nicht aus dem Eingang der Seligpreisungen, mit welcher Freude Jesus selber diesen Armen und Notleidenden seine Botschaft bringt, daß ihnen, gerade ihnen, sein gütiger Vater das Reich schenken will.[1]) Sobald aber daraus der Schluß gezogen wird: also genügt die Armut als einzige Bedingung für den Eingang ins Gottesreich, — wird um den Buchstaben dieser ersten Seligpreisung der Kern des Evangeliums unterschlagen. Jesus müßte sich selbst und alles, was ihm aufgegangen ist von der hohen sittlichen Forderung Gottes, vergessen haben, wenn er für diesen Preis allein die Türen seines Gottesreiches geöffnet hätte. Von solchen Armen, die nichts als Armut vor Gott aufzuweisen hätten, müßte dann gelten, was im Gleichnis von dem Hochzeitsgast ohne hochzeitliches Kleid erzählt wird[2]): sie passen nicht hinein, sie wären eine störende Erscheinung, Kinder des Gottesreichs ohne das Kinderherz. Sondern so allein kann Jesus es gemeint haben: gerade die Armen sind zur Gotteskindschaft eingeladen; an sie richtet Jesus seinen Ruf zur Jüngerschaft in der Erwartung, daß besonders viele von ihnen, unbeschwert durch Mammon und Vornehmheit in der Welt, darauf eingehen und sich ihrem Gott stellen werden.

---

[1]) Mt 5, 3. [2]) Mt 22, 11–13.

Fragt man aber, was Jesus denn in der Gegenwart den Armen geboten hat außer seiner persönlichen Freundlichkeit und Liebe, so gerät man beinahe in Verlegenheit. Er hat ihnen das nahe Gottesreich in Aussicht gestellt, gewiß, er hat sie nach dem Gleichnis vom armen Lazarus recht eigentlich auf die Seligkeit im Jenseits vertröstet,[1] um den unbeliebten Ausdruck zu brauchen; kurz und bündig, er hat sie auf das Wunder und auf die Zukunft verwiesen. Und für die nächste Gegenwart muß er seine Jünger, die selber irgendwelchen Besitz hatten, mit aller Dringlichkeit ermahnt haben, wohlzutun, zu schenken ohne Rechnerei: „Gib dem, der dich bittet und von dem, der von dir borgen will, wende dich nicht ab.“[2] Bei Lukas ist daraus die große Hauptpflicht der Reichen, die er bereits in größerer Zahl unter den Christen voraussetzt, geworden, denn alle die furchtbaren Weherufe und Drohungen der Jesusworte bei Lukas[3] zielen nach der Absicht des Evangelisten nur darauf, diese christlichen Reichen zu einer möglichst kräftigen Wohltätigkeit, zu recht viel Almosen zu bewegen. Wie hoch Jesus aber auch in der ältesten Überlieferung die Mildtätigkeit schätzte, zeigt das Wort von der Witfrau und ihrem Groschen,[4] obschon es sich dort um eine Zuwendung für den Tempel, nicht für die Armen handelte. An der Almosenpraxis seiner Zeit griff Jesus die vielfache Ostentation und Eitelkeit der Gebenden an; er gab seinen Jüngern die Weisung, möglichst im Verborgenen Gutes zu tun: „laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut.“[5] Immer aber ist das Wohltun an Armen als etwas Frommes und Rechtes von ihm anerkannt. Vermutlich wird er auch das Sammeln himmlischer Schätze im Sinn des Helfens und Wohltuns verstanden haben, wie Lukas, massiv vergröbernd, das Wort auslegt.[6] „Schenke

[1]) Lk 16, 19–25. [2]) Mt 5, 42. [3]) Lk 6, 24, 25. [4]) Mk 12, 41–44. [5]) Mt 6, 2 ff. [6]) Mt 6, 20; Lk 12, 33.

deine Habe den Armen, und du erwirbst dir einen Schatz im Himmel," läßt ja auch Markus seinen Jesus zu den Reichen sagen.[1]) Wir werden aus allen diesen Mahnungen Jesu warme Liebe zu den Armen heraushören dürfen. Eins ist sicher der Sinn Jesu gewesen: wer Not der Armen vor der Tür hat und nicht hilft und nicht beispringt mit aller seiner Kraft, der ist nicht reif fürs Reich Gottes. Um so auffallender klingt dann das für unsre Sozialreformer so unbequeme Wort, mit dem Jesus einmal die guten Gaben für seine Person, statt für die Armen, mit Freuden annimmt. „Arme habt ihr allezeit bei euch, und wann ihr wollt, könnt ihr ihnen wohltun; mich aber habt ihr nicht allezeit bei euch."[2]) Der kommunistische Schneidergeselle Weitling sah hierin das große Unrecht Jesu, das dem Judas ein gewisses Recht gab zu seinem Verrat. Es gibt, das ist hier deutlich, noch höhere Werte als Wohltätigkeit gegen die Armen, und das freie Ausströmen der Dankbarkeit und Liebe dieser Frau zu Jesus, ihrem Freund, gehört dazu. Wichtig ist vor allem, daß das Wort mit dem Fortbestand der Armut bis zum Kommen des Gottesreiches rechnet. Das ist ja im Grund selbstverständlich. Wie töricht wäre es, jetzt seine ganze Kraft an die Ausmerzung der Armut zu setzen, wenn in kürzester Frist das Gottesreich alle Verhältnisse auf der Erde neu machen wird. Die Armut gehört für Jesus zu dem vom Gottesreich noch nicht erlösten Menschenleben genau wie die Krankheit und hundert andere schwere Nöte. Es bleibt ja auf alle Fälle bedeutsam, wie nach Jesu Tod im Jüngerkreis, in der neuen festen Gemeinschaft, die sich in Jerusalem bildete, die ernsthafte Absicht aufkam, keine Armut zu dulden, sondern durch freies, großherziges Schenken der Einzelnen, selbstverständlich ohne Zwang und Statut, alle Bedürfnisse zu befriedigen und alle mißlichen Unterschiede unter Brüdern auszu-

[1]) Mk 10, 21. [2]) Mk 14, 7.

gleichen.[1]) Dieser sogenannte Kommunismus der Urgemeinde in Jerusalem, der sich freilich auf die Konsumption beschränkte und die Produktion im alten Gang beließ, und den man sich viel beweglicher, spontaner, mannigfaltiger denken muß als nach dem schablonisierenden Ideal des Lukas, bleibt ein Ehrenzeichen der ersten Jesusjünger, die nicht imstande waren, mit müßigen Händen die goldene Zukunft abzuwarten, sondern getrieben wurden, in ihrem engern Kreis jetzt schon nach Kräften eine wirkliche Bruderschaft durchzuführen, ohne Preisgabe des Privateigentums, jedoch mit Freigebung seines Genusses für alle Bedürftigen. Daß der Versuch auch in den kleinen Verhältnissen dieser lokalen Organisation scheiterte, und die sozialen Differenzen von arm und reich sich bald wieder spürbar machten, ist freilich fast noch merkwürdiger als der Versuch selbst. Es scheint mit der menschlichen Brüderlichkeit ein erbärmlich Ding zu sein, wenn nicht einmal hier, unter religiös verbundenen Genossen und unter dem Eindruck der Person Jesu mit ihrer Liebe und Freiheit, ein solcher Kommunismus möglich war. Für Jesu eigenes Denken aber dürfen wir nicht einmal ein Minimum von sozialer Organisation annehmen. Er hat weit mehr getan als irgendeine soziale Organisation einzurichten, er gab den Seinen kurz und bündig die Weisung, zu helfen, wo Not ist, und die Not der Armen als die eigene Not zu empfinden. Wenn die Christenheit dem nicht nachgekommen ist, trifft Jesus keine Schuld. Helfende Liebe ist seine einzige Forderung, unerschöpflich wie alle Forderungen Jesu und doch als erfüllbar vorausgesetzt, sobald ein Menschenherz den Gott Jesu verstanden hat und von seiner Liebe ergriffen worden ist.

Genau so wenig darf man in bezug auf Recht und Staat bei Jesus Ansätze zu einer neuen äußern Rechts-

---

[1]) Apostelgesch 4, 34–37.

ordnung suchen wollen, so gewiß auch Jesus gerade hier seine ganz eigenen Wege geht. Aber wenn er seinen Jüngern das Schwören verbot,[1] sie vom Gebrauch des Vergeltungs- und Strafrechts zurückhielt[2] und ihnen statt allen Graden und Formen des Herrschens das einfache Dienen,[3] da einer sich unter den andern stellt, empfahl, dachte er nicht von ferne daran, nun die ältern bestehenden Rechtsordnungen durch neue bessere zu ersetzen. Denn was er von den Seinen forderte, lag so ganz auf dem Gebiet der innersten Gesinnungsmoral, der Liebe und Freiheit, und bekam seinen ganzen Wert so sehr einzig als Ausdruck wirklicher Gesinnung der Bruderliebe und Gottgelassenheit, daß es ja für diese Gotteskinder jede neue Rechtsordnung überflüssig machen mußte, für alle die andern aber, die noch gar nicht zu dieser Bruderliebe erwacht sind, ja nur ein Recht bedeutet haben würde, das im Gegensatz zur eigenen Gesinnung gestanden hätte. „So sollt ihr sein," ihr Menschen, heißt die ganze Forderung Jesu. Viel eher könnte man sagen, daß durch Jesus das Recht in jeder Form für seine Jünger aufgehoben wird, das Eigentumsrecht durch das: „Gib dem, der dich bittet,"[4] das Strafrecht durch das: „Widerstehet nicht dem Bösen,"[5] das Herrschaftsrecht der Obrigkeit durch das: „der größte unter euch sei aller Diener."[6] Aber alle diese Rechte hat Jesus für die Welt gar nicht aufgehoben; die Welt wird sie auch nach seinem Sinn sehr nötig haben, bis das Gottesreich ihr mit all ihrem Recht ein Ende macht, und für die Jünger hat er sie aufgehoben persönlich und innerlich, indem er den Geist fordert, der ihrer nicht bedarf. Das war der große Unterschied zwischen Jesus und allen Revolutionären, die darauf ausgehen, altes Recht durch neues anderes Recht zu ersetzen. Ich stelle mir Jesus und seine Jünger in

---

[1] Mt 5, 33–37. [2] Mt 5, 39. [3] Mk 10, 44. [4] Mt 5, 42. [5] Mt 5, 39. [6] Mk 10, 44

dieser Hinsicht sehr konservativ vor; sie hoben nichts Bestehendes auf, aber sie selbst machten keinen Gebrauch davon, sie lebten für sich im Reich der Liebe. Ob das auch möglich gewesen wäre, wenn die harten Rechtsordnungen daneben nicht bestanden hätten, ob nicht gerade die Liebe das Recht als feste Unterlage braucht, ist eine andere Frage, um die sich Jesus jedenfalls nicht kümmerte. Lag ihm doch auch sonst an Brauchbarkeit und Durchführbarkeit am wenigsten; er hatte den Beruf, zu fordern, was gut ist vor den Augen Gottes und in der Ewigkeit, die Bruderliebe einmal absolut und vollkommen zu fordern und darzustellen, mag dann die Welt so viel von ihr sich aneignen, als sie für gut halten wird.

Ähnlich frei und konservativ erscheint die Stellung Jesu dem Staat gegenüber, wobei man sich freilich daran zu erinnern hat, daß der Staat, mit dem Jesus es zunächst allein zu tun hatte, die römische Fremdherrschaft war und kein freies und selbständiges nationales Staatswesen. Im Anschluß an das Gespräch mit den Zebedaiden berichtet uns Markus ein Jesuswort, das uns den schroffsten Gegensatz der Ideale Jesu und der tatsächlichen Weltpolitik erkennen läßt. In der Welt „unterjochen die Herrscher ihre Völker und die Großen vergewaltigen sie; nicht so soll es bei euch sein. Wer groß werden will, der soll euer Diener sein, und wer der erste unter euch sein will, sei aller Knecht.“[1]) Gewalt gibt in der Welt den Ausschlag, freiwilliger Dienst aller gegen alle soll der Grundsatz der Jünger untereinander sein. Deutlicher kann die gänzlich unpolitische Art des Denkens Jesu kaum sich ausdrücken; hier spricht sich ein eigentlicher Abscheu aus vor allen Machtkämpfen und allen auf dem Weg der Gewalt durchgesetzten Ordnungen, auf denen ja alles uns bekannte geschichtliche Leben sich aufbaut. Man

[1]) Mk 10, 42–44.

glaube nicht, es werde hier von Jesus etwa einem Gewalt- und Militärstaat das Ideal einer demokratischen Bruder-gemeinschaft entgegengehalten. Denn die Freiwilligkeit der dienenden Liebe, wie Jesus sie wünscht, hebt streng genommen allen gesetzlich geforderten und mit Gewalt durch-gesetzten Gehorsam auf, wie ihn die Demokratie so gut wie jedes andere Staatswesen verlangen müßte. Es sind zwei Reiche, die sich scharf und klar gegenüberstehen, das Reich der Gewalt und des erzwungenen Gehorsams und das Reich der Freiwilligkeit und der dienenden Liebe, und Jesus will, daß seine Jünger im einen Reich allein zu Hause sind. Von hier aus versteht man die völlige Gleichgiltigkeit Jesu gegenüber dem revolutionären Programm der Zeloten seiner Zeit, die den Untergang der römischen Tyrannei und die Befreiung Israels auf ihre Fahne geschrieben hatten. Das wäre für Jesus die Ablösung eines Gewaltreichs durch ein anderes gewesen; in die neue von ihm eröffnete Welt der dienenden Liebe führt keine politische Revolution hinein. Und ebenso ergibt sich von hier aus die richtige Korrektur aller politischen Bilder der Gottes-reichserwartung, welche die Phantasie der Jünger be-herrschten und gelegentlich selbst auf einzelne Jesusworte von Einfluß gewesen sind. Wenn wir da noch allerlei von Thronen und Ehrenplätzen, vom Richten der zwölf Stämme Israels usw. lesen, so werden wir solche Redensarten als Überreste der älteren politischen Hoffnung zu verstehen haben, die für den Geist der Hoffnung Jesu selbst belanglos sind. Denn wer mit solchem Nachdruck wie Jesus die Gesinnung der Liebe und des Dienens in sein Herz aufgenommen und darnach gelebt hat, der kann unmöglich für die Zukunft wieder Phantasien der Herrscherwürde und Tyrannei ernsthaft gehuldigt haben oder erwarten, daß seine Jünger, die hier durch Lieben, Helfen und Dienen für das Gottesreich reif geworden sind, alsbald wenn das Reich nun endlich

kommt, ihren Charakter wieder in das Gegenteil verändern. Viel eher werden wir gerade aus unserem Jesuswort schließen dürfen, daß das kommende Gottesreich kein Staat nach Analogie aller gegenwärtigen Staaten, sondern ein Reich wunderbarer, freiwillig dienender Liebe sein wird. Zwischen den Weltstaaten und dem Gottesreich, in dessen geistige Verfassung Jesus mit seinen Jüngern jetzt schon eintritt, besteht ein einfacher und klarer Gegensatz.

Um so bedeutsamer aber wird gerade bei dieser Sachlage das Wort, mit dem Jesus sich aus der Schlinge zog, als seine Gegner versuchten, ihn durch eine geschickte Fragestellung politisch verdächtig zu machen. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist."[1]) Zahlt dem Kaiser die Steuer, auf die er das Recht hat, und gebt Gott, was ihr ihm schuldig seid, euer Herz. Das feine Wort will auch fein verstanden werden. Die Feinheit liegt in der Hinzufügung des zweiten Gliedes, „gebt Gott, was Gottes ist," wonach die Fragenden sich gar nicht erkundigt hatten. Damit stellt Jesus neben die von manchen bestrittene, von ihm bejahte Pflicht des politischen Gehorsams die von den allermeisten in diesem Zusammenhang gar nicht bedachte, für Jesus aber im Grund allein wichtige und alles andere überragende Pflicht des Gehorsams gegen Gott. Tut nur das erste, es schadet euch nicht, es ist recht und billig, aber vergeßt das zweite, das viel Größere, das Entscheidende nicht. Der Kaiser und Gott daneben, gerade in der Zusammenstellung liegt die unermeßliche Herabdrückung des Politischen, der bürgerlichen Pflicht. Es wird dem Blinden einleuchten, daß Gott das höhere Recht hat an unsre Seele. Die Pflicht gegen den Kaiser kann ein Mensch leisten und hernach als erledigt betrachten, aber wer wird fertig mit dem Gehorsam gegen seinen Gott, wie unermeßlich bleibt hier die Aufgabe!

---

[1]) Mk 12, 17.

Das ist das erste, was wir heraushören sollen: keine Sanktion des Staats, keine religiöse Verherrlichung des Patriotismus, sondern gerade in der Zusammenordnung der politischen mit der religiösen Pflicht die klare Einsicht in den Wertunterschied und die Unvergleichlichkeit der Ansprüche der beiden Gewalten. Aber freilich keine Unvereinbarkeit, vielmehr Anerkennung des beidseitigen Rechts und der beidseitigen Pflicht. Wie ist hier schon die Form des Ausspruchs so eigenartig! Nicht die sonst bei Jesus so beliebte Antithese, sondern das seltene „Sowohl — Als auch." Gegenüber dem Mammon ein kurzes scharfes Entweder-Oder, Gott und Mammon wie Liebe und Haß! Gegenüber dem Satan und allen Ansprüchen des Bösen kurzes, scharfes „Fort mit dir!" Hier dagegen: dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Das ist doch auch für Jesus nur möglich, wenn der Kaiser nicht die Macht des Bösen verkörpert, — dafür hielten ihn die jüdischen Zeloten, die im Widerstand gegen Rom deshalb die religiöse Pflicht erblickten — sondern irgendwie durch Gottes Willen und zum Guten seine Macht besitzt. Jesus gibt uns noch nicht die positive göttliche Sanktion des Staats, jeder Obrigkeit wie Paulus; es atmet ein anderer Geist in seinem kurzen Ausspruch als in der berühmten Ausführung des Römerbriefs. Aber gleichwohl kein entgegengesetzter Geist. Schließlich wird auch Jesus die römische Fremdherrschaft irgendwie aus Gottes Vorsehung begriffen und in der den äußeren Frieden garantierenden Rechtsordnung etwas von Gott Geordnetes erblickt haben, in das wir uns zu fügen, und dem wir die von ihm verlangte Pflicht zu leisten haben. Sie wird freilich in Bälde dem Gottesreich Platz machen, sie gehört zur Welt, die vergehen soll; deshalb allein schon könnte von Staatsbegeisterung bei Jesus niemals die Rede sein. Aber gerade die Nähe des Gottesreichs macht auch wieder gelassen, gleichgiltig und praktisch kon-

servativ. Weil unser Herz an so ganz andern, unendlich höhern Realitäten hängt, darum macht es uns so wenig, dem Staat die äußerlichen Dienste zu leisten, die er kraft seiner Gewalt nun einmal zu fordern in der Lage ist. Man versteht Jesus nur dann richtig, wenn man immer beides zugleich betont: Pflicht des politischen Gehorsams und scharfe Verwerfung alles Revolutionären wie die Höherstellung der religiösen Pflicht, der alles Politische tief unter sich lassenden Gottesliebe und Reichsgottessehnsucht. Mit diesem Wort schlägt Jesus alle revolutionären Gelüste ein für allemal nieder; er stellt seine Jünger unter die bestehenden Ordnungen und heißt sie tun, was ihnen im Namen dieser Ordnungen befohlen wird, aber zugleich richtet er ihre ganze Energie und Leidenschaft auf unendlich wichtigere Aufgaben und Ziele, die jenseits der politischen Sphäre liegen, und an denen kein Staat sie hindern kann und darf. Frei und konservativ wie auf allen Gebieten, frei mit der Seele, gebunden durch die äußere Pflicht! Man hat später in der Christenheit zu einseitig das Konservative aus dem Wort Jesu herausgehört und die rechte christliche Staatsgesinnung daraus ableiten wollen. Wir denken, auch wenn man dem Wort einen weitern Sinn geben darf als den im Zusammenhang nächstliegenden der Anerkennung der Steuerpflicht, so ist auf alle Fälle von da noch ein weiter Weg bis zu echter Staatsgesinnung. Das Wort Jesu ist, recht verstanden, ein Wort der Überweltlichkeit, jedoch keiner träumenden, sondern einer praktischen und verständigen. Es gibt über den Staat gar keine Belehrung, sondern richtet sich an die Menschen, die dem Staat dienen, aber die Hauptsache, ihren Gott, nicht vergessen sollen.

Aus all dem ist deutlich, daß von einer Sozialethik in unserem Sinn bei Jesus keine Rede sein kann, aus dem einen Hauptgrund, weil die ganze Forderung auf den Menschen, nicht auf die Verhältnisse geht, und auch die zentrale Forde-

rung der Bruderliebe beim Persönlichen stehen bleibt und an sachlichen Ordnungen, die vom Persönlichen ablösbar wären, mit gar keinem Interesse haftet. Jeder Versuch, die Moral des Evangeliums in der Richtung eines bestimmten Rechts auszubauen, läuft auf ein gründliches Mißverstehen Jesu hinaus. So sollt ihr Menschen sein, ist Jesu einziger Befehl. Neue Ordnungen hat er von seinem Gottesreich erwartet, aber die Gesinnung der Gottesliebe und Bruderliebe, die reif macht für das Gottesreich, die hat er vom Willen der Menschen verlangt. Darin liegt aber nun letztlich das tiefste und schwerste Problem der evangelischen Ethik, daß die Jünger ihre Gottesreichsgesinnung betätigen sollen in Verhältnissen und unter Ordnungen, die größtenteils das Gegenteil des Gottesreichs sind.

Wir kennen den Realismus Jesu, mit dem er die gegenwärtigen Verhältnisse der Menschenwelt und des Menschenherzens würdigt. Dieser Realismus redet nicht bloß aus Jesu Gleichnissen, sondern auch aus allen den Imperativen Jesu. Alle seine Forderungen richtet er an die Jünger, die es mit den ungöttlichen Menschen in der ungöttlichen Welt zu tun haben. Es ist eben die Welt, in der die Herrscher ihre Völker unterjochen und die Großen sie vergewaltigen.[1]) Es ist die Welt, in der wir von Feinden umgeben sind, die uns unser Hab und Gut rauben, unsre Ehre verletzen und uns jegliches Unrecht antun wollen.[2]) Es ist die Welt, in der Untreue, Unversöhnlichkeit, Haß und Leidenschaft jeder Art regieren und die Genossen Jesu sich ausnehmen wie Schafe mitten unter Wölfen.[3]) Seinen Jüngern aber fehlt jede Macht, an diesen Verhältnissen etwas zu ändern; sie sind vielleicht Herr über ihren Geldbeutel und ihren Privatbesitz und können damit nach Kräften Gutes tun, aber an den

---

1) Mk 10, 42. 2) Mt 5, 39 ff., 44. 3) Mt 10, 16.

Weltverhältnissen mit ihrer Ungerechtigkeit und mehr noch an den ungöttlichen Menschenherzen können sie gar nichts ändern. Wenn man sich das vor Augen hält, dann erst gewinnt die Paradoxie der Forderung Jesu ihre ganze Größe. Sie hat ihre Parallele einzig an der Paradoxie seines Gottesglaubens. Wie wir in dieser Welt, in der die Dämonen ihr Wesen treiben, und Leid, Krankheit, Tod und Schuld regieren, festhalten sollen an der Vatergüte Gottes, so sollen wir in derselben Welt die Gesinnung der reinen Gottes- und Bruderliebe betätigen im Gegensatz zu der Art, wie es im Menschenleben zuzugehen pflegt, und wie es in den Menschenherzen aussieht. Darin kommt der Idealismus, das große „Dennoch" Jesu gegenüber der Welt nach beiden Seiten zum Ausdruck. Im Gottesreich wird der Glaube an den gütigen Gott den Jüngern leicht fallen und werden alle die schweren Hindernisse des guten Handelns weggefallen sein. Darauf geht selbstverständlich die ganze Sehnsucht eines Gotteskindes. Aber jetzt, noch fern vom Gottesreich, die Art eines Gotteskindes im Glauben und in der Liebe zu bewähren, das ist das gewaltig Schwere, und genau das mutet Jesus seinen Jüngern zu.

Wir blicken auf das Ganze seiner Forderung zurück. Jesus will Menschen haben, die frei sind von sich selbst, von allem, was an tierischen und selbstsüchtigen Trieben uns niederzieht, wie von allem, was an den gesellschaftlichen Beziehungen und Konventionen uns bindet; er will sie von all dem frei haben für den Dienst Gottes und der Brüder, für ein Leben, das ganz Gehorsam unter Gott ist, alles aus der Hand Gottes nimmt, alle Gaben, alle Aufgaben, auch alles Leid, alle Hemmungen und Hindernisse, und durch allen Widerstand immer nur mehr in die Demut und die Liebe zu Gott allein getrieben wird, und für ein Leben, das ganz Bruderdienst ist, selbstloser und doch froher, freier Dienst, aus großherziger Liebe, aus Feind und Freund umspannen-

der, nie ermüdender, nie an der Grenze angelangter, königlicher Liebe. Das sind für ihn die Menschen, wie Gott sie haben will in seinem Reich; wer nicht diese Gesinnung hat, den kann er nicht brauchen, der kann nicht eingehn ins Reich Gottes.

Die ganze Lebendigkeit des Gotteswillens, wie Jesus ihn erfaßt, zeigt sich in der Verbindung scheinbarer Gegensätze in seiner Forderung. Sie ist auf der einen Seite ganz Gesinnungsforderung, und ein großer Teil der Antithesen, der Bergpredigt[1]) bewegt sich in der Entgegenstellung des Herzens gegen das bloße äußere Werk. Die jüdische Ethik, auch die des alten Testaments, trug als Volksethik einen stark legalen Charakter, sie forderte Handlungen und strafte Handlungen, drang aber wenig ins Innere. Zur Zeit Jesu holte das Judentum diesen Mangel zum Teil nach, es beschäftigte sich mit der Psychologie von gut und böse, ging den guten und bösen Trieben unsrer Seele nach. Bei Jesus aber ist es erst ganz klar, daß Gott in unser Herz sieht und das Herz für sich fordert. Überall dringt er auf den Grund der Persönlichkeit, fordert, daß der Baum gut werde, um gute Früchte tragen zu können,[2]) verlangt den guten Schatz des Innern, aus dem das gute Werk nach außen hervorquellen soll.[3]) Eben darum kann er so großes Gewicht auf ein böses Wort, einen bösen Gedanken, einen bösen Blick legen, weil hier das Herz offenbar wird, das wir sonst so vorsichtig verstecken und äußerlich in Zucht halten. Der Gott Jesu ist der Gott der absoluten Lauterkeit und Wahrhaftigkeit, es gibt vor ihm kein Verstecken, kein Heucheln, sondern jeden schaut er so, wie er im Innersten ist. Aber derselbe Jesus fordert auf der andern Seite gute Früchte als einzig sicheres Kriterium, an dem wir Menschen die rechte Gesinnung erkennen können.[4]) Wo Gutes inwendig ist, da muß es heraus, oder wir haben

---

[1]) Mt 5, 21–48. [2]) Mt 7, 17, 18; 12, 34 f. [3]) Mt 12, 35. [4]) Mt 7, 16 ff.

nicht das Recht, daran zu glauben. Gott will gute Werke haben, die ihn preisen und verherrlichen;[1]) Gott dringt, um die Sprache des Gleichnisses zu brauchen, auf Wuchern mit dem anvertrauten Pfund und fordert jeden zur Verantwortung über seine Gaben und Kräfte.[2]) Es darf unter keinen Umständen bei der guten Gesinnung bleiben, dabei, daß einer sagt: ich habe doch den guten Willen gehabt. Einen guten Willen, der immer Gutes will und nichts Gutes tut, anerkennt Gott nicht. Taten der Liebe, ein neues Leben mit Gott, fordert Jesus. Beides zusammen ist das Zeichen der vollen Gesundheit des sittlichen Lebens. Ohne den guten Herzensgrund ist doch alles nur Schein und Mache, ohne die Tat alles kraftlose Gefühligkeit. Beides zusammen, eins aus dem andern, aus dem Herzen die Tat, das ist Jesu Forderung; nur wenn beides da ist, dürfen wir an die sittliche Wahrhaftigkeit glauben.

Der andere innere Gegensatz der Forderung Jesu ist die Spannung zwischen seiner Freiheit und seinem Ernst. Den Zeitgenossen erschien oft genug die Freiheit Jesu und seiner Jünger in bedenklichem Licht, sie konnten sich in ihn nicht finden. Er machte sich nichts aus gesetzlichen Gewohnheiten, durchbrach die Schranken des gesellschaftlichen Verkehrs, die als Anstand galten, lockerte die Sabbatsheiligung,[3]) fastete nicht,[4]) sondern aß und trank in allerlei unheiliger Gesellschaft.[5]) Er trug die Art eines Weltkindes mehr als die eines Heiligen zur Schau. Johannes der Täufer, sagte man, sei heiliger als Jesus gewesen.[6]) Auch den Pharisäern sah man den Ernst und die Frömmigkeit viel leichter von außen an als Jesus; wenn sie fasteten, so entstellten sie ihr Antlitz, während die Jünger Jesu mit gesalbtem Haupt und gewaschenem Angesicht daher kamen und sich so viel als nur

---

[1]) Mt 5, 16. [2]) Mt 25, 27. [3]) Mk 2, 27. [4]) Mk 2, 19. [5]) Mk 2, 16; Mt 11, 19. [6]) Mt 11, 18, 19.

möglich wie andere Menschenkinder gaben.[1]) Nun gar die Milde Jesu, die sich mit einer strengen Moral gar nicht zu vertragen schien. Man erzählte von Dirnen, für die Jesus Freundlichkeit übrig gehabt haben,[2]) von einer Ehebrecherin, die er allein nicht habe verurteilen wollen.[3]) Wo blieb da alle Heiligkeit? Diese Freiheit quoll bei Jesus notwendig aus seinem starken seligen Besitz und seiner kraftvollen Reinheit hervor. Ihm schien die asketische Heiligkeit als ein Beweis, daß die Leute Gott noch nicht hatten, sondern erst suchten und ersehnten. Er aber wußte sich in der seligen Nähe Gottes; das Reich der Freude war mit ihm schon angebrochen.[4]) Wer Gott hat, der darf frei auftreten; wer das Gute in sich trägt, hat vor keiner Berührung und Verunreinigung von außen zurückzuschrecken; er hat die Kraft, das Unheilige zu sich zu ziehen, ohne selber von ihm befleckt zu werden. Seine Jünger zog Jesus mit hinein in dieselbe Freiheit seines Lebens. Und dennoch dicht daneben der gewaltige Ernst, die radikale Strenge. Wie hart mutet uns die Forderung an: „gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen und folge mir nach."[5]) Wie schreckt Jesus seine Zuhörer gelegentlich ab von seiner Jüngerschaft oder stellt sie auf harte Proben, die sie abstoßen müssen![6]) Unbedingt stellt er das Entweder — Oder vor jedermanns Seele. Entweder du reißest Hand oder Fuß oder Auge aus, die dich ärgern, und gehst als Krüppel ins Gottesreich, oder du fährst mit gesunden Gliedern zur Hölle.[7]) Entweder du dienst Gott oder dem Mammon;[8]) was dir in einem und andern Fall bevorsteht, zeigt das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus.[9]) Es gibt zwei Wege: der breite Weg durch die weite Pforte, auf dem die vielen wandeln, führt zum Verderben; der schmale

[1]) Mt 6, 16, 17. [2]) Lk 7, 48, 50. [3]) Joh 8, 1–11. [4]) Mk 2, 19. [5]) Mk 10, 21. [6]) Mk 8, 34, 35; Lk 9, 57–62; 14, 26–32. [7]) Mt 5, 29, 30. [8]) Mt 6, 24. [9]) Lk 16, 19–31

Weg durch die enge Pforte, auf dem die wenigen wandeln, führt zum ewigen Leben.[1]) Eins oder das andere! Man lese den ganzen Schluß der Bergpredigt bei Matthäus, welcher furchtbare Ernst![2]) Denselben Geist atmen die Worte Jesu im Anschluß an das Petrusbekenntnis bei Markus: „will jemand mir nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir. Denn wer sein Leben retten will, der wird es verlieren, und wer sein Leben verliert um meinetwillen und um des Evangeliums willen, der wird es retten. Denn was nützte es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und dafür sein Leben verlöre? Denn was könnte der Mensch zum Tausch geben für sein Leben?"[3]) Es gibt ein Verlorengehen durch eigne Schuld, es gibt eine Hölle, in die einer wandert durch eigne Versäumnis. Wie reimt sich die milde Freiheit und dieser furchtbare Ernst zusammen? weil für Jesus alles auf die Hauptsache ankommt, auf den einfachen, ernsten Gotteswillen allein. Das muß die Seele immer frei und immer ernst stimmen. Alle Nebensachen, die den Menschen so wichtig sind, erscheinen unbedeutend und gleichgiltig, aber die Hauptsache, an welche die Menschen nicht zu denken pflegen, tritt in ganzer Größe vor die Seele.

Aber nun scheint die Reinheit der sittlichen Forderung Jesu für unser Gefühl aufs empfindlichste getrübt zu werden durch den Lohngedanken, mit dem Jesus so mannigfach den Eifer für Gott und die Brüder bei seinen Zuhörern zu wecken sucht. Es mengt sich dadurch der sittlichen Gesinnung ein Beisatz von Lohnsucht, sagen wir offen, Selbstsucht bei, der gerade bei einem sittlichen Genius wie Jesus ganz rätselhaft erscheint. Vor allem seit Kant sind wir gewöhnt, jedes Schielen auf den Erfolg einer Handlung, auf das Glück, das sie uns einbringen wird, als Merkmal einer noch unreinen

[1]) Mt 7, 13, 14. [2]) Mt 7, 24–27. [3]) Mk 8, 34–36.

sittlichen Gesinnung zu betrachten. Jesus scheint befangen in jüdischer Lohnrechnerei und tief unter dem Niveau einer geläuterten sittlichen Bildung zu stehen.

Und in der Tat läßt sich ja der Lohngedanke auf keinen Fall ausmerzen aus der Gedankenwelt Jesu. Man mag noch so viel Lohnrechnereien auf das Konto seiner Jünger, der Evangelisten, setzen, z. B. die groben Worte in den Gastmahlsreden des Lukas,[1]) das echt jüdische Schema, nach dem Matthäus echte Worte Jesu über das Almosen, das Beten, das Fasten angeordnet hat,[2]) Zusätze da und dort vom Schatz im Himmel[3]) usw., obschon bereits hierfür eine ziemliche Gewalttätigkeit nötig ist; andere Stellen, in denen ebenso naiv vom Lohn gesprochen wird, bleiben stehen und fallen zugunsten der kritisch angefochtenen ins Gewicht. Wir werden Jesus auf keinen Fall zu einem Kantianer machen können.

Welche Bedeutung dem Lohngedanken für den Gottesglauben und das Ganze der Weltanschauung Jesu zukommt, ist bereits aufgezeigt worden. Hier handelt es sich um die davon unabhängige Frage von der Tragweite des Lohngedankens für das sittliche Denken und Handeln, um die Frage des Eudämonismus. Sie birgt eine Reihe verschiedener Detailfragen unter sich, über die man sich der Reihe nach Klarheit verschaffen muß.

Zuerst die Frage, ob und inwiefern der Inhalt der sittlichen Forderung, die Wertschätzung des Guten und des Bösen, durch den Lohn- und Strafgedanken bestimmt wird oder von ihnen unabhängig bleibt. Nach der Auffassung des niederen Eudämonismus müssen wir uns über den Unterschied von gut und böse an Hand der Folgen belehren, welche unser Handeln hat. Was uns dauernd glücklich macht, ist das Gute; was uns unglücklich macht,

---

[1]) Lk 14, 7–14. [2]) Mt 6, 1–4, 5–8, 16–18 [3]) Mk 10, 21; Mt 6, 20.

ist das Böse. Man braucht das nur auszusprechen, so wird deutlich, daß wir bei Jesus in einer andern Welt leben. Kein Gedanke, den Unterschied von gut und böse aus den Folgen abzulesen! Was gut und böse ist, das sagt uns das Gesetz Gottes, sagt uns unser Gewissen, ganz ohne Rücksicht auf die nachträglichen Folgen unsres Tuns. Nicht weil der Reichtum seinen Besitzer in die Hölle führt, darum erkennen wir ihn als böse an, sondern weil er böse ist, seinen Besitzer von Gott wegführt, darum bringt er in die Hölle. Man durchgehe die ganze Bergpredigt unter diesem Gesichtspunkt, überall ist das Gute und das Böse in seinem radikalen Gegensatz schon vorausgesetzt, mit einer gewissen Selbstverständlichkeit, mit dem einfachen Appell an das Gewissen eines jeden, mit dem Glauben, daß es sich durchsetzt im Innern eines wahrhaftigen unverdorbenen Gemüts. Gut, Gottes Willen ist, was wir einfach inwendig billigen müssen; böse ist, was wir einfach verwerfen und verachten müssen, ganz einerlei, ob wir wissen, wohin es uns bringt. Wüßten wir nicht, daß das Böse eben böse ist, wir würden es gar nicht glauben, daß Gott die Hölle dafür bestimmt hat. Diese einfache Erkenntnis der sittlichen Werte als des Pflichtmäßigen, des schlechthin Sein-Sollenden ist bei Jesus das Erbe seiner Erziehung im alten Bibelglauben. In der harten Form autoritativer jüdischer Gesetzlichkeit war jener Pflichtgehorsam gewachsen, der den Wert des Guten nicht aus den Folgen, aus dem Nutzen und Glücksgefühl, bestimmt, sondern es hinnimmt als das, was Gott geboten hat, was vor ihm, dem Guten, für recht gilt, was eben Pflicht ist und einfach Pflicht. Nach dieser Seite gehört die ganze Ethik Jesu in das Schema der Gesetzesethik, die mit dem Eudämonismus nichts zu schaffen hat.

Die zweite Frage lautet: ist der Lohngedanke das treibende Motiv für das sittliche Handeln, so daß dieses wirklich von Lohn und Selbstsucht nicht freigesprochen werden

kann? Die einfachste und durchschlagendste Antwort gibt Jesus selbst mit seinem Verhalten. Wo begegnet uns bei ihm irgend etwas Reflektiertes, Ausgerechnetes? ist nicht sein ganzes Handeln und Wirken, wie Paulus es nennt, ein Getrieben-Werden vom Geist,[1]) ein Handeln aus dem vollen Besitz heraus, aus dem Schatz des guten Herzens?[2]) Nehmen wir einen Augenblick an, Jesus habe seine Erhebung zum Messiasthron wirklich erwartet, wo entdeckt man bei ihm eine Spur eines absichtlichen Machens und Strebens auf dies hohe Ziel hin? Wenn je ein Mensch aus der unmittelbaren Gottes- und Bruderliebe heraus gehandelt hat, ohne die geringste Erwägung, was nützt es? was bringt es mir ein? dann ist es Jesus gewesen. Er lebt und handelt aus der Kindesart heraus, ein Königskind, möchte man sagen, in ursprünglicher Freiheit und Würde, das sich in der vollen Liebe des hohen Vaters weiß, und sie nicht erst zu erringen, zu verdienen braucht. Nun, das und nichts anderes hat er auch bei seinen Jüngern vorausgesetzt. „Auf daß ihr Kinder werdet eures Vaters im Himmel,"[3]) d. h. nicht, daß ihr durch dies oder jenes Verhalten das Kindesrecht erst gewinnt, sondern daß ihr eure angeborene Kindesart nach außen leuchten laßt und darin eures Vaters Wesen kund gebt. „Seid vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist,"[4]) wer das den Seinen zum Ziel ihres Strebens hinstellt, der ist über alle Lohnsucht erhaben. Da aber Jesus in seiner Demut dem großen Gott und Herrn der Welt gegenüber mit gleicher Selbstverständlichkeit aus den Beziehungen von Kind und Vater wie von Knecht und Herr seine Gleichnisse auswählt, konnte er auch im Bild des Knechtes, der seine einfache Pflicht vor seinem Herrn tut und keinen besondern Lohn dafür zu erwarten hat, den schlichten Gehorsam des rechten Gotteskindes zum Ausdruck bringen. „Wenn ihr alles getan

---

[1]) Röm 8, 14. [2]) Mt 12, 35. [3]) Mt 5, 45. [4]) Mt 5, 48.

habt, was ihr zu tun schuldig seid, dann sprecht: unnütze Knechte sind wir."[1]) So ist alles frei, aus der Liebe herausgeboren und alles dennoch schlichter Gehorsam, selbstverständliche Pflicht. Wird man bei dieser innern Verfassung Jesu und seiner Jünger von Lohnsucht im Ernst noch reden können und ihm den Vorwurf machen, daß er nicht auf der Höhe kantischer Ethik gestanden habe?

Endlich die letzte Frage: kann ein ernster, wahrhaftiger Mensch jemals mit dem Lohngedanken vor seinem Gott auskommen? Muß nicht jede Vertiefung und Steigerung des Ideals den Lohngedanken zerbrechen? Es ist ja wohl verständlich, wie Menschen mit einem bescheidenen Ideal und einem geringen Maß von Selbsterkenntnis sich einbilden mögen, daß sie ihrem Gott ein Großes leisten und durch ihre Bravheit und Tugend ein Anrecht auf billige Belohnung haben werden. Bei dem Maßstab des Absoluten und Vollkommenen, den Jesus an sich und seine Jünger anlegt, ist ein solcher Tugendwahn mit der Lohnrechnerei im Hintergrund an sich ganz undenkbar. Wir sind nach Jesus alle samt und sonders rückständig; kein einziger hat Grund, vor Gott sich gut zu nennen, und wollte Gott nach Verdienst mit uns umgehen, wir wären allesamt verloren. „Ihr, die ihr arg seid,"[2]) ruft Jesus seinen Zuhörern zu. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!"[3]) „Selig sind die Barmherzigen, denn sie sollen Barmherzigkeit erlangen."[4]) „Vergib uns unsre Schulden und führe uns nicht in Versuchung!"[5]) Lohn als letztes Wort von seiten Gottes ist für uns völlig ausgeschlossen, gottlob, wir leben alle doch von seiner Gnade. Wie es einem ginge, wenn Gott ihn nach Verdienst behandeln wollte, zeigt das Beispiel von dem unbarmherzigen Knecht.[6]) Barmherzigkeit, das ist das letzte

[1]) Lk 17, 7–10. [2]) Mt 7, 11. [3]) Mt 7, 1. [4]) Mt 5, 7. [5]) Mt 6, 13
[6]) Mt 18, 23–25.

Wort, mit dem wir alle vor Gott kommen wollen. In dieser Beziehung ist keiner von uns besser daran als der Zöllner, der im Tempel nichts anderes als sein „Gott sei mir Sünder gnädig!" zu stammeln weiß, während der Pharisäer neben ihm Gott für seine eigene Güte dankt und ihm die guten Werke aufzählt, damit sie im Himmel für die große Rechnung nicht vergessen werden.[1]) Derart scheitert an der einfachen Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit die ganze Lohnrechnerei. Wer sich selbst wirklich kennt und seinen Gott kennt, der weiß, wie er vom Rechnen auf Lohn zu denken hat.

Aber warum braucht Jesus dennoch die vielen Bilder und Gleichnisse vom himmlischen Lohn und von den Schätzen im Himmel, die wir uns sammeln sollen? Nun, er ist allerdings kein Philosoph, er redet menschlich und grob menschlich mit seinen Zuhörern; er packt sie bei ihren eigensten Instinkten, die nicht immer die besten und feinsten sind, er will sie einfach gleichsam mit Gewalt zur Besinnung bringen und vor die große Entscheidung stellen. Jesus weiß genau, welche große Rolle das Rechnen nun einmal im menschlichen Leben spielt, wie überall in der Welt der etwas gilt, der am besten rechnet, am besten seine Carrière macht und sein Glück gewinnt. Ist doch selbst die Frömmigkeit der Pharisäer zum guten Teil eine Carrièrerechnerei; um Ansehen vor den Menschen zu gewinnen, tragen sie ihre guten Werke zur Schau und profanieren das Heiligste der Religion, damit man von ihnen rede und sie lobe.[2]) Nun ruft Jesus diesen Rechnungsseelen und Glücksjägern zu: wenn ihr denn durchaus rechnen wollt, so rechnet einmal gut und verständig! Macht eure Rechnung aufs Ewige hin, auf Gott, statt bloß auf die schwachen, trügerischen Menschen! Ihr steht, ohne es zu wissen, vor der großen Ewigkeit. Ihr seid alle in der Lage jenes ungerechten Haushalters, der seinem Herrn Rechen-

[1]) Lk 18, 9–14. [2]) Mt 6, 1–18.

schaft ablegen mußte und wußte, es kommt die Vergeltung, ich werde abgesetzt.[1]) Wie versucht da ein Mensch alle Künste, um sich aus der Verlegenheit herauszuziehen, und ihr, meine Zuhörer, geht wie Narren dem Gericht entgegen und überlaßt die Klugheit den Kindern der Welt! Derart versuchte er, ihr Rechnen vom Diesseitigen auf das Jenseitige, vom Vergänglichen auf das Ewige hinüberzuziehen. Das erschiene ihm schon als ein großer Fortschritt, wenn den Leuten die Augen aufgingen: wir stehen vor der ewigen Entscheidung, und, wenn wir nicht rasch und ernst uns besinnen, hat uns die Hölle schon erfaßt. Es ist vielleicht kein feiner und erhabener Standpunkt, aber Jesus hat ihn eingenommen ohne Scheu, aus der gründlichen Kenntnis der wirklichen Menschen heraus. Es kommt ja der große Unterschied hinzu, daß das himmlische Rechnen doch immer ein Glaube bleibt, ein Wagnis aufs Unsichtbare hin, darum bedeutend schwerer als der Glückskalkül eines gewöhnlichen irdischen Geschäftsmanns, und weiter kommt hinzu, daß das himmlische Rechnen sehr mißliche Faktoren in Kauf nehmen muß, viel Entbehrungen, Verfolgungen, viel Trübsal, die zunächst der Seligkeit im Gottesreich vorausgeht, und die sogar viel sicherer eintreffen wird als der himmlische Lohn, dem sie den Weg bahnen soll. Ohne Idealismus ist diese Art von Rechnerei gar nicht möglich, es heißt immer „Du mußt glauben, du mußt wagen, und die Götter leihn kein Pfand." Es ist auf alle Fälle eine Tat, wenn ein Mensch anfängt, das Gottesreich und das Gericht ernst zu nehmen, ernster als alles, was zunächst sichtbar vor seinem Auge steht; es ist das erste Erwachen, noch nicht die hohe freie Kindesart, noch nicht die Verfassung, die Jesus selbst bekundet und in die hinein er alle seine Jünger ziehen möchte. In den derben, unfeinen Lohnsprüchen, die Lukas wie Matthäus

---

[1]) Lk 16, 1–13.

Jesus in den Mund legen, tritt uns der Volksprediger entgegen, der seine Zuhörer erst einmal rütteln und schütteln muß, und hiefür auch die gröbsten Mittel nicht verschmäht. Das ist der eine Grund, der dem Lohngedanken bei Jesus sein Recht gibt, wobei ja immer noch mit der Möglichkeit zu rechnen ist, daß die Jünger das eine oder andere vergröbert haben.

Dazu kommt aber die andere Erwägung. Jesus hält daran fest, daß das Gute das Siegende ist. Den haltlosen Idealismus, der uns zumutet: tue das Gute und laß dann die Welt zusammenbrechen und das Schlechte triumphieren! den hat Jesus nicht gehabt. So gewiß als Gott regiert, so gewiß muß das Gute zum Sieg kommen. Wer sich ihm also hingibt, der ist auf dem Weg ins Gottesreich mit innerer Notwendigkeit; es muß ihm zufallen, weil er jetzt schon hineinwächst. Nichts Gutes ist verloren, alles führt zum Ziel, das ist der sittliche Kern des Lohngedankens, wenn Jesus sagen kann: „kein Becher frischen Wassers, den wir einem Durstigen reichen, bleibt unbelohnt."[1]) Wir wachsen wirklich durch das gute Handeln in das gute Reich Gottes hinein, gewinnen mehr und mehr Anteil daran, und es bildet sich ein Ertrag für die Ewigkeit. Man erwäge nur, was das heißt: unserem Tun ist ein großes Ziel gegeben; dies Ziel steht fest bei Gott, auf dies Ziel dürfen wir schauen, hoffen, darnach ringen. Auf die Dauer wird die Menschheit ohne die Erwartung eines solchen Ewigkeitsziels gar nicht leben können. Es ist keine Lohnsucht, es ist etwas ganz anderes, wenn ein Mensch weiß: es gibt bei Gott ein Ziel, ein Reich des Guten und Ewigen, das meine Heimat ist, und wenn ich in das Gute hineinwachse, werde ich ein Bürger der ewigen Welt. „Wir heißen euch hoffen!"

[1]) Mk 9, 41.

Diese Ewigkeitsperspektive droht nun freilich durch den Gedanken der größten Nähe des Endes, ja des bereits gegenwärtigen Anbruchs des Gottesreichs auf Erden eine solche gesteigerte Erregung und gesteigerte Zukunftshoffnung in die Seele zu bringen, daß von hier aus für die Forderung Jesu eine letzte Schwierigkeit erwächst. Gerade ihr bleibender, alle Zeiten überdauernder Wert droht gefährdet zu werden, wenn auch an diesem Punkt die Zeit, der Augenblick so unheimlich hereinragt in die menschliche Verpflichtung. Etwas anderes scheint der Wille Gottes zu sein, wenn der Menschheit noch eine Entwicklung von Jahrhunderten und Jahrtausenden bevorsteht und damit Aufgaben für die kommenden Generationen erwachsen, denen kein ernsthafter Arbeiter sich entziehen darf, und etwas anderes scheint der Wille Gottes sein zu müssen, wenn die Geschichte vor ihrem Abbruch steht, Geburt und Tod demnächst aufhören werden, und das Ewige mit einemmal auf dem Weg des Wunders in die Zeit hereintritt. Es kommt dazu, daß nur schon die Erscheinung des Messias auf der Erde, — vorausgesetzt, die Überlieferung behalte an diesem Punkt recht, — Entscheidungen persönlichster Art fordern wird, die für unmessianische prosaische Zeiten den Sinn verlieren. Betrachtet man nun unter diesem Gesichtspunkt die Forderung Jesu im ganzen Umfang der Überlieferung, so wird man hier wie vorher beim Gottesglauben auf eine wirkliche Spannung da und dort stoßen. Wenigstens ist es wie eine Versuchung, eine Reihe einzelner Weisungen Jesu durch die sogenannte „kurze Perspektive" begreifen zu wollen: weil das Ende bald kommt, darum tut dies und meidet jenes! Z. B. die Eile, unter deren Zeichen die ganze Mission bei Jesus und seinen Genossen steht, wird von hier aus allein verständlich;[1]) ein Verbot wie das, die Leute unterwegs zu grüßen,[2]) erscheint

[1]) Mt 10, 23. [2]) Lk 10, 4.

berechtigt bloß, wenn jedes Verweilen der Sache Gottes und der nahen Ewigkeit schaden kann. Am schärfsten empfinden wir das Gewicht des besondern Augenblickes bei den sogenannten Zukunftsreden mit dem Schluß: „wachet und betet, denn ihr wißt nicht, zu welcher Stunde der Herr kommen wird."[1]) Durch eine ganze Reihe von Gleichnissen[2]) hat Jesus die höchste Spannung in den Herzen der Jünger festzuhalten versucht und ihnen das Atmen in der Furcht des heute oder morgen kommenden Weltrichters als notwendige Seelenverfassung vorgeschrieben. Schwerlich wird eine solche seelische Verfassung den geschichtlichen Moment überdauern und sich bleibend in den Menschenherzen einbürgern können. Es scheint den Menschen nicht gegeben, in diesem Ewigkeitsblick beständig und in jedem Augenblick wandeln zu können, obschon die Forderung: „Wachet und betet" für die Jünger Jesu ihre ganze Unentbehrlichkeit behält. Nächstdem führen uns die Worte über die Entscheidung für oder gegen Jesus, das Bekenntnis zu ihm und zu seinem Evangelium, in den Momentcharakter der Forderung Jesu. Es ist ja richtig: diese Entscheidung ist später zur bleibenden Forderung für alle Christen erhoben worden; das Bekenntnis wurde der Ansatz des Dogmas, und die Zustimmung zum Dogma wurde die Grundforderung für die Jünger aller Zeiten. Aber es leuchtet doch ein, wie tief verändert die Forderung des Augenblicks durch diese dogmatische Entwicklung werden mußte. In der Forderung Jesu ist letztlich alles persönlich, nichts dogmatisch im spätern Sinn. Man steht vor ihm und seinen Kräften, man erlebt die Wirkung des heiligen Geistes in ihm, indem man Zeuge seiner Taten ist. Hier drängt sich das Entweder — Oder jedem Zuschauer auf; es ist fast nicht möglich, kalt und neutral zu bleiben, wo jedermann feindlich oder freundlich

[1]) Mk 13, 35, 37; Mt 24, 42 u. a. [2]) Mt 24, 42–44, 45–51; 25, 1–13.

Stellung nimmt. Ist hier Gott am Werk oder der Satan? eine andere Alternative war für jüdisches Denken kaum vorhanden. In der Tat scheint Jesus das Gewicht des Augenblicks ganz ungeheuer vergrößert zu haben, wenn er den Städten Chorazin und Bethsaida das Gericht verkündet, und Kapernaum den Sturz vom Himmel in Aussicht stellt, weil sie doch die Kräfte Gottes durch ihn spüren mußten und dennoch sich nicht entscheiden, nicht erwachen konnten aus ihrem Schlaf.[1] Die ganze Tätigkeit Jesu ging darauf aus, im Augenblick die Entscheidung für die Ewigkeit in den Menschen zu wecken, getragen von dem Bewußtsein, daß kein solcher Augenblick jemals mehr kommen werde, daß jetzt der letzte Augenblick überhaupt gekommen sei. Das gehört zu dem ganz Einzigartigen und ganz Exzeptionellen bei Jesus; es gibt seiner Botschaft das unterscheidende Gepräge von allen spätern Phasen der christlichen Mission. So gewiß auch die spätere christliche Mission von Paulus an auf die Entscheidung drängte und sie oft genug mit der Nähe des Endes motivierte, es bestand doch immer der fundamentale Unterschied, daß Jesus selbst mit seiner Person und seinen unmittelbaren Kräften eben nur einmal in der Geschichte lebendig war. Man wird hier den Ansatzpunkt zum ganzen spätern Dogmatismus finden können, aber man wird den Unterschied der späteren dogmatischen Form von dieser persönlichen empfinden, wenn man überhaupt noch über ein Sensorium in diesen Dingen verfügt. Dadurch gewinnt die Forderung Jesu jene besondere Schroffheit und Wucht, die uns vornehmlich in den Worten über die Familie[2]) und in der Erklärung, daß Jesus nicht den Frieden zu bringen gekommen ist, sondern das Schwert,[3]) aufgefallen ist. Es sind die Worte, die in der Christenheit der spätern Jahrhunderte ihre Bedeutung entweder ganz verloren oder bloß in Zeiten

[1]) Mt 11, 20–24. [2]) Mt 10, 37. [3]) Mt 10, 34 f.

religiöser Krisen und Revolutionen plötzlich wieder gewannen, mit denen aber eine ruhige Periode des religiösen Lebens nicht beständig leben kann. Hat man nun einmal die Augen bekommen für diese Bedeutung des ganz besondern und einzigartigen Moments in der Forderung Jesu, so werden einzelne noch weiter gehen und auch die Mahnworte zur Sorglosigkeit in der Bergpredigt mit der kurzen Perspektive sich motivieren oder vielleicht das ja immer auffallend schroffe Wort an den Reichen bei Markus[1]) sich dadurch näher bringen, daß es sich um die Entscheidung der allerletzten Zeit gehandelt habe. Und wer weiß, wie viele Worte Jesu scheinen nun auf einmal durch diese „kurze Perspektive" und den besondern Augenblick ein neues und fremdes Gesicht zu bekommen?

Dem steht jedoch die unleugbare Tatsache gegenüber, daß die ganze Bergpredigt in der Form des Matthäus und vielleicht schon der Spruchsammlung zwar durchweg an der Ewigkeitsperspektive orientiert wird, aber von Anfang bis zum Ende nicht unter dem Gedanken des nahen Endes steht und sich keineswegs mit dem Momentcharakter kennzeichnen läßt. Dasselbe gilt von den allermeisten Spruchreihen unsrer evangelischen Überlieferung. Sie sind alle im weitern Sinn durch die große Endhoffnung motiviert, sie rechnen alle mit dem Doppelausgang von Gottesreich und Hölle, sie muten jeder Menschenseele die Entscheidung für die Ewigkeit zu, aber es fehlt ihnen gerade alles Überstürzte, gemacht Methodistische, unreal Gesteigerte, es ändert sich an ihrer Kraft und Giltigkeit nicht das mindeste, ob die Ewigkeit uns einholen wird oder wir sie, ob früher oder später die letzte Stunde schlägt, da es gilt, vor dem ewigen Richter zu erscheinen. Man kann aus diesen Worten Jesu, die vom Moment un-

1) Mk 10, 21.

abhängig sind, gerade das lernen, was der Ewigkeitsblick für Jesu Forderung bedeutet: die Konzentration auf die Hauptsache, auf das allein Gewichtige vor Gott, den Wegfall aller Zufälligkeiten und Momentrücksichten, den unbedingten Ernst und die ganze Schwere der Verantwortung. Das alles ist der Ertrag, den die Unterstellung der ganzen Forderung unter den Gesichtspunkt der Ewigkeit, des Gottesreiches gebracht hat. Aber all das hat mit dem besondern messianischen Augenblick nichts zu schaffen; das bleibt sich im wesentlichen ganz gleich, ob das Gottesreich morgen anbricht oder nach Jahrtausenden. So und nicht anders wird die Gesinnung eines Gotteskindes beschaffen sein müssen, wenn es der Ewigkeit entgegengehen will. Nur mit dieser Verfassung reift ein Mensch für die Ewigkeit. Glaubt man im Ernst, unter einem andern Klima und ruhigeren Zeitläuften würde Jesus sein „Sorget nicht,“[1]) zurückgenommen haben und den Seinen erklärt haben: zuerst müßten sie doch für Nahrung und Kleidung gesorgt haben, dann komme das Gottesreich an die Reihe? Oder glaubt man im Ernst, in andern Zeiten würde Jesus jenem Reichen zugestanden haben, daß er auch im Besitz aller seiner Güter ohne Schaden für seine Seele das ewige Leben ererben könne?[2]) — immer vorausgesetzt, daß es sich um keine allgemeine Regel handelt, sondern um einen Menschen, dem Jesus anspürt, daß für ihn diese Gefahr brennend ist? Ja sogar in jenen Momentworten „Wachet“[3]) und „meinet ihr, ich sei gekommen, den Frieden zu bringen?“[4]) läßt sich mit Leichtigkeit herauslesen, wie viel darin zum Bleibenden und Unvergänglichen der Forderung Jesu gehört.

Demnach tut man am besten, wenn man es bei der

---

[1]) Mt 6, 25. [2]) Mk 10, 21. [3]) Mk 13, 35, 37; Mt 24, 42 u. a. m.
[4]) Mt 10, 34.

Spannung innerhalb der Forderung Jesu beläßt und dadurch dem widerspruchsvollen Tatbestand der Evangelien gerecht zu werden sucht. Es gibt eine bleibende Forderung, die wir zu den ruhenden Elementen des Evangeliums zu zählen haben, und gibt die bestimmte Forderung des Augenblicks, der letzten Stunde, der Entscheidung für Jesus und seine Sache. Das Wesentliche bleibt ja immer die Forderung der Gottesliebe von ganzem Herzen und der Bruderliebe in der Unerschöpflichkeit ihrer Anwendung.[1]) Das ist das zeitlose Evangelium, wie es die Bergpredigt zusammenfaßt, und wie es vor allem sämtliche Gleichnisse widerspiegeln. Am Gleichnis vom barmherzigen Samariter,[2]) vom verlorenen Sohn,[3]) vom Pharisäer und Zöllner,[4]) vom reichen Mann und armen Lazarus[5]) kann man sich jederzeit über die Zeitlosigkeit der Grundgedanken Jesu Rechenschaft geben. Unter anderem ist da, wie auch im Gleichnis vom reichen Kornbauer, vom Sterben[6]) und dem Einschnitt, den es in jedes Menschenschicksal bringt, die Rede, nicht vom nahen Reich Gottes. So hätte Jesus reden können, auch wenn er nicht der Bringer des kommenden Gottesreichs gewesen wäre, und wenn das Gottesreich erst nach Jahrtausenden kommen sollte. Ernst und schwer ist diese Forderung, aber sie ist durch keinen zeitgeschichtlichen Augenblick beschwert; sie stellt fest, was ewig vor Gott gilt und gelten muß, nachdem die Menschheit einmal diese Stufe erreicht hat. Aber dazu tritt nun bei Jesus die besondere Forderung des Augenblicks, wenn er doch seinem eigenen Wirken und Reden die Bedeutung des letzten Gottesworts an seine Zeit beigemessen hat. Er hat zwar von keinem Menschen den Glauben an seine Messiaswürde als Bedingung zum Eingang ins Gottesreich

---

[1]) Mk 12, 29–31. [2]) Lk 10, 29–37. [3]) Lk 15, 11–32. [4]) Lk 18, 9–14. [5]) Lk 16, 19–31. [6]) Lk 12, 13–21.

verlangt, geschweige denn gemeint, daß der Glaube an seine Messianität irgend jemals ein Ersatz für fehlende Gottes- und Bruderliebe sein könne. Was er von allen fordert, ist stets dasselbe: Umkehr, Erwachen, Ringen, durch die enge Pforte einzugehen.[1]) Aber er war des Glaubens, daß durch ihn und seine Gotteskräfte die Dringlichkeit dieses Erwachens und dieser Umkehr jedem Menschen deutlich werden sollte, und daß die Verantwortung der Menschen und der Ortschaften, die mit ihm in Berührung zu kommen Gelegenheit hatten, unermeßlich gesteigert sei. Gott steht sozusagen persönlich vor der Türe und klopft bei allen Herzen an. Wehe dem, der jetzt ihn nicht hört, der jetzt den Schritt nicht tun kann aus dem Verderben zum ewigen Leben! Jetzt sollte es jedem leichter werden, Bande der Familie und der Freundschaft zu durchbrechen, für Gottes Reich alles hinzugeben und die schwersten Entbehrungen und Verfolgungen auf sich zu nehmen, wenn man doch den Flügelschlag der kommenden Herrlichkeit Gottes schon von ferne vernimmt. Man steht ganz unmittelbar vor der Ewigkeit, es hat der letzte große Kampf zwischen Licht und Finsternis begonnen, die Sache Gottes tritt in Jesus verkörpert auf. Hie Satan, hie Gott![2]) Wer nicht für mich ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut."[3]) Wer diesen Gottesgeist lästert, dem kann es ewig nicht vergeben werden.[4]) Das alles ist ganz singulär und unwiederholbar; es hängt wirklich an der Person Jesu, es ist die Forderung des Augenblicks, des allerletzten Augenblicks im Sinn Jesu, während wir nach Jahrhunderten sagen müssen: eines bestimmten historischen, wenn auch einzigartigen Augenblicks. Es weist uns hin auf den besondern Glauben Jesu von sich selbst, auf das Geheimnis, das mit ihm in die Welt kam.

---

[1]) Mt 7, 13. [2]) Mt 12, 28. [3]) Mt 12, 30. [4]) Mt 3, 29.

Aber nun die Erfüllbarkeit der Forderung Jesu an die Menschen? Findet er die Leute, die den Willen Gottes tun, wie er es verlangt? Wie spiegelt sich die wirkliche Menschheit im Licht der Forderung Jesu?

Da ist nun sonnenklar, daß, wer den Menschen vor die absolute Forderung Gottes stellt, ihn damit klein machen und demütigen muß. Und dies wird immer das sichere Merkmal eines ehrlichen Verstehens Jesu und seiner Worte bleiben. Wer sich an der Bergpredigt bloß zu begeistern vermöchte, würde damit verraten, daß er es noch nicht selber probiert hat mit ihr. Wir Menschen, das ist Jesu Gesamturteil auf Grund seiner Erfahrung, sind im allgemeinen das Gegenteil dessen, was wir sein sollten; wir sind schlecht und Gott ist gut.[1]) Ich finde nicht, daß Jesus jemand davon ausgenommen hätte, da er das Wort „gut" nicht in unsrer landläufigen Abschwächung, sondern im Sinn des Unbedingten und Vollkommenen brauchte. Daher der Bußruf Jesu an alle, an die der Buße Bedürftigen, d. h. an die Verkommenen, Entfremdeten ganz besonders, aber nicht an sie allein; hätten doch die andern, die Gerechten, die Braven, nach Jesu Erfahrung die Umkehr von ihrem satten und zufriedenen Wesen ganz besonders nötig. Man hat auf die Seligpreisungen verwiesen und aus ihnen entnehmen wollen: Jesus habe Menschen gekannt, die so, wie sie waren, recht waren für Gott und sein Reich, einfache, harmlose Gemüter, Friedensmenschen, Kinder der Liebe, Sanftmütige und Demütige, Menschen mit Hunger und Durst nach Gerechtigkeit.[2]) Wer wird sich darüber ein festes Urteil zutrauen und zu sagen wagen, das sei unmöglich gewesen? Aber man kann die Seligpreisungen lesen auf mehr als eine Weise; man kann in ihnen auch die Bedingungen finden, die Jesus für den Eingang in das Gottesreich stellt,

---

[1]) Mt 7, 11; Mk 10, 18. [2]) Mt 5, 3–12.

und dann verwandeln sie sich aus Beschreibungen in Forderungen und verlieren den Wert von Erfahrungsaussagen. Wir denken bestimmt, daß der Ordner der Spruchsammlung, dem wir die Zusammenstellung der Seligpreisungen zunächst verdanken, sie im Sinn von Gottesreichsverfassung als die rechten Bedingungen betrachtet hat. Das bleibt bestehen, daß Jesus die Kinder so, wie er sie fand, für das Reich Gottes reif und passend fand, und wenn er erwachsene Kinderherzen angetroffen hat, dann wird er auch von solchen gesagt haben: „ihrer ist das Reich Gottes."[1]) Von Erbsündengedanken ist er nicht geplagt; Adams Verderben hat ihm wohl wenig zu schaffen gemacht, genug, daß er in den Herzen der Menschen, die er kannte, so viel ungöttliche Triebe und Neigungen beobachtete,[2]) die ihn zu einem harten und wehmütigen Urteil über die durchschnittliche Menschenart bewogen und seinem Bußruf verstärkte Dringlichkeit gaben. Bleiben wir daher bei dem Gesamturteil: Gott allein ist gut,[3]) wir Menschen sind ihm gegenüber unvollkommen und sündhaft.

Daraus ergibt sich im Sinn Jesu ein Dreifaches, wenn wir seine zerstreuten Gedanken einmal mit aller Vorsicht systematisieren. Zuerst die Notwendigkeit der Umkehr, der Buße, wie das hebräische und griechische Wort — vielleicht sehr ungeschickt — nun einmal unter uns verbreitet ist. Allem Anschein nach versteht Jesus darunter in den meisten Fällen eine einmalige gründliche Sinnesänderung, eine Umkehrung des innersten Herzens, eine moralische Revolution, wie Kant es ausdrückt. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn[4]) veranschaulicht an einem besondern Beispiel eine solche gründliche Umkehr, wie sie Jesus nicht bloß diesen ganz Verkommenen, sondern allen seinen Zuhörern zumutet. Es gilt eine neue, ganze Zuwendung zu Gott und zum Bruder, eine Änderung des ganzen Denkens und Empfindens, eine

[1]) Mk 10, 14 f. [2]) Mk 7, 21. [3]) Mk 10, 18. [4]) Lk 15, 11–32.

neue Orientierung für die ganze Lebensführung. Man darf sich das nicht durch spätere Gedanken der beständig notwendigen Buße gleichsam in kleine Münzen verwandeln zum Gebrauch der Alltagsmoral. Es handelt sich vielmehr um den Übergang vom falschen Weg zum rechten Weg, um den totalen Umschwung, durch den aus einem faulen Baum ein guter Baum werden soll.[1]) Das spätere Wort „Wiedergeburt" trifft den Nagel auf den Kopf und zeigt uns doch die Überlegenheit Jesu, der die Seinen nicht anleitet, ein geheimnisvolles Mysterium zu erwarten, sondern ihren Willen ergreift und an ihren Willen appelliert. Darin kommt gerade der Optimismus, sagen wir lieber der Glaube Jesu zum Ausdruck. Er glaubte nicht „an den Menschen", wie wir recht ungeschickt uns ausdrücken, aber er glaubte daran, daß aus jedem Menschen durch Umkehr etwas Gutes und Rechtes werden könne, und machte den Leuten Mut dazu. Ihr seid noch lange nicht verloren, wenn ihr jetzt auf falschem Weg wandelt; es gibt einen Übergang, eine neue Wahl, einen neuen Anfang von vorne an. Dazu rufe ich euch auf: kehrt um!

Das Zweite ist die dauernde Notwendigkeit der Vergebung von Gottes Seite. Nicht nur in der entscheidenden Stunde der Umkehr, immer und in jedem Augenblick steht der Jünger vor Gott als Schuldner, der rückständig ist und der Grund hat, Gott um Vergebung zu bitten. Dafür genügt der Hinweis auf das „Unser Vater" und auf die Zusammenstellung der Bitte um das tägliche Brot mit der Bitte um die Vergebung.[2]) Jesus war der Überzeugung, daß jeder, dem seine Schuld leid tut, und der darum auch gegen den Bruder versöhnlich gestimmt ist, vor Gott der Vergebung gewiß werden dürfe. Von andern Bedingungen der Vergebung wußte er nichts. Aber diese Grundstellung

[1]) Mt 7, 17; 12, 33 f. [2]) Mt 6, 11, 12.

eines Gotteskindes auf Erden bewahrt es am besten in der Ehrlichkeit und in der Demut. Wir brauchen uns bei allem sittlichen Eifer niemals etwas vorzumachen vor Gott und vor uns selber. Wir dürfen vor ihm jederzeit ehrlich und wahrhaftig erscheinen, und das erhält den Verkehr mit Gott wie nichts anderes gesund. Gerade die Bekehrten, die, welche dem Ruf zur Umkehr Folge leisteten und anfingen, mit der Forderung Ernst zu machen, haben durch diese ehrliche Grundstellung vor Gott das Recht zur Freude und Unbefangenheit gewonnen. Und noch etwas Weiteres: Jesus verstand es, dadurch in das Verhältnis zum Bruder jene wunderbare Milde und Bescheidenheit zu bringen, die nicht aus falscher Schwäche und unrealer Auffassung des Bruders stammt, sondern sich einfach aus der eigenen Selbsterkenntnis und Ehrlichkeit ergibt. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet." „Was siehest du den Splitter im Auge deines Bruders und den Balken im eigenen Auge siehst du nicht, du Tor."[1]) Das bringt in die Stellung zum Bruder dieselbe Gesundheit und Wahrheit wie in die Stellung zu Gott; man betrachtet sich gegenseitig aufrichtig, ohne Schmeichelei und schwächliche Nachsicht und kann trotz allen Fehlern und Mängeln den Verkehr und die Liebe aufrecht halten, weil jedes weiß, wie viel Gott an ihm selbst zu tragen, und wie viel Grund zur Selbstkritik man selber hat.

Endlich überhaupt die Notwendigkeit der dauernden Gottesgemeinschaft und Gotteshilfe. Jesus redet nicht wie seine spätern Jünger von einem heiligen Geist, der den Kindern Gottes zu Hilfe kommt und den Schwachen Kraft gibt. Diese ganze Ausdrucksweise ist der ältesten Überlieferung noch völlig fremd. Und deshalb hat man leicht gemeint, daß ihm auch die Sache fremd sein werde. Aber es genügt der Hinweis auf das Gebet und

---

[1]) Mt 7, 1, 3 ff.

dessen Stellung innerhalb der ganzen Frömmigkeit Jesu, um diese Meinung abzuweisen. Jesus hat keine besondere Theorie von übernatürlichen Kräften gehabt, die unsern Menschenkräften zu Hilfe kommen, aber er hat praktisch in der Kraft seines Gottes gelebt in Glauben und Gebet, und hat die Seinen angewiesen, ebenfalls in der Kraft und Hilfe ihres Gottes alles zu wagen, was ihnen sonst mit eigener Kraft viel zu schwer fallen würde. So findet man auch bei Jesus keine Theorie der Heilsgewißheit, so wenig als irgend welcher Garantien des Heils, aber Jesus hatte mehr als das, er stellte die Seinen in den innigsten Verkehr mit seinem Gott, machte sie mißtrauisch gegen sich selbst und voll Vertrauens zu der großen Kraft und Güte seines Vaters und gab ihnen dadurch ein festes Fundament unter die Füße, einen sturmsicheren Standort in dem Vertrauen, das gerade von der eigenen Bedürftigkeit aus seine Zuflucht zu Gott nimmt und bei ihm allen den Halt und die Ruhe findet, die das Menschenherz, je ernster, tiefer es ist, in sich selbst immer vermissen muß.

Der Ruf zur Umkehr, die Aufforderung, von Gott immer wieder die Sünden sich vergeben zu lassen, und die Mahnung zum Gebet und Vertrauen auf die Kraft Gottes stehen bei Jesus da, wo sich später alle Erlösungstheorien einnisteten. Man kann wirklich sagen: er hat die Sache, die Späteren haben die Theorie. Mit den üblichen Schlagworten des Optimismus oder Pessimismus kann man ihn nicht einfangen. Im Unterschied von Paulus appelliert Jesus an den Willen, fordert vom Menschen die Umkehr und das Vertrauen und rechnet auf Aktivität, während Paulus die Bekehrung wie ein Erleiden schildert. Er kennt kein „Ich kann nicht," keine göttliche Praedestination und keine Erlösung aus Gnaden- und Geisteskräften, auch keine Stellvertretung des Stammvaters für unsre Schuld und des Erlösers für unsre Gerechtigkeit. Aber er kennt genau wie Paulus keine

reine menschliche Güte und Gerechtigkeit, ist tief durchdrungen von der Erfahrung menschlicher Ohnmacht, Schuld und Bedürftigkeit, traut dem auf sich selbst gestellten Menschen das allerwenigste zu und kennt keine andere Kraft als die aus Gottes Hilfe und aus der Vergebung der Sünden. Die religiöse Grundstellung ist bei Jesus dieselbe wie bei Paulus, wie letztlich selbstverständlich bei Menschen, die Gott und den Menschen verstanden haben. Es ist die Stellung des Kindes, das sich immer im Abstand vom Vater weiß und doch immer den Abstand überbrückt durch Zuversicht und Vertrauen. Alles sittliche Leben quillt aus der Kraft und Liebe Gottes hervor, aber diese Kraft und Liebe ist nichts Selbstverständliches; sie muß uns geschenkt werden, und es bedarf einer Umkehr unsrer ganzen Denk- und Lebensrichtung dafür. So treibt gerade die absolute Höhe der Forderung beide, Jesus wie Paulus, zur göttlichen Kraft und göttlichen Gnade. Es ist schwer denkbar, wie ein ehrlicher, ernster Mensch anders urteilen kann. Das alles bleibt bestehen, wenn auch das Schema der Gedanken Jesu ein ganz anderes ist als das der Gedanken des Paulus: das eine Mal: „wer den Willen Gottes tut, der wird eingehen ins Gottesreich," das andere Mal: „wer gerechtfertigt ist aus Glauben und durch den heiligen Geist befreit ist, wird zum Leben eingehen." Man muß unterscheiden können, was fertige Denkkategorien bei beiden sind, und was die religiöse Grundstellung, die Wirkung der wunderbar hohen Forderung auf ein ernstes und wahrhaftiges Gemüt.

Aber nun das allerletzte: wie reagierten die Zeitgenossen, das jüdische Volk, in seiner Hauptmasse auf den Ruf zur Umkehr, und was folgt aus ihrem Verhalten für den Charakter der evangelischen Forderung?

Die Sache ist zu einfach und bedarf keiner weitern Ausführung. Ein in der Hauptsache totaler Mißerfolg der Botschaft Jesu, die er doch so gut als ausschließlich seinem

Volk gebracht hat. Es muß Zeiten im Auftreten Jesu gegeben haben, wo eine hohe Hoffnung seine Seele schwellte: „die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige; bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende".[1]) Seine Botschaft genoß einen gewissen Massenerfolg, er selbst war populär. Aber rasch kamen die Enttäuschungen, die Mißerfolge, die Abkehr der Führer und auch der Massen von ihm. Das Nachdenken darüber spiegelt sich in manchen Worten Jesu. Noch das Gleichnis vom Säemann hat einen frohen Unterton. Gewiß, es geht viel ausgestreuter Samen verloren, aber was auf guten Boden fällt, bringt überreiche Frucht, — kein Grund zum Verzagen.[2]) Andere Gleichnisse, das vom Unkraut im Acker,[3]) vom Fischnetz[4]) deuten auf schlechte Erfahrungen gerade mit früheren Anhängern. Auch das scharfe Wort von den „Herr Herr Sagern[5])", die den Willen Gottes nicht tun, und das Doppelgleichnis vom Haus auf dem Felsen und Haus auf dem Sand gehören in diese Reihe.[6]) Mit der Zeit fängt Jesus an, seinen Mißerfolg mit dem des Täufers Johannes zu vergleichen: es ist wahr, jeder von ihnen fing es anders als der andere an, aber beide mußten das gleiche Unverständnis erleben.[7]) Man kann es diesen Kindern mit nichts recht machen, weder so noch umgekehrt. Und zuletzt kommen die ganz trüben und wehmütigen Äußerungen Jesu. Der Feigenbaum will keine Frucht bringen trotz aller Liebesmühe.[8]) Die Zeitgenossen vermögen die Zeichen der Zeit nicht zu sehen.[9]) Sie erleben alle größten Gotteskräfte und bleiben kalt dabei; ihre Schuld und ihr Gericht wird um so furchtbarer, weil kein früheres Geschlecht gleich große rettende Gnade Gottes zu spüren bekam.[10]) Das Volk Gottes will sich selber ausschließen vom Gottesreich; die zur Hochzeit geladenen Gäste nehmen die Einladung nicht an.[11]) „Wehe

[1]) Mt 9, 37, 38. [2]) Mk 4, 1–9. [3]) Mt 13, 24–30. [4]) Mt 13, 47–50. [5]) Mt 7, 21. [6]) Mt 7, 24–27. [7]) Mt 11, 19. [8]) Lk 13, 6–9. [9]) Lk 12, 56. [10]) Mt 13, 17. [11]) Mt 22, 1–14.

dir, Bethsaida, wehe dir, Chorazin." Und du, Kapernaum, die du bist zum Himmel erhoben worden."[1]) Die meiste Schuld hat die Stadt Jerusalem, ihr verkündet Jesus die Zerstörung des Tempels.[2]) Das letzte Wort ist Gericht. Den genauen Gang dieser Entwicklung im einzelnen können wir nicht mehr verfolgen, aber die Grundlinien sind in den Evangelien klar.

Jesus hat deshalb seine Hoffnung und seine Arbeit bis zuletzt nicht aufgegeben. Sie galt ja von Anfang an den einzelnen. An vielen einzelnen war sie auch nicht verloren, und schwerlich hat er bis zuletzt sein Volk ganz und für immer aufgegeben; ohne das verstünde sich die Haltung seiner Jünger nach seinem Tode kaum. Überdies erweiterte sich die Hoffnung Jesu nun über die Grenzen des Gottesvolkes; sein Auge sieht von ferne die Heiden herzukommen[3]) von Ost und West, wie er schon in der Gegenwart staunenswertem Glauben einzelner Heiden begegnete.[4]) Gott wird sein Volk schon zusammenbekommen im Gottesreich, aber vielleicht ohne die ursprünglich berufenen Kinder, denn „viele sind berufen" aber, wie die Erfahrung zeigt, „wenige erwählt."[5])

Durch diese Erfahrungen, nicht durch ein von Anfang an feststehendes Programm hat die Botschaft Jesu den Charakter einer Minoritätssache bekommen. Wir wissen nicht sicher, ob das nur von Matthäus aufbehaltene Wort von den wenigen Erwählten auf Jesus selber zurückgeht, aber um so sicherer das andere Wort vom breiten Weg, auf dem die vielen zum Verderben wandeln und dem schmalen Weg und der engen Pforte, auf dem die wenigen den Weg zum Leben finden.[6]) Im Grund ist das für uns heute viel weniger verwunderlich, als es Jesus verwunderlich gewesen

[1]) Mt 11, 20–24. [2]) Mk 13, 1–4. [3]) Mt 8, 11, 12. [4]) Mt 8, 5–13; Mk 7, 24–30. [5]) Mt 20, 16. [6]) Mt 7, 13, 14.

zu sein scheint. Man müßte erst die Forderung Jesu um ihren ganzen Ernst und ihre ganze Hoheit bringen, wenn man eine Allerweltssache daraus machen wollte. Wer so Gewaltiges fordert wie Jesus und die Bedingung für den Eintritt ins Gottesreich derart erhöht wie er, der kann nur von wenigen verstanden werden und Nachfolge bei wenigen finden. Eine Massensache kann man aus dem Evangelium Jesu machen, wenn man seine Forderung verkürzt oder verfälscht, niemals wenn man ihr ihren herben und harten Charakter beläßt, den alle Evangelien ihr aufdrücken. Wunderbar ist es ganz und gar nicht, daß das jüdische Volk auf den Ruf Jesu nicht einging — welches andere Volk wäre darauf eingegangen! und daß der Weg Jesu am Kreuz geendet hat. Stellen wir dies Ergebnis mit möglichster Deutlichkeit hin: das Evangelium muß seinem Wesen nach Minoritätssache sein und bleiben.

Und dennoch das Evangelium für jedermann, für die ganze Welt und der Drang, es an jeden Menschen zu bringen, und der Glaube, daß in jedem Menschen ein göttlicher Funke vorhanden sei, den es gelte, zur Flamme aufzuwecken. Der Universalismus der Forderung Jesu ist genau so sicher bezeugt wie ihre Aufnahme bloß in dem Kreise einer Minorität. Es ist einfach der Universalismus der Bruderliebe und Gottesliebe, für die es eine Beschränkung auf enge Kreise gar nicht geben kann, weil die Not bei allen Menschen so groß ist, und die Liebe zu allen Menschen, diesmal wenigstens zu allen Abrahamskindern, drängt und treibt. Die ganze Arbeit Jesu, die Auswahl seiner zwölf Genossen,[1]) ihre Aussendung zur Vervielfältigung seiner Mission, die Eile, mit der ganz Galiläa zu wiederholtenmalen durchstürmt wird, alles spricht für den Universalismus der Liebe Jesu. Hier gelten keine Schranken der Prädestination, keine

[1]) Mk 3, 13–19.

Parteiunterschiede, keine Grenzen von Bekehrten und Unbekehrten. Alle gehören ja unserem Gott, alle sind auf ihn hin geschaffen, alle sind gleich schuldig, gleich schwach, gleich unselig ohne Gott und fern von seinem Reich. Unsre Evangelien haben die suchende, glaubende, erbarmende Liebe Jesu zu allen mit wundervoller Klarheit gezeichnet. Und dennoch nur die wenigen auf dem schmalen Weg, und dennoch das Gericht über die vielen.

Aus diesem Gegensatz des Universalismus der Liebe und des Glaubens zu dem praktischen Ergebnis, daß das Evangelium nur von einer Minorität aufgenommen wird, folgt der kämpferische Charakter Jesu und seiner Sache. Es ist ein Kampf um die Seelen und für die Seelen. Ein ungeheurer Kampf wird durch Jesus in die Welt hineingetragen. Das Zeichen jedes echten Jüngers heißt: ein Kämpfer sein. Da sind die Dämonen, da ist die Welt mit ihrer Gewohnheit, ihrem Leichtsinn und Stumpfsinn, ihren bornierten geltenden Maßstäben und Konventionen, da sind die Frommen mit ihrer Eigenliebe, ihrem Gerechtigkeitsdünkel, ihrer Lieblosigkeit. Alle diese Mächte halten die Seelen gebunden, wehren ihnen den Weg zur Rettung. Kampf um die Seelen der Brüder muß die Losung jedes Nachfolgers Jesu sein. Zwischen der Minorität, die das Evangelium aufnimmt, und der Welt, die es verwirft, kann nichts als scharfer Kampf bestehen. Die Minorität ist das Gericht für die Welt, einfach durch ihr Dasein. Hart stoßen da Liebe und Wahrhaftigkeit zusammen; die Liebe möchte alle ergreifen, es allen recht machen, die Wahrhaftigkeit verbietet, der Forderung etwas abzubrechen, den Ernst der Selbstverleugnung im geringsten zu schwächen. Darum ewiger Kampf zwischen den wenigen und den vielen, zwischen denen, die ihrem Gewissen Recht geben, und denen, die sich taub machen gegen seine Stimme. Und dennoch bleibt der Universalismus als Forderung und Verheißung,

als Aufgabe für jeden, der Jesus verstanden hat. Und wir sollen das Leben lassen für die Brüder und sollen denen dienen, die unsern Dienst verstoßen. Und das ist das Letzte und Größte und Wunderbarste, wir sollen mitten im Kampf fest in der Gottesliebe und Bruderliebe stehen und uns durch keine Hitze des Kampfes unsre Gottesliebe und Bruderliebe rauben lassen. So heißt Jünger Jesu sein: es mit den wenigen halten, die es ernst nehmen, die vielen suchen und für die Liebe gewinnen wollen, Kämpfer sein und in allem Kampf in der Liebe bleiben. Trennt man eins dieser Merkmale von den andern, so behält man in der Hand ein bequemes Sektenwesen oder eine zerflossene Weltlichkeit und Popularitätshascherei oder verbitterten und lieblosen Parteigeist. Die ganze Größe der Forderung Jesu wird deutlich in der Verbindung dieser Elemente und in dem Verbleiben im Zentrum, in Gott und göttlicher Liebe, mitten in Arbeit und Kampf.

IV. Die Botschaft vom kommenden Gottesreich.

Das Gottesreich hat sich genaht, es steht vor der Tür, das ist nach der ältesten Überlieferung vor allem das Neue, das Erschütternde und zum Jubel Stimmende in den Worten Jesu gewesen. Gott selbst will auf die Erde zu den Menschen kommen, und es soll alles ganz neu werden auf der Erde.

Stellen wir zuerst die Wortbedeutung fest. Nur Matthäus läßt Jesus vom „Himmelreich" reden und hat dadurch Anlaß zu dem Mißverständnis gegeben, das Gottesreich werde im Himmel oben sein. Auch andere Worte Jesu haben diese Deutung begünstigt, die Worte z. B. vom Schatz im Himmel bei Markus und in der Spruchsammlung.[1] Noch viel stärker drängten manche Worte des Paulus und des Hebräerbriefs vom Sein bei Christus im Himmel[2] zu der Erhebung der ganzen Zukunftshoffnung von der Erde zum Himmel hinauf. Aber „Himmel" ist bei den Rabbinen ein Ersatz für „Gott", und darum will das Wort Himmelreich gar nichts anderes sagen als Gottesreich, wie Markus, Lukas, Paulus das Leitwort Jesu wiedergeben. Und wenn etwas feststeht, dann ist es gerade der irdische Schauplatz dieses Gottesreichs nach der ganzen ältesten Überlieferung. Um sein Kommen zu uns auf die Erde bittet ja das „Unser Vater",[3] und nur schon die Erwartung des Kommens des Menschensohns mit den Wolken des Himmels auf die Erde[4] zeigt unmißverständlich, wo die ältesten Christen das wunder-

---

[1]) Mk 10, 21; Mt 6, 20. [2]) 2. Kor 5, 1; Phil 1, 23; 3, 20; Kol 3, 1 ff.; Hebr 11, 14 ff.; 13, 14; Joh 14, 2. [3]) Mt 6, 10. [4]) Mk 13, 26.

bare Neue erwartet haben. Unser gebräuchliches Wort vom „Himmel auf Erden“ würde den Sinn der alten Hoffnung gar nicht unrichtig wiedergeben.

Man kann sich auch fragen, ob wir nicht statt Reich Gottes besser „Herrschaft Gottes“ sagen sollten. Das aramäische Wort „Malkuth“, das Jesus gebraucht hat, drückt die Königsherrschaft, das Regiment aus. Ihm steht gegenüber das Regiment Satans, von dem Jesus ja auch redet.[1] Daß Gott sein Regiment ergreife, seinen Herrscherwillen durchführe auf Erden, das ist das Ziel der alten Christenhoffnung.[2] Aber die gewöhnliche Übersetzung „Reich Gottes“ entbehrt auch nicht aller Berechtigung. Man wird ja das Reich „ererben“, ins Reich „eingehen“ nach altchristlichem Sprachgebrauch. Wenn man nur festhält, daß vor allem die aktive Herrschaft Gottes damit gemeint ist, wird das Wort „Gottesreich“ keinen Schaden stiften.

Was sind aber die Kennzeichen dieser ersehnten Gottesherrschaft? Jesus hat niemals eine Definition des Gottesreiches gegeben, genau so wenig als eine Definition von Gott. Er setzt voraus, daß alle Juden seiner Zeit ungefähr wissen, was ihnen das Reich Gottes bringen wird; ist doch diese Hoffnung in allen frommen Seelen lebendig und gehört zum Wesen der israelitischen Religion. Wie der Gottesglaube und wie die Kenntnis des Willens Gottes, so ist auch die Hoffnung auf das kommende Gottesreich bei Jesus zunächst einfach Bibelglaube. Wer ein wenig in seinem Jesaja und Sacharia und Daniel zu Hause ist, der weiß, was ihm die Zukunft bringen wird. Es handelt sich um die uralte Verheißung, die Gott seinem Volk gegeben hat, und von der alle Propheten und natürlich auch viele spätere jüdische Weissagungsbücher voll sind. Jesus will keine neue Verheißung bringen; er erneuert nur die alte Ver-

[1] Mk 3, 23. 24. [2] Mt 6, 10.

heißung, die, nach seiner Ansicht von der Bibel, schon den Vätern gegeben ist. Aber freilich, die Verheißung der Bibel ist groß und vielseitig, vollends in den jüdischen Weissagungsbüchern aus den Jahrzehnten vor Jesu Auftreten ist ein ungeheures Chaos aller möglichen düstern und glänzenden Zukunftsbilder gesammelt. Wieder kommt es darauf an, was für Augen ein Bibelleser mitbringt. Die Reichsgotteshoffnung Jesu wird doch zunächst seine ganz persönliche Hoffnung sein: auf Grund der alten Weissagung das, was ihm nun vor allem wichtig, notwendig, Ziel der Sehnsucht ist. Und hier ist es zum voraus gut, sich an eins zu erinnern. In der jüdischen Reichsgotteshoffnung flossen nicht weniger als drei ganz verschiedene Hoffnungsströme zusammen. Voran steht natürlich die nationale Hoffnung, lebendig von alter Zeit her in Israel, doppelt lebendig in der Zeit der römischen Fremdherrschaft, da der Widerspruch der alten Weissagungen zur wirklichen Lage des Gottesvolkes jedem in die Augen springen mußte. Man erwartete die Befreiung des heiligen Landes, die Erhebung Israels zur Weltmachtsstellung hoch über allen Königreichen der Erde, die Rückkehr aller zwölf Stämme ins gelobte Land, das Königreich des meist aus Davids Geschlecht erwarteten Messias in göttlicher Herrlichkeit. Aber damit verbanden sich zwei ganz andersartige Hoffnungslinien. Einmal aus Urzeiten stammend der Glaube an die Wiederkehr des goldenen Zeitalters für die ganze Erde, an die Rückkehr des Paradieses, an die große Weltverwandlung, da die Erde zum Schauplatz aller Wunder, zur Stätte Gottes, zum Himmel erhöht werden wird. Und sodann der ebenfalls auf die Urzeit zurückgehende, aber im Lauf der Jahrtausende unendlich gewandelte, geläuterte und vertiefte Seelenglaube, der von den uralten Gedanken der Fortdauer der Seele in schattenhafter, gespenstischer Gestalt sich zum strengen Vergeltungsglauben und zum Vollendungsglauben herauf-

entwickelt hat. Es ist die Erwartung eines Gerichts nach dem Tode, eines ewigen Lebens in Gemeinschaft mit Gott und den Seligen, einer erhöhten, verklärten Existenz, und damit der Glaube an ein letztes Ziel der eigenen Seele, an letzte höchste Seligkeit. In der jüdischen Hoffnung zur Zeit Jesu waren alle diese drei Hoffnungslinien zusammengeflossen ins eine Bett der Erwartung des Gottesreichs, dessen irdischen Schauplatz man sich durch die Weltverwandlung paradiesisch erhöht denken mochte, und an dem, durch die leibliche Auferstehung, die Seelen der Abgeschiedenen, Gerechten und Seligen mit den zuletzt Lebenden direkten Anteil gewinnen sollten. Aber gerade in solcher Vereinigung des an sich höchst Verschiedenartigen konnten dann die stärksten Widersprüche und Unstimmigkeiten nicht ausbleiben. Irdisches und Himmlisches, Diesseits und Jenseits flossen ineinander; Nationalismus und religiöser Individualismus und kosmische Spekulation vermischten sich willkürlich miteinander, und gerade darum war es wichtig, wo bei jedem Hoffenden das Zentrum lag, wohin vor allem seine persönliche Sehnsucht ging.

So gewiß nun Jesus niemals seinen Zuhörern zu definieren brauchte, was er und sie miteinander unter dem Gottesreich verstanden, weil beide Teile aus Bibel und Tradition sich ihr Zukunftsbild längst gebildet hatten, so bedeutsam sind gleichwohl die fast zufälligen Andeutungen mancher Jesusworte über einzelne Seiten seines Zukunftsbildes. Und statt bei sämtlichen jüdischen Weissagungsbüchern herumzufragen und zu raten, was sich Jesus wohl unter dem kommenden Reich Gottes vorgestellt haben mag, ist es geratener, aus den Jesusworten selbst zwar keine vollständige Beschreibung, — das ist ganz ausgeschlossen — aber allerlei Merkmale des Gottesreiches herauszugewinnen.

„Wahrlich, ich sage euch, nicht mehr werde ich trinken vom Gewächs des Weinstocks, bis auf den Tag, da ich es neu

trinken werde im Gottesreich,"[1]) lautet ein Abschiedswort Jesu beim letzten Mahl in Jerusalem. Hier wird jeden Leser der naive irdische Ton der Weissagung überraschen. Der Schauplatz ist die Erde, das heilige Land; da wird Jesus sich mit seinen Jüngern zur Mahlzeit versammeln in froher Festgemeinschaft. Es ist das Bild vom Freudenfest, dessen Ausdruck die Mahlzeit ist, die auch in einem Wort der Spruchsammlung begegnet: „Viele werden zu Tische sitzen im Gottesreich mit Abraham, Isaak und Jakob;"[2]) „essend und trinkend" fügt Lukas an anderer Stelle hinzu, der auch den Zuruf eines Zuhörers Jesu wiedergibt: „selig, wer Brot essen wird im Reiche Gottes!"[3]) Es bedarf keiner Betonung, daß Jesus seine Jünger nicht auf die Freuden des Essens und Trinkens im Gottesreich vertröstet hat, sondern daß ihm dies Essen und Trinken miteinander, mit Jesus und den Patriarchen nur ein Ausdruck der Freude sein will. Aber wie schlicht, wie menschlich drückt er eben diese Freude aus! Es klingt wie Fortsetzung einer hier auf Erden jetzt schon begonnenen Freudenmahlzeit. Kein Anstoß daran, daß man auch im Gottesreich ißt und trinkt. Nichts Ätherisches, nichts Überkultiviertes! Und doch was für eine seltsame Erde, wenn man mit den Ahnherren von Jahrtausenden her zusammen sein Fest feiert. Ist das unsre Erde, sind das die Menschen, wie wir sie auf Erden gekannt haben?

In stark irdischen, ja politischen Farben tritt uns die Hoffnung der Zebedaiden[4]) bei Markus entgegen. Sie denken sich den Messias sitzend auf dem Thron im Gottesreich und möchten gerne selbst die beiden Ehrenplätze zur Rechten und zur Linken des Messias für sich reserviert haben. Und Jesus schilt zunächst ihre Erwartung nicht; er belächelt nicht, wie wir denken könnten, diesen kindischen politischen Ehrgeiz.

---

[1]) Mk 14, 25; Mt 26, 29. [2]) Mt 8, 11. [3]) Lk 22, 30; 14, 15. [4]) Mk 10, 35–40.

Bloß will er diese Ehrenplätze nicht selbst zu vergeben haben; es bekommen sie die, für welche sie bereitet sind. Verwandt mit diesem politischen Bild erscheint das vielleicht auf die Spruchsammlung zurückgehende Jesuswort, in dem er seinen Zwölfen verheißt, daß sie sitzen werden auf zwölf Thronen und richten die zwölf Stämme Israels.[1]) Kein anderes Wort Jesu vom Gottesreich hat diesen scharf nationalen Ton, schränkt so den Zukunftsblick gänzlich auf Israel ein und nimmt sogar die altertümliche Wendung von den alten „zwölf Stämmen" auf, die in manchen Weissagungsbüchern jener Zeit sich findet. Wenn wir nur sicher wüßten, ob wir hier wirklich ein Jesuswort vor uns haben! Hat Jesus wirklich bei der Auswahl der Zwölfe an die alten zwölf Stämme gedacht? Und hat er gar bis zuletzt, wie Lukas annimmt, an diesem Nationalismus festgehalten?[2]) Es bleibt auffallend: bei Markus lehnt Jesus es ab, über die Ehrenplätze im Gottesreich zu verfügen; bei Matthäus und Lukas teilt er wenigstens die Zwölfzahl der Throne ohne Bedenken an seine Zwölfe aus. Das ist kein buchstäblicher Widerspruch, aber es waltet ein anderer Geist in beiden Aussprüchen. Und nun nehme man dazu die einschneidende Korrektur, welche der Fortgang der Erzählung bei Markus bringt: Jesus erklärt seinen Jüngern, worin er die wahre Größe erblicke, was bei ihm groß und klein heiße. Keine andere Größe und Vornehmheit als die des Dienens![3]) Und wer das erfaßt hat, soll noch seinen Ehrgeiz auf die Plätze zur Rechten und Linken des Messiasthrons richten? Aber was bleibt dann überhaupt von der Herrschaft des Messias, vom Thron seiner Herrlichkeit übrig, wenn derart die Werte von groß und vornehm umgewandelt werden? Ist damit eine politische Hoffnung noch im Ernst vereinbar?

Eine definitive Antwort kann nur mit größter Vorsicht

[1]) Mt 19, 28. [2]) Lk 22, 30. [3]) Mk 10, 43.

gegeben werden. Dem Wort von den zwölf Thronen für die Richter über die zwölf Stämme Israels könnte ich gar keinen Entscheidungswert beimessen, da es mit einer Reihe anderer Worte aus der gleichen Quelle judaistischen Einfluß verrät. Aber bei Markus bleibt bestehen, daß es Ehrenplätze gibt, die diejenigen bekommen werden, denen es zuvor bestimmt ist. So müssen wir für das kommende Reich Gottes am politischen Rahmen festhalten; auf ihn weist zu deutlich der ganze Messianismus hin. Zur Königsherrschaft gehört nun einmal auch der Königsthron, gehören die Ehrenplätze zur Rechten und Linken. Ein Bild führt notwendig das andere herbei. Und dennoch, es sind wirklich Bilder, die das Wesentliche nicht berühren. Wir Menschen der Erde können ohne solche Bilder nicht auskommen, aber zugleich regt sich bei den Tiefsten die Ahnung, daß sie alle unzulänglich sind. Bei Jesus war es viel mehr als bloße Ahnung; er hat ja die Werte von Größe und Vornehmheit umgeprägt, allem politischen Ehrgeiz das Fundament entzogen. Und dennoch der naive Gebrauch dieser Bilder ohne Tadel von Jesu Seite! Zum Bild der Mahlzeit in Freude und Seligkeit tritt hier das Bild von den Thronen im Gottesreich, von den Ehrenplätzen zunächst bei Jesus. Und dazu stimmt wieder die Erzählung vom Einzug Jesu in Jerusalem.[1]) Da reitet er ein als König nach der Weissagung des Sacharia, gewiß als der sanftmütige König in Niedrigkeit, aber doch als König, der sich huldigen läßt: „Gelobt sei das Reich unsres Vaters David!" Bilder, und doch wieder mehr als nur Bilder!

Um so auffallender ist, wie völlig der Gegensatz gegen Rom doch zurücktritt. Jesus verheißt das nahe Gottesreich ohne ein Wort von Roms Fall. Man hat gemeint, der Fall Roms sei selbstverständlich in das Kommen des Gottesreichs eingeschlossen. Allein weshalb wird er dann nicht wenigstens

---

[1]) Mk 11, 1–10.

berührt? Nach dieser Seite gewinnt vielmehr die Verheißung Jesu ein gänzlich unpolitisches Aussehen. Darum auch die Aufforderung, dem Kaiser zu geben, was ihm gehört,[1]) die ein nationalistisches Herz mit Ingrimm erfüllen mußte. Der Feind ist nicht Rom, das geht durch alle Worte Jesu. Wer ist denn der Feind? Da stellt Jesus öfters das Satansreich als das große Hindernis der Gottesherrschaft hin, das zuerst weggeräumt werden muß. Seine Siege über die Dämonen kann er direkt als Zeichen des Anbruchs des Gottesreichs ausdeuten.[2]) Hier erfassen wir ein klares Merkmal des Gottesreichs: wenn Gott regiert, hört das wüste Treiben der Dämonen gänzlich auf, sie können den Menschen nicht mehr schaden. Im Gottesreich wird es kein Dämonisches mehr geben.

Verwandt damit sind andere Worte vom Wunder als dem Zeichen des Gottesreiches. Besonders in der Antwort auf die Frage des Johannes: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?" „Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf und den Armen wird das Reich Gottes verkündet." Ähnlich ein Wort der Missionsrede: „Auf eurem Gang verkündet: das Reich Gottes ist herbeigekommen; Kranke heilet, Tote weckt auf, Aussätzige reinigt, Dämonen treibet aus."[3]) Wir werden gegenüber der Form solcher Jesusworte ja sehr vorsichtig sein müssen, aus ihnen spricht zu deutlich der Wunderglaube der Jünger, denen das Auferwecken der Toten schon etwas so Geläufiges ist, daß sie so kurzweg Jesus den Jüngern die Vollmacht erteilen lassen. Verzichten wir darauf, festzustellen, was Jesus genau gesagt hat! Aber ihm überhaupt den Hinweis auf seine Wunder und Kräfte abzusprechen, wäre weit übereilt. Andere gut bezeugte Jesusworte, so die Weherufe über Bethsaida und Chorazin[4]) gehen

[1]) Mk 12, 17. [2]) Mt 12, 28. [3]) Mt 10, 7, 8. [4]) Mt 11, 21.

in derselben Richtung. Es ist überaus natürlich, daß Jesus in den Kräften, die von ihm ausgingen, Zeichen des kommenden Gottesreichs erblickt hat. In den unzähligen Krankheiten und Leiden, die gegenwärtig der Menschheit beschieden sind, drückt sich wie etwas von Schwäche Gottes aus. Es scheint, als habe er die Zügel seines Regiments noch nicht fest ergriffen; er gibt den zerstörenden Gewalten noch freien Spielraum, hält mit seiner heilenden Kraft noch zurück. Aber wo das Wunder durchbricht, das helfende und heilende Wunder, da bricht das Reich Gottes an, da begrüßt Jesus den vollkommen gütigen Willen seines Vaters. Daraus dürfen wir den Schluß ziehen: im Reich Gottes werden alle Krankheiten und wird alles, was die Menschen plagt und quält, überwunden sein und das ganze Leben der Menschen nur von der Herrlichkeit unsres Gottes zeugen.

Eines der merkwürdigsten Worte vom Gottesreich spricht Jesus zu den Sadduzäern bei Markus.[1]) Allerdings fehlt in diesem Gespräch der Ausdruck „Gottesreich", aber das ist belanglos; die Toten werden doch auferstehen, um Anteil zu haben am Gottesreich. Nun erklärt Jesus: „wenn sie von den Toten auferstehen, freien sie nicht und lassen sich nicht freien, sondern sind wie die Engel im Himmel." Den Jüngern muß dieses Jesuswort besonders auffallend gewesen sein. Es war nicht selbstverständlich; wir kennen Erwartungen anderer jüdischer Frommen, die auf besonderen Kinderreichtum im Gottesreich hofften. Für Jesus dagegen hört mit dem Gottesreich der Tod auf und folglich auch Heirat und Kinderzeugen. Die ganze Existenz der Seligen ist nach dieser Stelle auf eine höhere Stufe versetzt; keine einfache Fortsetzung des Erdenslebens, sondern ein Dasein, wie die Engel im Himmel es führen. Und doch Essen und Trinken nach dem andern Jesuswort und demnach

[1]) Mk 12, 18–27.

ein wirklicher Leib, ähnlich dem gegenwärtigen! Hier stoßen wir zuerst auf die Widersprüche des Zukunftsbildes. Widersprüche, die nicht weggedacht werden dürfen, sondern die sich psychologisch sehr einfach verstehen lassen. Alle unsre Vorstellungen der seligen Zukunft sind gebunden an unsre gegenwärtige sinnliche Erfahrung und Anschauung; wir können gar nicht anders als in sinnlichen und irdischen Vorstellungen denken. Und doch sagt uns, sagte wenigstens Jesus eine Stimme: es wird alles so ganz anders sein, himmlisch, nicht mehr irdisch, wie das Leben der Engel im Himmel. Paulus würde sagen, ein himmlischer, geistiger Leib, nicht mehr Fleisch und Blut.[1]) Aber dann gäbe es kein Essen und Trinken mehr. Jesus hat die geistigen Denkformen des Paulus noch nicht, aber er hat die Sache: ein Leben ohne Geburt und ohne Tod, wie die Engel im Himmel es führen.

Jesus hoffte übrigens auch auf die verklärte Leiblichkeit, nicht so viel anders als sein Apostel. Die Verklärungsszene[2]) ist dafür ein Beleg, wobei wir ihren exakten historischen Wert ganz beiseite lassen dürfen. Markus bringt dicht vorher das Jesuswort, daß etliche von den hier Stehenden den Tod nicht schmecken werden, bis sie sehen das Reich Gottes gekommen mit Kraft.[3]) Und zur Erfüllung dieses Spruchs führt Jesus die drei Vertrautesten auf den Berg und gibt ihnen einen Vorgeschmack des Gottesreiches. Da sahen sie Jesus verwandelt, in Kleidern, glänzend weiß, so hell, wie kein Walker auf Erden sie bleichen kann, und mit ihm im Gespräch Moses und Elias, und Petrus rief voll Begeisterung über diesen Anbruch des Gottesreichs auf Erden: lasset uns Hütten bauen, dir eine, Moses eine und Elias eine. Mit dieser Beschreibung des verklärten Messias stimmt dann wieder, was wir aus den Auferstehungsgeschichten unsrer Evangelien über die Beschaffenheit des Auferstandenen

[1]) 1. Kor 15, 44, 50. [2]) Mk 9, 2–8. [3]) Mk 9, 1.

lernen können. Er erscheint zwar in voller Leiblichkeit, aber doch allen unsern bekannten Bedingungen enthoben, frei, in die Sichtbarkeit zu treten und aus der Sichtbarkeit wieder zu entweichen, wie er will. Man wird sagen: das alles sind Vorstellungen der Jünger, nicht Jesu selbst. Gewiß, aber wir werden den Meister nicht zu sehr abseits von solchen Bildern denken dürfen, wie sie in der Verklärungsgeschichte für den Anbruch des Gottesreichs verwendet werden.

Auch die Seligpreisungen der Bergpredigt geben uns Hinweise auf die Art, wie Jesus sich das Gottesreich ausdenkt. Der Spruch von den Sanftmütigen, die das Land ererben sollen,[1]) ist zu sehr bloßes Echo aus Psalm 37, als daß wir ihn für Jesus in Anspruch nehmen könnten. Aber die Worte vom Trost für die Trauernden[2]) und von der Sättigung für die nach Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden[3]) sind für Jesus bezeichnend. So zog er umher in Galiläa mit diesen schlichten Trostverheißungen, ohne allen phantastischen Aufwand von Zukunftsbildern, aber jedem das versprechend, was ihm zunächst fehlte und am nötigsten war. Wo er selbst nicht trösten konnte, weil der Schmerz zu groß war, da weckte er die Sehnsucht nach dem Trost des Gottesreichs. Und das wunderbarste Wort in diesen Sprüchen „selig die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!"[4]) Das ist das höchste Ziel gewesen schon für die Frommen der Bibel. Wenn wir Gott einmal schauen könnten, ganz von Angesicht zu Angesicht, dann würden wir genesen, dann hätten wir die volle Seligkeit. Nicht nach Gutem, nach einer Ordnung des Guten, nach einer Gemeinschaft guter Menschen dürstet die Seele eines echten Frommen im tiefsten Herzensgrund. Sie verlangt Gott, Gott selber, keine Surrogate, keine unpersönlichen Ordnungen, ganz ihn selbst auf du und du. Es ist die Hoffnung, die bei Paulus, bei Johannes

---

[1]) Mt 5, 5. [2]) Mt 5, 4. [3]) Mt 5, 6. [4]) Mt 5, 8.

wieder auftaucht in den intimsten Offenbarungen ihrer frommen Sehnsucht.[1]) Ein Mann wie Lagarde hat sie am Schluß des letzten Jahrhunderts besonders innig auszudrücken verstanden. Kein anderes Zukunftswort ist so bezeichnend für Jesus. Und die einzige Bedingung dafür: ein reines, lauteres, einfältiges Herz! Das Gottesreich ist demnach das Land, in dem alle unsre tiefste Sehnsucht getröstet wird, wo kein Leid uns mehr drückt, reine Seligkeit, volle Gemeinschaft mit Gott, das Leben in seiner Gegenwart, vor seinen Augen. Wir dürfen getrost sagen: es ist der Himmel auf Erden, das Jenseits, das Diesseits geworden ist.

Wichtig sind sodann die häufigen Gegenüberstellungen des Gottesreichs mit der Hölle in Worten Jesu,[2]) überhaupt die enge Verbindung des Gottesreichsgedankens mit der Erwartung des Gerichts. Daran erinnert uns schon die kurze Zusammenfassung der Botschaft Jesu: das Gottesreich hat sich genaht, kehrt um.[3]) Hier muß das Wort „Gottesreich" fast den gleichen Klang wie „Gericht" haben. Wir könnten auch sagen: die große Entscheidung und Scheidung der Menschen kommt, darum kehrt um. Es ist natürlich für Jesus bezeichnend, daß er das Gottesreich und nicht das Gericht voranstellt, daß er überhaupt sich als Bringer froher Botschaft weiß. Aber doch eins nicht ohne das andere, und gegen den Schluß seiner Wirksamkeit ist seine Botschaft vor allem Predigt vom kommenden Gericht. Nehmen wir daraus die Hauptsache: wenn das Gottesreich da ist auf Erden, dann wird die große Scheidung der Kinder Gottes von den Unbußfertigen bereits vollzogen sein. Ein Hauptmerkmal des Gottesreichs ist sein ausschließlich guter Charakter. Jetzt besteht Mischung der Guten und der Bösen, ja Sieg der Bösen, Leiden und Verfolgung der Gotteskinder; im Reich Gottes wird

[1]) 1. Kor 13, 12; 1. Joh 3, 2 ff. [2]) Mk 9, 43, 45, 47; Mt 8, 11 f. [3]) Mk 1, 15.

das Böse verschwunden sein, ausgeschieden für immer in die Gottesferne, in die Nacht.[1] Das ist sicher einer der klarsten Unterschiede des jetzigen Weltzustandes vom erwarteten Gottesreich.

Damit hängt zusammen das ewige Leben als Los der Gotteskinder. Besonders bei Markus wechseln die beiden Hoffnungsziele: Gottesreich und ewiges Leben, unterschiedslos miteinander ab.[2] „Das ewige Leben ererben" oder „zum Leben eingehen" scheint genau das gleiche zu sagen wie: „eingehen ins Reich Gottes." Wir sahen schon, daß auch die Auferstehung von den Toten ins Reich Gottes einmündet. Die Patriarchen werden im Gottesreich mit den zuletzt Lebenden sich versammeln,[3] alle Gerechten nehmen an der Auferstehung teil,[4] aber dies Leben wird ewiges Leben sein, über das der Tod keine Macht mehr hat. Wie gern würden wir mehr erfahren von diesem ewigen Leben, aber für Jesus ist gerade diese äußerste Zurückhaltung charakteristisch. So viel dürfen wir sicher in seinem Sinn sagen: es wird nicht nur ein Leben ohne Ende sein, sondern überhaupt ein erhöhtes, seliges Leben. Das Zeitschema ist mehr äußerlich; was man wirklich erhofft, geht auf eine neue Kraft und Seligkeit. Und nun ist hier das Wichtigste, wie da das Ziel der Seligkeit für den einzelnen sich einstellt als Wechselausdruck für das große gemeinschaftliche Ziel, das Gottesreich. Jesus muß keinen Gegensatz zwischen beiden empfunden haben. Es fragt sich nur, welches für die eigentliche Sehnsucht mehr bestimmend ist. Im Sinn Jesu werden wir sagen dürfen: zunächst das Reich, dessen König er sein will. Aber daß er als gleichwertig das individuelle Sehnsuchtsziel, das ewige Leben, brauchen kann, will im Zusammenhang mit der ganzen Vorwärtsbewegung der neuen Religion nicht übersehen werden.

---

[1] Mt 13, 24–30, 47 f. [2] Mk 9, 43–47; 10, 17, 23 f. [3] Mt 8, 11.
[4] Lk 14, 14.

Und zuletzt ein Hoffnungsbild ganz anderer Art im Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus[1]) bei Lukas. Es handelt nicht vom Gottesreich, sondern von der Vergeltung sofort nach dem Tod im Jenseits. Der Reiche wird in den Hades gebracht an den Ort der Qual, wo er unsagbaren Durst leidet in der Feuerflamme. Den armen Lazarus tragen die Engel in Abrahams Schoß, wo er seine Ruhe findet. Und das erscheint hier als das definitive Schicksal der beiden; es gibt keine Änderung mehr, es bleibt dabei. Das werden bekannte Volksvorstellungen gewesen sein, an die sich Jesus in diesem Gleichnis anlehnt. Er doziert ja keine Jenseitslehre, bewahre, er spricht von diesen Dingen, wie jeder Mann im Volk sie sich denkt. Aber daß auch diese Denkweise Jesus zu Gebote stand, das ist das Merkwürdige. Er scheint darnach ein Gericht unmittelbar nach dem Tode zu kennen und eine Scheidung der Seligen und der Verlorenen im Jenseits anzunehmen, bevor es auf der Erde zur großen Scheidung und zum Weltgericht kommt. Dabei ist immer Abraham eine Hauptgestalt im letzten Hoffnungsbild, das einemal Abraham irgendwo am Rand der Erde im Paradies,[2]) das anderemal Abraham, Isaak und Jakob auf der neuen Erde mit den spätern Gotteskindern bei festlicher Mahlzeit.[3]) Wir sehen in den streng nationalen Untergrund der Hoffnung hinein, es ist immer Hoffnung zunächst für die Abrahamskinder. Aber wie verschieden sind doch diese Bilder! Jenseitshoffnung das einemal, Erdenhoffnung das anderemal. Und Jesus scheint sich nichts aus dem Unterschied zu machen; so oder anders, kann er seine gleichen Wahrheiten verkünden. Wir werden dabei bleiben: die Erwartung des Gottesreichs auf Erden ist die Hoffnung Jesu, aber die Jenseitshoffnung ist ihm nicht fremd, und zuletzt, wie gering ist der wirkliche

---

1) Lk 16, 19–31. 2) Lk 16, 22. 3) Mt 8, 11.

Unterschied, wie gleichgiltig der Gebrauch der einen oder der andern Bilder!

Wir können nun zusammenfassen: Jesus gibt uns nirgends eine ausdrückliche und vollständige Beschreibung des Gottesreichs, ganz zufällig nur läßt er uns da und dort den einen oder andern Zug, wie er es sich ausdenkt, erkennen. Die Bilder wechseln, widersprechen einander gelegentlich und fügen sich doch auch wieder zusammen, ja gerade die Widersprüche beleuchten uns manches, das wir ohne sie verkehrt auffassen würden. Zunächst fallen die Bilder auf, die ganz dem irdischen Leben, wie wir es in der Gegenwart kennen, abgelauscht sind: zu Tische sitzen, essen und trinken, auf Thronen sitzen. Sie zeigen, wie einfach, wie kindlich das Denken Jesu sich bewegt. Aber dicht daneben begegnen Bilder vom Leben in einer andern Welt: Auferstehung, ewiges Leben, Ende von Geburt und Tod, Schauen Gottes, Leben der Engel. Und wieder einzelne Bilder verwirren beide Gebiete: Verwandlung der Gestalt, weiße glänzende Kleider, Freudenmahl mit den Patriarchen zusammen. Und beim Festhalten des irdischen Schauplatzes doch welch andere Welt: die Dämonenherrschaft gebrochen, die Wunderkräfte Gottes am Werk, gänzliche Scheidung der Kinder Gottes von den Ungerechten. Dies Gewirr von Widersprüchen ist nur zu verständlich. Es ist ein psychologisches Gesetz, daß wir uns das Zukünftige nur mit den Farben des Gegenwärtigen, das Himmlische und Ewige nur mit den Farben des Irdischen und Zeitlichen ausmalen können. Und doch wird dann das Geschaute auch immer wieder scharf sich abheben müssen von allem Gegenwärtigen, und gerade das Phantastische und Abstruse mancher Bilder wird ein Hinweis darauf sein, daß alles zwar dem Gegenwärtigen ähnlich, aber doch auch wieder ganz anders, in vielem entgegengesetzt sein wird. Ist das nun Diesseits, ist das Jenseits? Ist das unsre Erde? Ist das der Himmel auf der Erde? Es ist

immer beides, aber im Kern doch die Ewigkeit, geschaut durch den Schleier der Zeit, der Himmel geschaut durch irdische Gläser. Gott Schauen, das höchste letzte Ziel der Seele im ewigen Leben! Wenn man darauf achtet, so empfindet man den Zug der Seele zu Gott als die mächtigste Kraft in dieser Sehnsuchtswelt. Aber doch kein feiner religiöser Egoismus! Die Hoffnung geht ja auf den Untergang des Leides, des Todes, der Dämonen für alle Kinder Gottes und auf die Gemeinschaft dieser erlösten Kinder Gottes miteinander, so wie sie hier auf Erden gemeinsam beten: unser Vater, dein Reich komme! Und doch Gott der Mittelpunkt, und alle Blicke immer wieder auf ihn gerichtet, und bei ihm aller Trost, alle Seligkeit!

Einen ganz entscheidenden Zug der Gottesreichshoffnung haben wir noch gar nicht berührt: die Menschen, die ins Gottesreich eingehen, werden ihm vor allem seinen Charakter geben. Menschen der reinen, ganzen Liebe, die Friedenskinder, die Barmherzigen und Versöhnlichen, die Demütigen, die Lauteren, die Aufrichtigen. Das gibt dem Reich Gottes seinen vollendeten sittlichen Charakter. Es wird das Reich des Guten, der Guten sein. Nur der Guten, denn die Bösen sind durch das Gericht ausgeschieden. Und das ist vor allem der neue Sinn, den Jesus dem Reich Gottes gibt: es ist seine Idealwelt; die Menschen, wie er sie fordert, werden die Bürger des Gottesreichs sein. Daher das Wegfallen aller Grausamkeitsphantasien, aller Herrschsucht und Gewalt. Das Gottesreich wird der Zustand sein, da ein Bruder dem andern dient, keiner sich über den andern erhebt, jeder für die andern da ist. Und dennoch kein einfaches Moralreich, kein Tugendstaat. Das Höchste, was Jesus den Seinen verspricht, ist niemals Tugend oder ein Reich der Tugend, sondern immer ein Höheres, Seligeres als Moral: Gottesgemeinschaft, Gott-Schauen, Freude, Seligkeit. Selig sind die Trauernden, nicht weil sie sittlich vollkommen werden,

sondern weil sie getröstet werden.[1]) Das Moralische gibt dem Gottesreich seinen streng sittlichen Charakter, es ist der Weg, der von keinem übersprungen werden darf, aber das letzte Ziel geht über alle Moral — Liebe, Freude, Friede, Seligkeit. Das sagen gerade die ganz einfachen, irdisch gefärbten Bilder Jesu. Das letzte Wort hat die Religion. Wir werden zu unserem Ziel gelangen; der Kampf ist dann vorbei, Aufgaben sind nicht mehr zu lösen; das aufwärts Ringen, das vorwärts Streben ist zur Ruhe gekommen. Gott ist das letzte Wort, die Geschichte mit ihrem Werden, sich Entwickeln, Kämpfen, Ringen liegt dann hinter uns, wir sind am Ziel.

Aus dem Gesagten folgt sofort das eine: wie und wann immer dies Reich Gottes kommen mag, es kommt durch Gottes Kraft allein; Menschen werden es niemals herbeiführen können. Menschen werden es mit Sehnsucht erbeten können, und Menschen werden vor allem an sich persönlich arbeiten müssen, daß sie selbst reif werden dafür, aber Menschen werden nicht von ferne es machen oder irgendwie bringen können. Schon die Besiegung der Dämonen, die Zerstörung des Satansreichs gehen weit über gewöhnliche menschliche Kraft. Vollends, wie sollen Menschen den Tod abschaffen, die Scheidung der Guten und Bösen durchsetzen, die Toten zum Leben erwecken und das Gericht durchführen, wie sollen Menschen die neue Existenz herbeiführen, da man lebt wie die Engel und Gott schaut von Angesicht zu Angesicht? Das Reich Gottes wird ja die Welt des Wunders sein, auch wenn es auf Erden sich niederläßt; um dies Reich des Wunders können wir beten, es ersehnen, uns dafür entscheiden, im Gehorsam uns dafür vorbereiten, aber es schaffen nie und nimmermehr. Es gibt ein einziges Rätselwort Jesu, das zu einem andern Ver-

---

[1]) Mt 5, 5.

ständnis führen könnte: „das Reich Gottes leidet Gewalt und die Gewalttätigen reißen es an sich."[1]) Aber der Sinn dieses Wortes ist dermaßen bestritten, und wird so verschieden, bald als Lob, bald als Tadel Jesu, gefaßt, daß es ganz unmöglich ist, von hier aus alle andern Jesusworte umzustoßen. Buchstäblich wird überhaupt niemand, der Jesus kennt, diese Gewalt verstehen wollen. Um geistige Gewalt wird es sich in jedem Fall handeln; die kann aber auch im Beten, in der Sehnsucht, in der mächtigen inneren Spannung erkannt werden. Dann würde das Wort in den Rahmen anderer Jesusworte sich fügen. Für sich allein reicht es nicht hin, um zu irgendwelchen neuen kühnen Schlüssen das Recht zu geben. Es wird dabei bleiben: das Reich Gottes kommt durch Gottes Gabe und hängt ganz an seiner Freiheit.

Das Neue der Botschaft Jesu besteht jedoch nicht in einer bestimmten Auffassung des Gottesreiches, sondern in der Verkündigung seiner Nähe und in der Erklärung seiner besondern Bedingungen. Niemals ist er umhergezogen und hat den Leuten gesagt, daß es ein Reich Gottes gebe, und wie das Reich Gottes beschaffen sei. Aber daß es nahe herbeigekommen sei, und daß es gelte, durch Umkehr sich darauf vorzubereiten, das hat er mit Macht gepredigt.

Wir können drei Gruppen von Jesusworten unterscheiden hinsichtlich des Zeitpunktes seines Anbruchs. Die erste Gruppe enthält die neutralen Stellen, Worte Jesu vom Gottesreich, in denen freilich die Seele mit aller Energie zum Ringen aufgefordert wird um den Eingang ins Reich Gottes, die aber auf sein früheres oder späteres Kommen keinen direkten Bezug nehmen. Man durchgehe die ganze Bergpredigt bei Matthäus, und man wird finden, daß alle ihre Worte fast vom ersten bis zum letzten in

[1]) Mt 11, 12.

der Erwartung des kommenden Gottesreichs stehen, aber kein einziges gerade durch seine Nähe bestimmt wird. Die Seligpreisungen geben die elementaren Bedingungen der Gottesreichsmenschen an,[1] das „Unser Vater" heißt uns um sein Kommen bitten,[2] die Worte gegen den Sorgengeist fordern zum ernstlichen Suchen des Gottesreichs auf,[3] die Schlußpartie[4] formuliert sein Grundgesetz: „nur wer den Willen Gottes tut, wird eingehen ins Gottesreich," aber alle diese Worte würden ihren Sinn behalten, auch wenn das Gottesreich für jeden Menschen mit seinem Tod anbrechen würde, und es als das Ewigkeitsziel vor die Seele gestellt werden sollte. Sehr viele andere Sprüche und Gleichnisse der beiden ältesten Quellen stehen unter dem gleichen neutralen Gesichtspunkt, zumal alle die Jesusworte, in denen Gottesreich und ewiges Leben miteinander wechseln, oder Gottesreich und Hölle einander entgegengestellt werden. Das spätere Christentum bezog in allen diesen Jesusworten das Gottesreich auf den Himmel und die ewige Seligkeit. Das ist hinsichtlich des Schauplatzes natürlich ein Mißverständnis, aber die ernste Ewigkeitsstimmung, die vom Zeitmoment absieht, trifft den Kern dieser Jesusworte. Nehmen wir das eine Beispiel bei Markus: „wie schwer werden die Reichen ins Gottesreich eingehen!"[5] Wir dürfen es getrost übersetzen: wie schwer werden die Reichen selig werden! Ob früher oder später, ob hier oder dort, ist völlig einerlei. Und das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus[6] zeigt uns, wie auch Jesus genau so gut mit der Vergeltung im Jenseits wie mit dem kommenden Gottesreich auf Erden operieren konnte.

Eine zweite Gruppe von Jesusworten geht dagegen von der Nähe des Gottesreichs aus. Nicht bloß die

---

[1]) Mt 5, 3–12. [2]) Mt 6, 10. [3]) Mt 6, 25–34. [4]) Mt 7, 21–23, 24–27. [5]) Mk 10, 23. [6]) Lk 16, 19–31.

Botschaft Jesu,[1]) genau ebenso sein Auftrag an seine Missionsgenossen[2]) erhält die Zusammenfassung: „das Reich Gottes hat sich genaht." Wir dürfen auch die Hauptbitte des Unser Vaters „Dein Reich komme!"[3]) aus ihrem zeitlosen Rahmen hervornehmen und die Sehnsucht nach seinem baldigen Anbruch darin vernehmen. Wer zum erstenmal so betete, der hat nicht mit kommenden Jahrhunderten gerechnet, sondern vielleicht mit Wochen und Monaten und streckt sich sehnsüchtig nach dem Vollkommenen aus. Wahrscheinlich gehört hierher auch das merkwürdige Jesuswort bei Markus: „es sind etliche, die hier stehen, welche den Tod nicht schmecken werden, bis sie sehen das Gottesreich kommen in Kraft."[4]) Ich weiß nicht, ob dieses Wort andeuten will, daß ein schwacher Anfang des Gottesreichs in der Gegenwart schon vernehmlich sei, aber jedenfalls die Hauptsache, sein Kommen in Kraft, steht noch aus, und dies zu erleben, wird einzelnen der Vertrauten Jesu bei ihren Lebzeiten verheißen. Wir kennen ja noch aus dem Schluß des Johannesevangeliums[5]) ein Stück der Geschichte dieses Wortes. Einer nach dem andern von den Jüngern Jesu war gestorben, ohne die Verheißung erlebt zu haben. Zuletzt war noch einer übrig, von dem allgemein erwartet wurde, er werde nicht sterben, sondern lebend das Ende sehen dürfen. Worte des Paulus aus dem ersten Thessalonicher- und dem ersten Korintherbrief[6]) bestätigen es, daß man in der ältesten Gemeinde das Gottesreich noch zu erleben hoffte. Andere Jesusworte der Evangelien bekräftigen diese Erwartung. Die ganzen sogenannten Wiederkunftsreden Jesu erwarten das baldige Kommen des Gottesreichs, oder wie dort der Ausdruck lautet: des „Menschen".[7]) „Dieses Geschlecht soll nicht vergehen,"[8]) bis daß die Weissagungen Jesu sich erfüllen,

---

[1]) Mk 1, 15. [2]) Mt 10, 7. [3]) Mt 6, 10. [4]) Mk 9, 1. [5]) Joh 21, 22. [6]) 1. Thess 4, 17; 1. Kor 15, 51 f. [7]) Mk 13; Mt 24; Lk 17, 20–37. [8]) Mk 13, 30.

das bezog sich ursprünglich nicht bloß auf die Zerstörung Jerusalems, sondern auf die Verkündigung der Wiederkunft. Seinen Richtern, die ihn zum Tod verurteilten auf Grund seines Messiasanspruchs, sagte Jesus es ins Gesicht: „Ihr werdet sehen den „Menschen“ sitzend zur Rechten der Kraft und kommend mit den Wolken des Himmels.“[1]) Ja, ein altes Wort der Spruchsammlung geht noch weiter und tröstet die Genossen Jesu damit, daß sie nicht einmal fertig werden mit ihrer Mission durch alle israelitischen Städte, bis der „Mensch“ kommt.[2]) Allerdings ist es schwer zu sagen, ob alle diese Worte genau in dieser Form wirklich von Jesus gesprochen worden sind. Es spricht in erster Linie Glaube der Jünger nach seinem Tod aus ihnen. Die ganze Frage, ob Jesus sich als den „Menschen“ bezeichnet und sein Kommen mit den Wolken des Himmels selber vorausgesagt hat, gehört zu den verwickeltsten Fragen der evangelischen Überlieferung, und wir dürfen auf Grund solcher Stellen keine zu weitgehenden Schlüsse bauen. Aber es ist mit Recht schon vermutet worden, daß in manchen dieser Worte der „Mensch“ an Stelle des Gottesreichs gerückt sei, und wenn etwas an diesen Sprüchen am ehesten auf Jesus zurückgehen wird, dann wird es doch gerade die Betonung der Nähe des Gottesreichs und die Möglichkeit des eigenen Erlebens sein. Jedenfalls ist das ganze Urchristentum des Glaubens gewesen, daß das Gottesreich nicht in fernen Zeitläuften kommen werde, und ein Geschlecht nach dem andern dahingehen werde, ohne es erlebt zu haben, sondern es erwartete baldigst, fast stündlich die große Wendung und erwartete sie, wie es meinte, in Übereinstimmung mit Jesus, von dem es das Recht und die Zuversicht dazu nimmt. Selbst ein so schlichtes Jesuswort wie das Abschiedswort beim letzten Mahl[3]) klingt wie ein Ruf „auf Wiedersehen im Reiche Gottes“, aber nicht im

[1]) Mk 14, 62. [2]) Mt 10, 23. [3]) Mk 14, 25.

fernen Reich und nicht mit euren Kindern und Kindeskindern, sondern mit euch selbst in nächster Zeit. Es ist auch ohne weiteres klar, daß eine so ungeheure Zukunftserregung, wie das ganze Urchristentum sie aufweist, aus einem prophetischen Wort von der Nähe und vom Gewicht der letzten Entscheidungsstunde hervorgegangen sein muß, und keine Erwägung, daß es ja in Wirklichkeit nicht so gekommen sei, darf dagegen ins Feld geführt werden. Wohl aber darf gerade hier wieder auf jene Spannung des urchristlichen Glaubens hingewiesen werden, die aus dem Beieinandersein von ruhenden Elementen und Gedanken des Augenblicks überall hervorgeht. Ein und dasselbe Evangelium bekennt sich zu einer Hoffnung auf die Ewigkeit, die von dem „früher" oder „später" dieser Ewigkeit ganz unabhängig ist, und kennt eine prophetische Hoffnung auf den Anbruch der Ewigkeit in nächster Zeit, die eine ungeheure Steigerung der Sehnsucht und aller seelischen Kräfte bewirken muß. Keins von beiden darf dem andern zu lieb übersehen oder aufgeopfert werden.

Aber nun begegnen wir in den Evangelien einer dritten Gruppe von Jesusworten über das Reich Gottes, und sie sind die allermerkwürdigsten. Das Reich Gottes kommt nicht nur in nächster Nähe, sondern es fängt schon an in der Gegenwart. Es ist die bestimmt messianische Erwartung im Unterschied von einer bloß prophetischen. In diesen Worten Jesu handelt es sich eigentlich nicht um eine Botschaft, die allem Volk vorgelegt wird, sondern um ein Geheimnis, das nur wenigen offenbar wird, und über das man spricht im engen Vertrautenkreis.

Markus läßt Jesus davon reden in den berühmten Reichsgottesgleichnissen in einem Zusammenhang, wo er die Sammlung der Jünger und die Scheidung von den großen Volksmassen besonders kräftig betont. Da bringt er das Rätselwort, daß bloß den Jüngern das Geheimnis des

Gottesreiches gegeben sei.[1]) Markus deutet dies Geheimnis freilich etwas wunderlich, weil er in den einfachen, schlichten Gleichnisreden Jesu Rätsel und Geheimnisse vermutet, die Jesus dem Volk vorenthalten und nur den Jüngern offenbaren und deuten wollte.[2]) Solche Gedanken des Evangelisten dürfen wir nicht Jesus selber zuschreiben, dessen Gleichnisse im Gegenteil gerade veranschaulichen und nicht verschleiern wollten. Auch die Gleichnisse, die Markus zum Beweis seiner seltsamen These mitteilt, wollen alle verdeutlichen und nicht verhüllen.[3]) Aber das Wort vom Geheimnis des Gottesreichs kann doch recht wohl von Jesus selber stammen, und in den folgenden Gleichnissen spricht er wirklich von einem Gottesreichgeheimnis.

Er wies die Seinen hin auf das Werden und Wachsen und Reifen der Saat.[4]) Da gibt es wohl einen Anfang, bei dem wir selber mithelfen können: ein Mann streut den Samen aus. Aber hernach hört das Tun des Menschen auf, und der Same wächst von selber weiter, und auf einmal ist er so weit gediehen, daß die Erntezeit gekommen ist. So irgendwie muß es mit dem Gottesreich zugehen. Es hat wohl seinen kleinen Anfang, bei dem wir mit beteiligt sind; es geschieht etwas, wir sehen etwas. Aber dann heißt's, warten und getrost sein und den kleinen Anfang werden und wachsen lassen. Nicht unsrer Arbeit und unsres Machens und Sorgens bedarf es da; Vertrauen und Geduld haben, das ist das einzige, was not tut. So gewiß der Anfang, so gewiß alles Weitere bis zum großen Ende. Laß das Göttliche wachsen und reifen, tritt ihm nicht mit Ungeduld und falschem Eifer in den Weg. Ähnlich das Gleichnis vom Senfkorn.[5]) Markus läßt Jesus seine ganz besondere Kleinheit betonen und stellt dieser dann das bedeutsame

[1]) Mk 4, 11. [2]) Mk 4, 10–12. [3]) Mk 4, 3–8, 26–29, 31 f. [4]) Mk 4, 26–29. [5]) Mk 4, 30–32.

reife Stadium gegenüber; wer hätte dem kleinen Anfang so Großes zugetraut? So sollen wir's mit dem Gottesreich halten, uns nicht stoßen an winzig kleinen Anfängen, nein, vertrauen und getrost sein, daß es ins Unermeßliche weitergeht.

In der Spruchsammlung vertreten die beiden zusammengehörigen Gleichnisse vom Senfkorn und vom Sauerteig[1]) ganz den gleichen Gedanken. Man hätte sie nie im einzelnen auspressen sollen. Beidemal wird der winzige Anfang der großen durchschlagenden Wirkung am Ende gegenübergestellt. Der Sinn für die Gottesreichshoffnung ist beidemal derselbe. Fort mit allen Sorgen und Zweifeln! So gewiß ein Anfang, so gewiß ein Fortgang; von der Kleinheit des Anfangs dürfen wir vertrauensvoll auf die wunderbare Größe des Endes schließen. Darum stoßt euch an nichts, wir heißen euch hoffen!

Nach rechter Art der Gleichnisse sind alle diese Jesusworte durchschlagend in ihrem Kerngedanken, aber ganz unbestimmt in allem übrigen. Mit Sicherheit deuten sie auf eine noch so bescheidene Gegenwart des Gottesreichs hin; ein Anfang ist gemacht, es ist weit mehr als bloße Hoffnung; ein Gottesreichskeim hat sich in den Acker der Zeit niedergelassen. Aber worin der kleine Anfang bestand, und was das große Ende sein werde, darüber kein Wort; ja nicht einmal über die Art, wie aus dem Anfang das Ende hervorwächst, sollen wir belehrt werden. Organisch, ja, aber was heißt das für Gott und Göttliches? Man könnte gerade so gut sagen: wunderbar, geheimnisvoll. Für Jesus und seine Jünger ist das Wachsen und Reifen des Samenkorns etwas ganz Wunderbares, obschon es natürlich ist. Aber an diesem Naturwunder kann das Wunder des Gottesreichs und seines Kommens uns etwas näher gebracht werden. Mit gutem Recht hat man den Unterschied dieser Art, vom Gottesreich

---

[1]) Lk 13, 18–21.

zu reden, etwa von der Manier der großen Zukunftsreden Jesu[1]) hervorgehoben. Dort fällt das Gottesreich sozusagen plötzlich vom Himmel herab, völlig unvermittelt; hier bricht es innerweltlich hervor, es läßt sich ein in die Zeit und wächst und reift mit der Zeit. Aber der Unterschied liegt eigentlich darin, daß hier überhaupt so geheimnisvoll auf einen Anfang auf Erden hingedeutet wird, während die großen Zukunftsreden aus der reinen Stimmung der Sehnsucht, die noch keine Gegenwart kennt, hervorzugehen scheinen. Am Anfang liegt alles, aber worin wir den Anfang suchen sollen, darüber verrät das Gleichnis als Gleichnis uns naturgemäß nichts.

Matthäus hat aus seiner Sonderüberlieferung noch zwei verwandte Gleichnisse vom Gottesreich: vom Unkraut im Acker[2]) und vom Fischfang.[3]) Es wird sich ebenfalls um ein Doppelgleichnis handeln, dem wir beidemal den gleichen Hauptgedanken entnehmen dürfen. Beidemal werden zwei Stadien unterschieden, Anfang und Ende. Beim Anfang können der Bauer und der Fischer nicht sorgfältig unterscheiden und sondern, es wächst ihnen zum Trotz Unkraut mit dem Weizen auf, und das gleiche Netz fängt gute und faule Fische. Aber am Ende, da kommt's zur Scheidung. Irgendwie wird es so mit dem Gottesreich zugehen. Im Anfang ist es noch verworren mit Ungöttlichem, Menschen können's nicht säuberlich auseinandersondern, aber am Ende, da kommt das Gericht mit seiner klaren Scheidung. Worin der Anfang des Gottesreichs gesucht werden soll, darüber fehlt wieder jede genauere Angabe. Bloß eine Seite wird an diesem Anfang hervorgehoben: seine Verworrenheit, sein Misch- und Kampfcharakter. Man soll vom Anfang nicht gleich dasselbe erwarten wie vom Ende, gerade wie die Gleichnispaare bei Markus und in der Spruch-

---

[1]) Mk 13; Mt 24; Lk 17. [2]) Mt 13, 24–30. [3]) Mt 13, 47–50.

sammlung es auch unterscheiden.[1]) Aber man beachte wohl: kein Wort von langen Zeiträumen und allmählicher Entwicklung! Genau besehen, müßten die letzten zwei Gleichnisse sogar dagegen sprechen. Es werden immer nur der Anfang und das Ende einander gegenübergestellt; alles weitere müssen wir schon wissen oder von anderswo zu erkennen suchen.

Zum Glück haben wir andere alte Jesusworte, die uns vermuten lassen, worin Jesus vor allem diesen Anfang des Gottesreichs auf Erden sah. Der Vorwurf der Schriftgelehrten, Jesus treibe die Dämonen aus mit Beelzebub, lockte das Geheimnis des Gottesreichs aus seiner Seele heraus, von dem er sich sonst so wohl hütete, offen zu reden. Wir können aus manchen Anzeichen noch schließen, wie furchtbar Jesus durch diese Mißdeutung seiner Heilwunder im Innersten erschüttert worden sein muß. Eben diese gewaltige innere Bewegung ließ ihn sein Geheimnis einen Augenblick offenbaren. In seinen Siegen über die Dämonen sah Jesus den Sturz des Satansreiches und den Anbruch des Gottesreiches auf Erden. „Wenn ich mit Geist Gottes die Dämonen austreibe, so ist ja das Reich Gottes gekommen."[2]) Nicht „es steht erst bevor", sondern „gekommen" ist es. Es ist das klarste Wort vom gegenwärtigen Reich Gottes, das uns die Überlieferung aufbehalten hat. Nur noch ein Wort ist von ähnlicher Klarheit und Entschiedenheit erfüllt: die Antwort an Johannes den Täufer.[3]) Und das ist wieder kein Zufall. Der Unterschied des Prophetischen vom Messianischen mußte hier und nirgends so wie hier zum Ausdruck kommen. Johannes war nur Prophet gewesen, obschon in Jesu Augen der größte aller Propheten,[4]) weil der nächste beim Gottesreich. Aber

---

[1]) Mk 4, 26–29, 30–32; Mt 13, 31–32, 33. [2]) Mt 12, 28. [3]) Mt 11, 5. [4]) Mt 11, 11.

er hatte doch nur geweissagt, nur immer nach der Zukunft gezeigt; im Grund stand man mit ihm noch draußen vor den Toren des Gottesreiches, in der Zeit der Weissagung, nicht der Erfüllung. Aber das war nun der Unterschied der Bewegung, die mit Jesus einsetzte: hier wurde das Gottesreich aus bloßer Weissagung Erfüllung und wirklicher Anfang.[1]) Und sein Zeichen waren eben die messianischen Wunderkräfte. „Blinde sehen, Lahme gehen, Taube hören, Aussätzige werden rein, Tote stehen auf und den Armen wird die frohe Botschaft gebracht."[2]) Halten wir uns nicht zu lange auf bei der übertreibenden und generalisierenden Form dieses Wortes von den Wundern. Es liegt nichts daran, wie viele solcher Heilungen Jesus vollbracht hatte. Daß aber mit solchen Hilfs- und Heilwundern für ihn die alte Weissagung der Propheten von der messianischen Zeit Wirklichkeit zu werden schien, und daß er mit wahrer Freude hierin das Kommen Gottes und seines Reiches verspürte, daran sollten wir uns nicht stoßen, so fremd es uns auch sein mag. Diese Schätzung seiner Wunder begegnet uns auch sonst mehrfach, und es ist unerlaubte Modernisierung, sie Jesus absprechen zu wollen. Der ganze innere Zusammenhang des Wunders mit dem Gottesreich ist das Natürlichste von der Welt. Am Wunder spürt der Mensch, daß Gott sein Regiment ergreifen und heilend und helfend, im wahren Sinn erlösend, den Menschen seine Gegenwart und Kraft bezeugen will. Das Reich Gottes, schreibt Paulus den Korinthern, besteht nicht im Reden, sondern in der Kraft.[3]) Wir mögen das kindlich nennen, aber dann müssen wir dem ganzen ältesten Christentum seine Kindlichkeit lassen. Was Paulus unter dem „Erweis des Geistes und der Kraft"[4]) versteht, ist, wie Lessing mit Recht sah, eben der Wunderbeweis, und wenn der tiefsinnige Johannes mit den geisti-

[1]) Lk 16, 16; Mt 11, 12 f. [2]) Mt 11, 5. [3]) 1. Kor 4, 20. [4]) 1. Kor 2, 4.

gen Beweisen für die Gottessohnschaft Jesu nicht auskommt, dann läßt er ihn auf seine Wunder verweisen.[1] Erinnern wir uns an das Elementarste. Gott selber ist nicht zuerst sittliches Gesetz oder erbarmende Güte, sondern Gott ist immer zuerst und vor allem Kraft und Allmacht. Und von hier aus müssen wir nun zunächst den Gegensatz des Jesuskreises zum Kreis des Täufers verstehen: bei Jesus ist man eingetreten in die Kräfte der kommenden Welt, während man bei Johannes noch draußen steht. Darum konnte der kleinste Jünger Jesu größer genannt werden als der große Johannes.[2] Und darum konnte Jesus sagen, daß jetzt das Reich Gottes Gewalt erleide und die Gewaltsamen es an sich reißen.[3] Es ist ein Rätselwort, aus dem doch so viel hervorzugehen scheint, daß die Epoche der bloßen sehnsüchtigen Erwartung jetzt vorüber ist und das Ergreifen des Besitzes begonnen hat. Natürlich nicht politisch, im Sinn einer Revolution der Zeloten, wohl aber d y n a m i s c h im Sinn der starken religiösen Persönlichkeiten, die jetzt die Gottesreichskräfte auf sich gezogen haben.

Man wird diesem Glauben an die Gegenwart des Gottesreichs noch öfters bei Jesus begegnen. Den Jüngern wird einmal gesagt: „selig eure Augen, daß sie sehen, und eure Ohren, daß sie hören! Propheten und Gerechte haben begehrt zu schauen, was ihr schaut, und haben es nicht geschaut.“[4] So wird ein Mann zu seinen Vertrauten sprechen, wenn er sie zu ihrem Eintritt in die messianische Aera beglückwünschen darf. Warum fastet man im Jüngerkreis Jesu nicht, während doch alle ernsten Frommen, Johannesjünger wie Pharisäer, fasten? Weil das Fasten zu der Stimmung Jesu und der Seinen so schlecht passen würde wie Trauer zu einem Hochzeitsfest.[5] Kein Wort hier vom Reich Gottes, und doch

[1]) Joh 5, 36; 10, 25. [2]) Mt 11, 11. [3]) Lk 16, 16; Mt 11, 12 f.
[4]) Mt 13, 16–17. [5]) Mk 2, 18–22.

spürt es jeder: etwas Großes, Befreiendes ist eingetreten, die Kraft und Nähe Gottes ist da; alle Mittelchen, sie erst herbeizuzwingen, werden über Bord geworfen. Stimmung des anbrechenden Gottesreichs! Vielleicht hatte auch das Rätselwort aus der Sonderüberlieferung des Lukas ursprünglich diesen Sinn: „das Reich Gottes — unter euch ist's."[1]) Im Zusammenhang, wo es Lukas jetzt bringt, und an die Adresse der Pharisäer gerichtet, drängt es den Leser freilich zu einer andern Deutung. Eingerahmt von Zukunftsworten vorher und nachher, in nächster Nähe des Jesuswortes vom „Menschen", der kommt wie das Leuchten eines Blitzes über die ganze Erde,[2]) kann es schwerlich etwas anderes aussagen wollen als die plötzliche, unberechenbare Ankunft des Gottesreichs. Aber das Wort, rein für sich genommen, gibt zunächst doch den Sinn: es ist da, mitten unter euch, wenn schon die meisten es gar nicht merken. Und darin kommt gerade wieder das Geheimnisvolle des Gottesreichs zum Ausdruck. Es liegt darin, daß es sein unsichtbares Wesen hat und nur für die Augen der Glaubenden in die Sichtbarkeit tritt.

Für uns heute ist das Wichtigste immer die Frage: womit ragt das Gottesreich jetzt schon in diese Welt herein? Die sicherste Antwort Jesu, die wir kennen, lautet: durch seine Kräfte.[3]) Und bei den Kräften dachten die Jünger vor allem an die Wunder und füllten darum ihre ganze Schilderung von Jesus mit Wundergeschichten aus, um zu zeigen, daß er wirklich der ist, der uns den Anfang des Gottesreichs gebracht hat. Wie gerne möchten wir Heutigen andere Zeichen als das Wunder anführen! Uns scheint, das Reich Gottes kommt da, wo Gottes sittlicher Wille geschieht. In der moralischen Erneuerung würden wir viel klarere Zeichen des Gottesreichs sehen als in Wunderkräften. Darum hat sich früh die Meinung in der Christenheit eingebürgert, daß das Reich

[1]) Lk 17, 21. [2]) Lk 17, 24. [3]) Mt 12, 28; 11, 21; 11, 5.

Gottes im sittlichen Gehorsam sein äußeres Merkmal habe. Man hat sich hier zu hüten, daß man nicht in einen lächerlichen Wortstreit verfällt. Wie entscheidend der Gehorsam ist für den Eintritt eines Menschen ins Gottesreich, das werden wir nach dem Vorhergehenden nicht erst betonen müssen. Ohne den Weg durch die enge Pforte[1]) gibt es für Jesus keine Teilnahme an seinem Reich. Aber so weit scheint er nie und niemals gegangen zu sein, daß er seinen Zuhörern sagte: seht, wenn ihr Gottes Willen tut, dann seid ihr ins Gottesreich bereits eingegangen. Oder in dem Maß, als ihr eintretet auf die göttliche Forderung, wird das Reich Gottes da sein. Das Reich Gottes ist für ihn nirgends ein Produkt unsrer Willensanstrengung, auch nicht der reinsten und idealsten; diese kann immer nur der Weg sein und niemals das Ziel. Kein moralischer Gehorsam ist ja imstande, den Dämonen ihre Macht zu nehmen, Krankheit und Leid zu heilen, den Tod zu überwinden, die engelgleiche Existenz zu geben, das ewige Leben und das Schauen Gottes einem Menschen zu verschaffen. Die Wunderwelt des Vollkommenen und Guten kommt durch keine moralische Anstrengung; sie kommt durch Gottes Kraft, und gerade darum begreift sich, daß in den Kräften, welche Krankheit, Angst und Tod überwinden, ihr Anbruch am ehesten geschaut werden kann. Zuletzt aber deutet dies „Geheimnis des anbrechenden Gottesreichs" durch sich selber hin auf das Geheimnis der Person, die da redet und waltet, und von der diese Gottesreichskräfte ausgehen. Wo diese Person steht und geht, da ist Anfang des Gottesreiches, da ist Kraft und Nähe Gottes in ganz besonderem Sinn. Das Reichsgottesgeheimnis hängt aufs engste mit dem Messiasgeheimnis zusammen und ist von ihm ganz untrennbar. Die einfachste Antwort auf die Frage: warum

[1]) Mt 7, 13–14.

ist das Gottesreich schon angebrochen? wird immer lauten: weil Er da ist. Das ist dann freilich Glaube, reiner Glaube.

Man vergegenwärtige sich aber das Ungeheure dieses Glaubens an des Gottesreiches Gegenwart. Er geht weit über alles hinaus, was unser kühnster Fortschrittsglaube jemals geträumt hat. Geschlecht um Geschlecht des jüdischen Volkes hatte sich zu Tode gesehnt und zu Tode gebetet für die Erlösung im Gottesreich, und sie war nicht gekommen. Ein Prophet hatte den andern Propheten abgelöst, ein Apokalyptiker den andern Apokalyptiker, aber sie mochten noch so laut und dringlich rufen von der Nähe des Gottesreichs, es kam nicht; die Welt bewegte sich weiter im alten Geleise. Da kam Johannes der Täufer und gab noch einmal die Losung aus: das Gottesreich ist ganz nahe, und auch er erlebte es nicht, sein Freimut brachte ihm den Untergang. Und nun kam Jesus, ein schlichter Handwerker aus Galiläa, und während er und seine Genossen den Ruf von der Nähe des Gottesreichs weitergaben und die Volksmassen damit erschütterten, wenigstens auf kurze Zeit, brach im engern Vertrautenkreis ein noch viel größerer Glaube sich Bahn: das Gottesreich kommt nicht erst, es hat schon angefangen, es ist da mitten unter uns. Wenn man weiß, was das heißt: Gottesreich, — das Vollkommene, das Letzte, das Höchste, das Ziel der ganzen Geschichte, das Ende alles Leids, aller Krankheit, aller Sünde, das Ende des Todes, das letzte Gericht, die Totenauferstehung, das Schauen Gottes — wird man zugeben: es war ein ungeheuer kühner, trotziger Glaube. Und was sollte das Zeichen sein? ein paar Kranke, die geheilt wurden, Hilfe für Not da und dort, Gefühl der Kraft und Nähe Gottes in einem neuen Sinn, dies alles, aber daneben ging die Welt fort im alten Geleise wie immer. Von hier aus gilt es, die Gottesreichsgleichnisse zu verstehen: sie wollen Mut machen, trösten, beruhigen und setzen Men-

schen voraus, die ja freilich einen kleinen Anfang gesehen haben, in denen eine große heilige Ahnung sich regt, die aber doch offene Augen haben für die Masse des Gottwidrigen und Ungottesreichsmäßigen, und die sich wohl mehr als einmal sorgenvoll fragen mögen: reicht das, was wir schon wahrnehmen, aus, um das alles zu überwinden, was ihm noch entgegensteht? Die Antwort Jesu lautet: nur getrost, schaut das Samenkorn, und was mit ihm im Verborgenen vorgeht, und habt Vertrauen zu Gottes gewaltiger Kraft!

Von hier aus wird das Verhältnis der Gegenwartssprüche zu den Worten von der Nähe des Gottesreichs höchst einfach. Ein wirklicher Gegensatz ist kaum vorhanden. Was so ganz nahe ist, das kann jederzeit einen Anfang nehmen, und was jetzt im Geheimen anfängt, das drängt hinaus nach einem großen erdeumspannenden Ende, das freilich noch der Zukunft angehört. Die spätere Christenheit half sich bekanntlich mit der Annahme eines mit Christus jetzt anfangenden Gottesreiches, dessen Vollendung aber erst am jüngsten Tag bevorsteht. Hier wird um Jahrtausende auseinandergerissen, was für den Glauben Jesu und seiner Jünger sich auf eine kurze Zeit von Wochen oder Monaten verteilen konnte. Die Kräfte der Gegenwart drängten gewaltig auf das nahe Ende hin, das erst zu Jesu Lebzeiten und dann innerhalb der lebenden Generation erwartet wurde. Anfang des Gottesreichs, das hieß eben Anfang des Endes, Anfang der Weltkatastrophe, Beginn der Wunderära, die auf lauter Wunderwegen in die volle Wunderwelt hinüberführt, da Gott allein regiert, und alle seine Feinde unter seinen allmächtigen Willen gebracht sind.

Darum werden wir im Sinn Jesu keinen Gegensatz annehmen dürfen zwischen einer e n t w i c k l u n g s g e s c h i c h t l i c h e n Auffassung des Kommens des Gottesreichs und der W u n d e r- und K a t a s t r o p h e n t h e o r i e. Man hat

früher geglaubt, bei Jesus selber diese beiden recht verschiedenen Auffassungen anzutreffen, die „Entwicklung“ in den Gleichnissen vom Gottesreich, die aus dem Naturleben geschöpft sind, die Katastrophenart in den großen Reden von der Zukunft des „Menschen“ vom Himmel her. Und weil diese großen Zukunftsreden viel konventionelles Material aus der jüdischen Offenbarungsweisheit mit sich führen, und weil die ganze Erwartung des „Menschen“ im Mund Jesu nach mancher Seite befremdend erscheinen kann, ist man dann weiter gegangen und hat die Entwicklungsgedanken für echtes Gut Jesu, die Katastrophenreden dagegen für Glauben der Urgemeinde erklärt. Den Unterschied einfach zu leugnen, wäre gewiß gewalttätig; ihn jedoch dermaßen zu einem Gegensatz aufzubauschen, zeugt nicht von historischem Sensorium. Die beiden Betrachtungen haben durchaus in einem Geist nebeneinander Platz, wenn sie auch nicht immer gerade gleichzeitig sich einfinden werden. Das eine Mal weilt das Auge auf den verheißungsvollen kleinen Anfängen in den Kräften der Gegenwart, es erblickt darin mit freudigem Vertrauen ein Pfand für alle noch nicht erfüllten Weissagungen und schließt triumphierend vom Anfang auf das Ende, das aus diesem Anfang herauswachsen muß, obschon über das Detail des Wie? nichts gesagt wird. Das andere Mal dagegen geht der Blick aus von dem überaus vielen, das noch aussteht, von den schweren Hindernissen für den Gotteswillen, der mächtigen Gewalt der gottwidrigen Kräfte. Dann fliegt die Hoffnung stürmisch in den Himmel hinauf, erwartet alle Entscheidung erst von der Zukunft und von Gottes allmächtigem Eingreifen in der Zukunft und kann dabei die bescheidenen gegenwärtigen Anfänge fast ignorieren, als stünde alles Entscheidende erst noch aus. Wir geben es zu: aller Wahrscheinlichkeit nach wird Jesus nicht im gleichen Augenblick die Lage auf beide Weisen betrachtet haben, und wir haben Gründe anzunehmen,

daß der sogenannte Katastrophenglaube mehr die Auffassung seiner letzten Wochen gewesen ist. Aber in seinem Geist mögen immer beide Betrachtungen nebeneinander gelegen haben, und der sogenannte „Gegenwartsglaube" muß stets als gesteigerte Hoffnung betrachtet werden. Das Reich Gottes ist für Jesus immer da und auch noch nicht da; es ist da in dem kleinen, aber entscheidenden Anfang, es ist nicht da in der großen Entfaltung, welche die ganze Erde in Bewegung bringen wird. Und der Schritt vom Anfang zum Ende wird niemals sozusagen natürlich und rein innerweltlich gedacht worden sein. Wenn die Dämonen gestürzt werden, der Tod um seine Herrschaft gebracht wird, der Himmel auf die Erde hernieder sich neigen soll, dann geht das auf keinen Fall ohne die größten und unerhörtesten Revolutionen der ganzen Welt zu, so, wie wir sie in den Zukunfts-Gemälden der letzten Reden Jesu geschildert finden. Ohne Wunder kein Gottesreich, das ist eigentlich das Einmaleins des Evangeliums. Das beste Analogon dazu bildet in der Neuzeit der ebenfalls durch ein Wunder geweckte und gestützte Gottesreichsglaube des ältern Blumhardt und seines Kreises, der ebenfalls die Umwälzung der ganzen Erde in seine Hoffnung schloß und aus den kleinen Anfängen heraus das Allergrößte und Letzte für nahe bevorstehend hielt.

Unwillkürlich steigt uns die Frage auf, woher denn Jesus sein Wissen von diesen ungeheuren Vorgängen in der Geisterwelt bezog, und an welche Instanz er seine Zuhörer wies, wenn er Glauben an das kommende oder schon anbrechende Gottesreich von ihnen verlangte. Wie jeder echte Prophet hatte auch Jesus seine Gewißheit nicht aus Gründen der Reflexion und mit Hilfe allgemeingiltiger Demonstrationen. Es gibt Quellen der Gewißheit, welche weit hinter allen Verstandesgründen liegen, und deren Gewißheitsgrad im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Demonstrierbarkeit steht. Letztlich redet

und handelt der Prophet aus einem innern Schauen heraus, aus einem intimen Rapport mit den letzten Geheimnissen des Welthintergrundes, der ihm eine von der Ahnung bis zur vollkommenen Gewißheit sich steigernde Überzeugung verleiht. Und ähnlich intuitiv wird auch der Glaube an sein Wort bei den Zuhörern sich auswirken: auch der Gläubige kann in den seltensten Fällen Rechenschaft geben, weshalb, auf Grund welcher Argumente er dem Propheten sein Vertrauen schenkt. Es handelt sich für ihn in der Regel nicht weniger um ein Müssen, um ein Hingerissenwerden, wie für den Propheten. Allein nun kommt es meistens zum Kampf mit Widerstrebenden, Zögernden, Zweifelnden, und dann wird es sich darum handeln, ob diese feste innere Gewißheit auch mit äußern Gründen sich durchzusetzen wenigstens versuchen wird.

Nun hat gerade die jüdische Weissagung von jeher ihre besondere Art, sich Gehör zu verschaffen, durch die Verwertung der außerordentlichen Vorzeichen, der sogenannten Zeichen der Zeit. Der Anbruch des Gottesreichs und Gerichts wird sich unter den Menschen offenbaren durch die Steigerung aller Bosheit und Teufelhaftigkeit und den Beginn rettender und bewahrender Hilfe. Wir spüren etwas von der jüdischen Grundlage der Frömmigkeit Jesu, wenn auch seine Botschaft vor der Verwertung dieser geheimnisvollen „Zeichen" nicht zurückscheut.[1] Aber es ist bei Jesus alles grandioser, persönlicher, innerlicher geworden. Ihm wird Johannes der Täufer zu einem solchen Vorzeichen der messianischen Zeit; Jesus ist geneigt, den Elias in ihm zu erblicken, der dem Messias vorangehen soll nach der alten Weissagung.[2] Damit war ein wichtiger Teil der alten Verheißung bereits Erfüllung geworden, eine Erfüllung tief tragischer Natur, wenn man sich das Geschick dieses zweiten

[1]) Mt 16, 3. [2]) Mk 9, 13; Mt 11, 14.

Elias vergegenwärtigte.[1] Zeitereignisse unheilvoller Art wurden für Jesus ganz unmittelbar in Verbindung gebracht mit dem kommenden Gericht, so der Einsturz des Turmes zu Siloah, das Blutbad, das Pilatus unter den Galiläern in Jerusalem anrichtete.[2] Er fing an, alle Vorkommnisse des Tages unter den Gesichtspunkt der Endvorbereitung zu stellen, und von da aus wird es ganz glaubhaft, daß er manche von den furchtbaren Drohworten der großen Zukunftsreden selbst gesprochen hat.[3] Aber am meisten gab er seinem eigenen Wirken den Sinn der sich erfüllenden Verheißung. In seinen Siegen über die Dämonen,[4] in seinen Heilwundern[5]) ließ sich Gottes rettende und erlösende Kraft auf die Erde herab; daran sollten die Jünger merken, daß jetzt die Gottesherrschaft kommen will. Aber die gleichen Wunderkräfte verwandelten sich in Zeichen des bevorstehenden Gerichts für die Ungläubigen. „Wehe dir, Bethsaida, wehe dir, Chorazin!" „Und du, Kapernaum, die du bis zum Himmel bist erhoben worden, du sollst bis zum Hades erniedrigt werden!"[6] Warum? sie haben die Kräfte der kommenden Welt erlebt und an sich kalt vorüberziehen lassen. Allein gerade da zeigt sich, wie Jesus so viel tiefer zu graben weiß. Im Grund ist *sein ganzes Auftreten*, *seine Bußpredigt*, *sein helfendes Reden und Handeln* *ein* großes Zeichen der letzten Zeit. Das bedeutet doch weit mehr, als einst ein Jonas für die Stadt Ninive gewesen war, oder ein Salomo für die Königin von Saba.[7] Mehr und mehr dehnt sich diese Betrachtung auf das ganze Volk aus und auf das Schicksal, das es Jesus zu bereiten sich anschickte. Es ist, wie wenn Gott noch einmal seinem Volk mit seinem letzten entscheidenden Boten zu Hilfe kommen wollte, zur letzten Warnung und zum letzten Rettungsruf.

---

[1] Mk 9, 13. [2] Lk 13, 1–5. [3] Mk 13, 20 f. [4] Mt 12, 28. [5] Mt 11, 5. [6] Mt 11, 20–24. [7] Lk 11, 30 ff.

„Heute, so ihr meine Stimme höret, verstocket eure Herzen nicht!" Durch alle seine spätern Worte geht dieser Grundgedanke: es ist die letzte Stunde der Einladung, der letzte Ruf Gottes: kommet zu mir, kehrt um! Wird das Gottesvolk diesem letzten Ruf widerstehen, ihn ungehört verhallen lassen, dann kann Gott nur noch im Gericht mit ihm reden. An Jesus und seinem Ruf müssen sich die Kinder Gottes scheiden von den Kindern der Finsternis. Hören sie ihn nicht, so kommt wohl das Gottesreich, aber die Söhne des Reiches werden hinausgeworfen werden.[1])

Man wird hier durch die echt jüdischen Gedanken von den Zeichen der Zeit, den „Wehen des Messias"[2]) den eindringlichen Grundton Jesu von dem unerhörten Ernst der letzten Entscheidungsstunde hindurchhören müssen. Nur die Form des Gedankens ist jüdisch, und speziell die Verwertung des Wunders erinnert an die Wunderzeichen dieser Zukunftserwartungen. Aber Jesus hat nach sicherer Überlieferung gerade die Wundersucht der Juden verworfen, hat ihnen ins Gesicht gesagt, als sie ein Zeichen vom Himmel von ihm begehrten: niemals wird diesem Geschlecht ein Zeichen gegeben werden,[3]) und hat alle Zukunftsrechnerei und Ausdeuterei abgelehnt in schroffster Form.[4]) Und dennoch, die ernste Mahnung, auf die Zeichen der Zeit zu achten und sich von den Wetterpropheten nicht beschämen zu lassen.[5]) „Am Feigenbaum nehmet ein Gleichnis. Wenn sein Trieb schon zart wird und Blätter treibt, so merkt ihr, daß der Sommer nahe ist."[6]) Das scheint ein Widerspruch und ist doch keiner. Es gibt ein gelehrtes Ausdeuten der Zeichen der Zeit, das dem Menschen Sicherheit verschaffen sollte und ihn entlasten möchte von der Ungewißheit der Entscheidungsstunde. Das ist gerade der Feind, dem Jesus den

---

[1]) Mt 8, 11, 12. [2]) Mk 13, 8. [3]) Mk 8, 12. [4]) Lk 17, 20. [5]) Mt 16, 2, 3. [6]) Mk 13, 28, 29.

Krieg erklärt. Es soll ein für allemal aus sein mit jeglicher Sicherheit und Ruhe. Wir sollen uns von der Ewigkeitsstimmung durchwehen lassen, es soll uns der ganze Ernst des ungeheuern Augenblicks an der Stirne zu lesen sein, wenn es doch heißt: jetzt kommt dein Gott, und du Mensch sollst deinem Gott begegnen! Darum tritt Jesus mit so unerhörter Macht mit seiner Botschaft von der gänzlichen Unberechenbarkeit und völligen Plötzlichkeit des Endes unter seinen Zuhörern auf. Es ist wohl letzte Zeit, und die Zeichen der Zeit sind zu lesen für jedes Gemüt, das Augen hat für die Tiefen des Weltgeschehens. Schon war ja der kommende Elias da, schon wirken die Wunder des Gottesreichs, den einen zum Gericht, den andern zur Erlösung; schon ist der Mann da, der das Zeichen der Zeit ist mit seiner ganzen Person und allem, was er tut. Aber eben darum heißt es: wachet und betet, rüstet euch, kehrt um, womöglich noch zur letzten Stunde. Es ist eben doch nur der Glaube, der die Zeichen der Zeit greifen kann; für den Durchschnittsmenschen geht die Welt ihren stetigen Gang weiter, und es hat sich nicht das geringste verändert. Aber wer einmal von Jesus getroffen ist, der ist aus seiner Gleichgiltigkeit erwacht, erschüttert, unmittelbar vor die Ewigkeit gestellt. Man sieht: Beweise sind das ja alles nicht, es sind immer nur Zeichen für den Glauben, aber doch geheimnisvolle Vorzeichen; es bewegt sich etwas, es geht etwas vor in der Geisterwelt, Gott ist am Werk, er will sein Regiment in die Hand nehmen. Und für die, welche sehen und glauben können, heißt es: „selig eure Augen, daß sie sehen, und eure Ohren, daß sie hören."[1]) Und für jedermann gilt die Warnung: „selig, wer sich nicht an mir ärgert"[2]), wer durch das, was von Gottesreichskraft und messianischer Herrlichkeit Jesus noch fehlt — es ist freilich nicht wenig — sich nicht

[1]) Mt 13, 16–17. [2]) Mt 11, 6.

die Augen verschließen läßt für das Göttliche und Ewige, was mit ihm durchbricht, und was der Hinweis auf das Ende ist.

Es ist aber wohl deutlich, daß wir hier an dem Punkt stehen, wo Schwärmerei und ernste Hoffnung sich nahe berühren, und wir uns unwillkürlich umsehen nach einem sicheren Kriterium der Gesundheit dieser Erwartung. Es wird sich dabei vor allem um zwei Punkte handeln: um die Wirkung dieser gesteigerten Hoffnung auf Jesus und die Zuhörer, den Zusammenhang von Hoffnung und Forderung, und um die Stetigkeit dieser Hoffnung bei Jesus selbst. Wir werden eine Hoffnung Schwärmerei nennen müssen, welche das sittliche Zentrum der Frömmigkeit verschiebt, und welche durch das Ausbleiben des Gehofften in Gefahr gerät, ihren Halt zu verlieren.

Es ist mehrmals im Lauf der Geschichte eine Zukunftshoffnung aufgetreten, welche Gemüt und Willen auf glänzende Ziele lockte und ablenkte von den ersten und zentralen sittlichen Pflichten. Das alte Christentum kennt das Bild einer solchen schwärmerischen Zukunftserregung aus der Gemeinde von Korinth. Hier lebte man im Gefühl, daß das Gottesreich in Korinth schon begonnen habe. Man war schon zur Herrschaft gelangt, war schon reich geworden an allen Wundergaben des neuen Äons.[1]) Man schwelgte in den Kräften des Geistes, besonders in den höchsten Exaltationen und Genüssen des Zungenredens. Weil das Gottesreich den Kindern gehört, wollte man sich recht kindlich gebärden, gefiel sich in der Kindessprache des Geistes, die zugleich die Engelsprache sein sollte.[2]) Die sittliche Zucht aber litt bedenklich unter diesem Enthusiasmus, man duldete stillschweigend die ärgsten Anstöße, ohne Scham vor der Welt.[3]) So hat Paulus die Gemeinde beschrieben gefunden, als er

---

[1]) 1. Kor 4, 8. [2]) 1. Kor 13, 1, 11; 14, 20. [3]) 1. Kor 5.

sie in seinem ersten Brief auf den Weg der Vernunft und der Ordnung zurückrief.

Welch ein Gegensatz, wenn man von diesem Bild sich der Botschaft Jesu vom Gottesreich zuwendet! Gewiß, es fehlt nicht an begeisterten Tönen der Sehnsucht und des kindlichen Vertrauens. Das Ganze stand unter dem Zeichen der Frohbotschaft. Selig die Armen, selig die Trauernden, selig die nach Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden![1]) ruft Jesus aus. Wie hat er seine Vertrauten selig gepriesen, die sein Geheimnis verstanden![2]) wie hat er seinem Gott gedankt, daß er solches den Weisen und Gelehrten verbarg und den Unmündigen offenbarte![3]) Dazu kommt die frohe weltoffene Art, mit der Jesus im Gegensatz zu dem asketischen Täufer auftrat. Von Johannes hieß es, er sei der große Faster, von Jesus, er sei der Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Freund.[4]) Die Jünger des Johannes wetteiferten mit andern frommen Richtungen in der Askese, die Jünger Jesu fasteten nicht[5]) und galten sogar als Sabbatsbrecher.[6]) Allgemein warf man Jesus vor, daß er anrüchigem Volk mit seiner Einladung zum Gottesreich nachlaufe[7]) und den Weg der Strengen und Gerechten verlassen habe. Und das alles im Gefühl, daß man schon eingetreten sei in die Welt des Gottesreichs! Direkt schwärmerisch klingt das Wort von den „Gewalttätigen, die das Gottesreich an sich reißen"[8]), als wäre Jesus der Anführer eines Haufens exaltierter Galiläer, die das Gottesreich erstürmen wollen. Und der gleiche Mann gibt die Losung aus: der Kinder ist das Gottesreich, und derer, die umkehren und werden wie die Kinder.[9]) Als brauchte es nichts als Zutrauen, nichts als Kindlichkeit, um schon Bürger im Gottesreich zu sein!

---

[1]) Mt 5, 3 f. [2]) Mt 13, 16. [3]) Mt 11, 25–27. [4]) Mt 11, 18, 19. [5]) Mk 2, 18–22. [6]) Mk 2, 23–28. [7]) Mk 2, 16; Lk 7, 36 f. [8]) Mt 11, 12. [9]) Mk 10, 15.

Dies Wort von den Kindern will freilich recht verstanden werden. Wie alle großen Jesusworte ist es paradox und einseitig, es hebt eine Bedingung hervor und übergeht alle andern, die Jesus sonst zu stellen pflegte. Ein wunderbares Wort bleibt es auf alle Fälle und ist für Jesus so bezeichnend, wie wenig andere. Natürlich kommen die Kinder weder als Muster der Bravheit noch der Demut für das Gottesreich in Betracht; als Kinder sind sie vertrauensselig, sie glauben das Wort vom Gottesreich, wie sie Märchen und allerlei fremdartige schöne Geschichten glauben, es sträubt sich kein innerer Widerstand dagegen, das Herz jubelt voll Vertrauen dem Erzähler zu. Es liegt der ganze Ernst Jesu in dem Wort, daß ohne ein solches reines Kindesvertrauen der Eingang ins Gottesreich den Menschen verschlossen sei. Nicht den Gelehrten, nicht den Moralisten, nicht den Weltklugen denkt Jesus im Gottesreich wieder zu begegnen, sondern den Einfältigen, den harmlos Gläubigen, den Menschen mit unaussprechlichem Zutrauen zu ihrem Gott. Daran darf nichts abgebrochen werden, aber natürlich ist es nicht das ganze Evangelium.

In andern Worten betont Jesus den Ernst des Suchens und Ringens, der allein ins Gottesreich führen werde.[1]) „Suchet zuerst, vor allen andern Sorgen das Gottesreich und seine Gerechtigkeit."[2]) Das Reich Gottes über alles, heißt Jesu Losung, und sie erprobt ihre Wahrhaftigkeit an der Kraft, für das Reich und den Eingang ins Reich alles dranzugeben. Ein rechter Jünger Jesu macht es, wie der Mann, der den Schatz im Acker gefunden hat, oder der Kaufmann, welcher die kostbare Perle fand.[3]) Da heißt es, auf alles andere verzichten können für den Gewinn seiner Seligkeit. Der Weg ist eben schmal und die Pforte ist eng, die zum Leben führt, und es sind nur wenige, die diesen Weg

[1]) Mt 7, 7. [2]) Mt 6, 33. [3]) Mt 13, 44–46.

gehen.[1]) Das klingt nun schon sehr anders als die Mahnung zur rechten Kindlichkeit. Es enthält den schärfsten Appell an den Willen, den Aufruf zur Entscheidung für die Ewigkeit. Wir werden sagen müssen: das ist das Evangelium für Männer, nicht für Kinder. Beides kann bei Jesus kein Gegensatz gewesen sein, darum müssen auch wir beide Seiten bei Jesus zusammenhalten.

Schon das gibt doch sehr zu denken, daß der Ruf: das Reich Gottes hat sich genaht, die Fortsetzung erhält: darum kehrt um![2]) Genau so müßte Jesus sprechen, wenn er statt Gottesreich „Gericht" sagen würde. Nach dieser Seite hin ist es ganz verkehrt, wenn wir uns den Abstand Jesu vom Täufer Johannes zu groß vorstellen. Waren sie doch nach Jesu eigenem Wort letztlich beide dem Volk unverständlich; beide stellten Forderungen, denen die Masse auf die Dauer kein Gehör schenken mochte. Der gemeinsame Punkt liegt da, daß für beide eben Gottesreich und Gericht eine Einheit bildeten. Neben dieser furchtbaren Wahrheit: mit dem Gottesreich wird auch die Hölle kommen, bedeutet die Differenz, daß Jesus schon Erfüllung sah, wo Johannes nur weissagte, fast etwas Untergeordnetes. Kehrt um! ist das wohl der Ruf eines Schwärmers, der im Unrealen lebt?

Wir stehen hier vor einem entscheidenden Punkt für das ganze Verständnis Jesu. Die Reichsgottesbotschaft droht in reine Schwärmerei auszuarten, wenn Denken, Fühlen und Phantasieren ausschließlich, oder auch nur in sehr hohem Maß bei den herrlichen Zukunftsdingen verweilen, die erst noch kommen sollen, und der Blick abgelenkt wird von den schweren und hohen Aufgaben der nächsten Gegenwart. In der Botschaft Jesu aber ist das gar nicht der Zentralpunkt, wann und wie und wo das Gottesreich komme, so gewiß auch Jesus davon gesprochen und mit diesen Fragen

---

[1]) Mt 7, 13–14. [2]) Mk 1, 15 b.

sich beschäftigt haben muß. Sondern das ist der Zentralpunkt: kommst du, der einzelne, hinein in das Gottesreich oder nicht, bist du reif dafür oder nicht, bist du jetzt schon in der innern Verfassung, welcher Gott den Eingang ins Reich verheißen hat oder nicht? Es erscheint ganz lächerlich, wie heute christliche Richtungen darüber miteinander streiten können, ob das Gottesreich komme und wie bald, da doch bei Jesus alle Aufmerksamkeit auf den einen Punkt hingeleitet wird: ob wir, du und ich, in das Reich kommen, ob wir das Leben gewinnen oder das Leben verlieren.

Ja vielleicht ist dies unter weltgeschichtlichem Gesichtspunkt das Größte und Dauerndste an Jesus, daß er den Schwerpunkt für den einzelnen von der geheimnisvollen Wunderwelt der Zukunft auf die Ethik, auf die nächste Pflicht verlegt hat. Das Reich Gottes steht ja in Gottes Hand; es wird an ihm liegen, ob er es schafft auf Erden früher oder später oder erst in der Ewigkeit. Aber wie wir sein sollen, um in das Gottesreich zu passen, das ist unsre eigenste Sache, das ist der Ruf an den Willen, das Entweder — Oder für oder gegen die ewige Seligkeit. Für das Reich Gottes sollen wir beten, es ersehnen, es suchen mit heißer Sehnsucht, aber an uns sollen wir arbeiten in ernstem heiligem Gehorsam, daß uns Gott, wenn einmal das Reich kommt, nicht auf immer von ihm ausschließt. Wir glauben, wer hier Jesus nicht versteht, der hat ihn überhaupt nicht verstanden. Darin bestand sein höchster Beruf für die Ewigkeit. Und darum allein schon darf Jesus kein Schwärmer genannt werden. Ein Schwärmer lebt vor allem in den Zukunftsdingen, die nicht kommen; Jesus lebte im Tun des Willens Gottes und erkannte seinen Beruf darin, den Menschen zu helfen, mit diesem Tun des Willens bei Zeiten anzufangen.

Wir kennen bereits die ernsten und hohen Bedingungen, an die Jesus den Eingang in sein Reich Gottes

geknüpft hat ein für allemal und unbedingt. Gottesliebe aus ganzem Herzen und Liebe zum Nächsten wie zu sich selbst,[1]) beides ein unerschöpfliches Programm, und doch ein Programm der nächsten Aufgaben und Pflichten für morgen und für heute. Wir sahen auch bereits, daß diese Grundforderung Jesu zeitlos ist. Und dem entsprechend steht die ganze Bergpredigt, wie ernste Jünger Jesu sie zusammengeordnet haben, unter dem einfachen Leitgedanken der zu gewinnenden ewigen Seligkeit, und nicht unter der zufälligen Konstellation, ob das Gottesreich bald kommt, oder ob es gar schon angebrochen ist.

Dazu tritt dann allerdings die Forderung des Augenblicks, die wir jetzt aus dem besondern Zukunfts- und Gegenwartston der Verheißung Jesu besser verstehen werden. Es ist die Forderung, Stellung zu nehmen zu dem, was eben jetzt geschieht und sich vorbereitet, Stellung zu nehmen zum Wort Jesu und seiner Genossen und zu den wunderbaren Kräften, die durch sie geschehen. Nicht in einem dogmatischen Sinn hat Jesus diese Forderung aufgestellt; nirgends sehen wir ihn von seinen Zuhörern die Anerkennung seiner Messianität fordern und von dieser Anerkennung den Eingang ins Gottesreich abhängig machen. Selbst wenn Jesus die Worte vom Bekennen oder Verleugnen seiner Person gesprochen hat, mit den Folgen für die Ewigkeit, die er daran knüpft,[2]) so ist das nichts weniger als eine allgemeine Forderung, an ihn als Messias zu glauben, sondern es richtet sich an diejenigen seiner Jünger, die bereits zu seinem Messiasgeheimnis hindurchgedrungen sind, und von denen Jesus allerdings Treue verlangte. Nein, Jesus hat seine Forderung für den Eingang ins Reich Gottes mit keiner noch so reduzierten Dogmatik belastet, aber er hat das Gewicht der Entscheidung für Gott und seinen Dienst durch

[1]) Mk 12, 29–31. [2]) Mk 8, 38; Mt 10, 33.

den Nachdruck, den er auf den einzigartigen Augenblick legt, ungeheuer beschwert. Einerlei ist's nicht, ob ein Mensch in Berührung kommt mit Jesus und seinen Kräften und gleichgiltig oder leichtsinnig das Gehörte und Geschaute in den Wind schlägt, oder ob ein Mensch durch Jesus sich aus dem Gewohnheitsschlaf erwecken läßt. Das „Wachet auf, euer Gott kommt euch entgegen," sollte alle Herzen durchdringen und in alle Ohren gellen. Sobald aber dann die Frage aufsteigt: was tun? ist die Antwort immer gleichlautend: kehrt um, gebt euer Herz Gott und den Brüdern, lebt als Kinder Gottes und seines Reiches in der bestimmten Weise, die Jesus vorlebte, und die er als die eine Gottesreichsart seinen Zuhörern klar gemacht hat.

Je genauer man dann auf das Detail der Forderung Jesu achtet und es in Zusammenhang mit der hochgespannten Gottesreichserwartung stellt, desto mehr muß die Schlichtheit, Wahrhaftigkeit und Nüchternheit dieser Forderung auffallen. Ins Außerordentliche geht sie nur da über, wo Jesus einen speziellen Seelenfeind gewahrt und radikale und plötzliche Trennung von demselben verlangen muß. Ein Beispiel gibt die Geschichte von dem Reichen, von dem Jesus das Äußerste verlangte.[1]) Aber das sind Ausnahmen. Im allgemeinen verlangt er überall das Nächstliegende, den Gehorsam in der bestimmten individuellen Lage, die Erfüllung der einfachen Pflichten der Gewissenstreue und der Bruderliebe. Aber auf diesem Gebiet verlangt er zugleich das Höchste und Letzte, die ungeteilte und völlige Hingebung, die Wachsamkeit und Sorgfältigkeit in der Selbstzucht, Lauterkeit und Reinheit. Der Geist, der durch die ganze Bergpredigt geht, ist im Grunde jeder Schwärmerei feind. Indem das ganze Leben unter die Augen des Weltrichters gestellt wird, erweckt Jesus in der Seele die Strenge gegen sich selbst

[1]) Mk 10, 21.

und die Milde gegen den Bruder, erhält seine Jünger in der Demut und Schlichtheit und schlägt alle Gelüste nach Exaltationen und Begeisterungen bei ihnen nieder. Nicht nur die unnützen Zukunftsrechnereien hat er seinen Jüngern verboten,[1]) sondern sie auch direkt gewarnt vor den Gefahren, die in der gesteigerten Gottesreichserwartung selber lagen. Es liegt ja in der Natur dieser Hoffnung, daß sie den Blick spannt auf alle Zeitereignisse und das Kommen Gottes und des Messias in jeder beliebigen augenblicklichen Konstellation der Dinge zu erhaschen sucht. Obschon nun die Zukunftsreden Jesu in unsern Evangelien zu den Bestandteilen der Überlieferung gehören, an denen Glaube und Erfahrung der Jünger besonders viel zugesetzt und umgebildet haben, werden wir, wenn nicht das Wort, so doch den Geist Jesu auf alle Fälle gerade in den Warnungen zu sehen haben, nicht hinzugehen und hinzublicken, wenn das Geschrei erschallt: „siehe hier, siehe dort!“ [2]) Jesus scheint die Gefahren, die seine Betonung des Augenblicks hervorrufen mußte, selbst erkannt zu haben. Nüchterner, ernster, erschütternder kann kein Hoffender reden, als es Jesus in diesen Zukunftsausblicken tut. Er hat geradezu die Stimmung der Furcht neben der Hoffnung bei seinen Zuhörern zu stärken gesucht, weil er die Menschen kannte und wußte, wie sie auch aus frommen Gefühlen sich eine höchst weltliche Sicherheit zu zimmern wissen. Im Gleichnis von den Talenten,[3]) von den klugen und törichten Jungfrauen,[4]) vom Herrn, der nachts plötzlich heimkehrt und seine Knechte überrascht[5]) und in den vielen Sprüchen vom plötzlichen Anbruch des letzten Tages und der gänzlichen Unbereitschaft der meisten Menschen, zu jener Zeit[6]) können wir noch heute die sorgenvolle Arbeit Jesu an den Herzen seiner Zuhörer

[1]) Mk 13, 32; Lk 17, 20 ff. [2]) Mk 13, 6; Mt 24, 26–28. [3]) Mt 25, 14–30. [4]) Mt 25, 1–13. [5]) Mt 24, 45–51. [6]) Lk 17, 28–30, 32–35; Mt 24, 40, 41.

beobachten. Und ins Riesengroße steigerte er die Verantwortung. Unauslöschlich wußte er den Seinen das Bild einzuprägen von dem Herrn, der kommt, um mit seinen Knechten große Abrechnung zu halten und ihnen zu vergelten genau nach dem Maß ihrer Treue und Pflichterfüllung. Wenn man alle diese Zukunftspartien sich vergegenwärtigt hat, wird es schwer, das Wort Schwärmerei als Vorwurf gegen Jesus noch zu fassen. Das ist fürwahr ein wunderlicher Schwärmer, dessen Schwärmerei letztlich einzig die Wendung nimmt, daß er seine Jünger und Vertrauten zum größten Ernst, zur größten Nüchternheit und Wachsamkeit, zum strengsten Urteil gegen sich selber und zur gewaltigsten Verantwortung treibt. Wir werden getrost sagen müssen: mag das einzelne dieser Hoffnung sich nicht erfüllt haben und die Sehnsucht unruhig weiter und weiter nach der wunderbaren Zukunft hinausflattern, was bleibt und sich bewährt, das ist *diese grundernste und grundehrliche Gefaßtheit des Gemüts, diese lautere Konzentration auf die einfachen und zentralen Pflichten, das verfeinerte Gewissen, die schlichte Demut, der neue hohe Ernst.* Aus diesen sittlichen Grundkräften wird die neue Religion leben und wird dank ihnen alle Enttäuschungen zu überdauern wissen. Der Vorwurf der Schwärmerei Jesu zerfällt vor seinem elementaren Grundsatz, daß nur, wer Gottes Willen tut, eingehen werde in das Reich Gottes.[1])

Eine Probe gerade dafür gibt die Stellung Jesu zum *Nationalismus der jüdischen Reichsgotteshoffnung*. Für jüdische Ohren klang ja das Wort Reich Gottes genau wie das Wort Messias rein national; es war die Hoffnung auf den jüdischen Zukunftsstaat und Zukunftskönig, nichts so viel anderes. Und daß auch Jesus wirklich von

---

[1]) Mt 7, 21.

dieser nationalen Hoffnung ausging, darf mit Sicherheit behauptet werden. Nicht nur trug er seine neue Botschaft beharrlich nur seinen jüdischen Volksgenossen und nicht den Heiden vor, sondern er scheint seine Mission gerade darin gefunden zu haben, den verlorenen Schafen des Hauses Israel nachzugehen[1]) und allerlei Verirrte und Entfremdete heimzurufen in das Reich ihres Vaters, weil auch sie Kinder Abrahams sind.[2]) Einzelne Worte der Spruchsammlung haben das Bild Jesu sogar nach der jüdischen Seite verzerrt; sie lassen ihn seinen Genossen verbieten, auf die Straße der Heiden und in die Dörfer der Samariter zu gehen[3]) und lassen ihn seinen Zwölfen versprechen, daß sie auf zwölf Thronen im Gottesreich sitzen und die zwölf Stämme Israels richten werden.[4]) Solche Worte lassen nicht nur keinen Raum für eine Heidenmission, sondern sie scheinen die Heiden für immer ausschließen zu wollen vom Reich Gottes. Aber in solchen angeblichen Jesusworten dürfen wir zum Teil wenigstens einen Reflex der Kämpfe um das richtige Verständnis Jesu in der Urgemeinde nach seinem Tod erblicken, aus der Zeit heraus, da durch Paulus der Streit sich erhob: gehört Jesus nur den Juden, gehört er auch den Heiden? Damals muß das Bild Jesu von einzelnen Richtungen seiner Jünger ins eng Jüdische verzeichnet worden sein. Die Korrektur geben uns aber zahlreiche anders gestimmte Jesusworte, die von allen Zweigen der Überlieferung aufbehalten worden sind, und aus denen ein streng sittlicher, allem nationalistischen Dünkel feindlicher Geist zu uns redet. Es ist doch immer noch sehr zweierlei, wenn Jesus seine Tätigkeit auf die Grenzen seines Volkes beschränkt hat, und wenn er für jetzt und alle Zukunft bloß Juden, mit Ausschluß aller Heiden, das Gottesreich aufgeschlossen haben sollte. Das erste steht geschichtlich fest, das zweite ist Entstellung. In

---

1) Mt 10, 6. 2) Lk 19, 9 f. 3) Mt 10, 5. 4) Mt 19, 28.

Wirklichkeit hat Jesus auf diesem Gebiet wie überall den jüdischen Nationalismus durchbrochen, dadurch, daß er ihn ganz ernst genommen hat. Er hat wirklich geglaubt, daß sein Volk Israel den Vorzug habe im Gottesreich, hat deshalb ausschließlich an ihm gearbeitet, um es vorzubereiten auf das kommende herrliche Erbe, und hat aus diesem Grund die höchsten und gewaltigsten Forderungen an dies sein Volk gestellt. Ihm sollte nun der ganze reine Gotteswille gelten, es sollte nun die Früchte hervorbringen, die Gott nur von seinem Volk mit gleichem Recht und in gleicher Strenge verlangen kann,[1]) weil es allein ihn als seinen Gott gekannt hat und durch so viel Gottesboten zu allen Zeiten und jetzt durch Jesus zu Gott hingerufen worden ist. Ein eigentümliches Wort der Spruchsammlung zeichnet mit ganz besonderer Wärme diese unermüdliche Werbearbeit Gottes an den Kindern Jerusalems: „wie oft habe ich deine Kinder sammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt, aber ihr habt nicht gewollt"; Jerusalem bewährte sich als die Stadt, die die Propheten tötet und die Gesandten Gottes umbringt.[2]) Leider scheint das schöne, ernste Wort mit seiner ganz wunderbaren Melancholie nicht von Jesus, sondern von der „Weisheit Gottes" gesprochen zu sein,[3]) wie denn auch Jesus selbst doch keine Propheten und Schriftgelehrten und Weisen als Boten aussandte und der hier erwähnte Zacharias Sohn des Barachias wahrscheinlich ein Opfer erst der Zelotenkämpfe längst nach Jesu Tod gewesen zu sein scheint.[4]) Mit gutem Grund haben gleichwohl unsre Evangelisten das Wort der Weisheit Gottes wie ein Wort Jesu angesehen; es trifft tatsächlich den Kern seiner Arbeit an seinem Volk und ist von einer warmherzigen Liebe eingegeben, wie sie kein Volksgenosse mehr als Jesus im Herzen getragen hat. Aber weil echte Liebe, war sie begleitet von unbedingter Wahr-

---

[1]) Mk 12, 1ff. [2]) Mt 23, 34–39. [3]) Lk 11, 49. [4]) Mt 23, 34f.

haftigkeit und klarer Einsicht in die Mängel gerade des jüdischen Volks und seine Hindernisse für das kommende Reich Gottes.

In einem Sinn konnte Jesus niemals und zu keiner Zeit seines Lebens Nationalist in seiner Hoffnung sein. Niemals kann er von ferne gemeint haben, daß es genüge, Jude zu sein, um am Reich Gottes teilzunehmen. Das war ausgeschlossen durch den ganzen sittlichen Charakter der jüdischen Religion, durch das Gesetz, so gut als durch die Propheten. Wer Gottes Willen tut, der wird eingehen ins Gottesreich, dieser elementare Grundsatz hebt einen oberflächlichen Nationalismus auf. Aber es wäre deshalb doch möglich, daß in Israel sich die günstigsten Bedingungen fänden, und daß es, wenn der letzte entscheidende Ruf Gottes ihm gebracht wird, vom Schlaf erwachte und zeitig sich vorbereitete durch Umkehr und gründliche Sinnesänderung. So muß Jesus es anfangs erhofft haben; das große Vertrauen, das ihm bei seinen Zuhörern entgegengebracht wurde, die Begeisterung, mit der ihm die Massen anhingen, auch mancherlei wirkliche oder scheinbare Früchte seines Rufs zur Umkehr, müssen ihm Mut und Zuversicht erweckt haben. Als er seine Zwölfe sich auswählte zu Gehilfen seiner Mission,[1]) zu Menschenfischern, wie er dem Simon erklärte,[2]) und als er das Wort sprach von der großen Ernte und den wenigen Arbeitern,[3]) da muß die freudige Hoffnung auf einen reichen Ertrag seiner Arbeit an seinem Volk alle andern niederdrückenden Stimmungen für einen Augenblick verscheucht haben.

Nicht im Sinn eines Optimismus, der das wirkliche Menschenherz nicht kannte und harmlos vertraute auf gute Kräfte der unverdorbenen Menschennatur. Das würde zu dem ernsten Grundton von der notwendigen Umkehr niemals stimmen. Aber doch durfte er sich freuen an aufrichtigen und ernsten

---

[1]) Mk 3, 13–19. [2]) Mk 1, 17. [3]) Mt 9, 37, 38.

Volksgenossen, neben den gleichgiltigen, stumpfsinnigen oder selbstgerechten und heuchlerisch frommen Seelen. Leider ist es uns nicht mehr möglich, den allmählichen Umschwung in der Stellung Jesu zu seinem Volk aus den Quellen zu verfolgen bis zur gänzlichen Absage, zur düstern Gerichtspredigt ohne Glauben an eine mögliche Abwendung des Gerichts. Die Jesusworte sind in jedem unsrer Evangelien anders geordnet und in keinem einzigen aus einer Kenntnis ihrerm chronologischen Folge richtig in das Leben Jesu hineingearbeitet. Wir können diese Jesusworte unter einander gruppieren nach Graden der Hoffnungsfreudigkeit bis Hoffnungslosigkeit, obschon alle solchen Versuche wenig Gewißheit gewähren. Das Grunderlebnis war dies: daß Jesus die Früchte, die er suchte, nicht fand bei seinem Volk,[1]) das gerade in seinen scheinbaren Vorzügen religiöser Erziehung und Sättigung den Grund zu seiner besonderen Rückständikeit, Verschlossenheit und Verstocktheit in sich trug. Wir Heutigen können das aus unsrer Kenntnis des Geschichtsverlaufs der jüdischen Religion vielleicht besser als Jesus begreifen; es ist für uns viel weniger eine Überraschung als für ihn. Weil Israel das Volk der Religion war vor andern Völkern, deren keines doch auch nur annähernd eine religiöse Literatur von solcher Kraft und solchem Ernst hervorbrachte, darum eben konnte es so leicht den besonderen Gefahren eines frommen Volkes unterliegen. Es mußte sich auf der einen Seite eine Pflege der Religion um der Religion willen ausbilden, ein immer höher und höher gesteigerter Heiligkeitspietismus und Pedantismus, der doch völlig neben dem Leben lag und den Grundsatz der Absonderung des Heiligen von allem Unheiligen in schauderhafter Geistesenge, Unmenschlichkeit und Lieblosigkeit veräußerlichte, und es mußte sich als Gegengewicht im gleichen Volkstum eine rein selbst-

[1]) Mk 12, 1ff.

süchtige, genußsüchtige mammonistische Tendenz zur Riesengröße auswachsen, neben der dann die Frömmigkeit nur als äußerlicher Firnis erschien. Gerade an diesem Volk mußte der Ruf Jesu zur Umkehr und ganzen Hinwendung zum Ewigen im Leben selbst, nicht abseits des Lebens verhallen, wenn auch wieder nur aus diesem so geführten und erzogenen Volk eben dieser Ruf zur Umkehr mit solcher Resolutheit und Wahrhaftigkeit konnte erhoben werden. Dazu nehme man endlich die übermächtige politisch-nationale Strömung, welche alle Leidenschaft gegen Rom, den äußern Feind, richtete und deshalb für die viel größern inneren Feinde den Blick trübte und umnebelte. Ein solches Volk als Ganzes konnte für das Gottesreich unter den Bedingungen, die Jesus ihm vorlegte, niemals und unter keinen Umständen reif erscheinen, und Jesus hätte seine ganze sittliche Forderung aufgeben müssen, wenn er den Glauben hätte festhalten wollen, Israel sei so, wie es wirklich war, das Volk, dem Gott die Herrschaft geben könne.

Aber daraus ergaben sich für Jesus schwere innere Verwicklungen. Reich Gottes und Volk Gottes hatten doch auch für ihn selber zusammengehört. Reich Gottes, das hieß so viel wie Theokratie, und was soll eine Theokratie bedeuten ohne ein Volk, das ihren Bestand ausmacht.

Gerade im Konflikt mit seinem Volk, das ursprünglich als Ganzes für das Reich Gottes bestimmt sein wollte, nahm der Ruf Jesu seine bestimmte Wendung zu den einzelnen. Der Nationalismus geht völlig in Trümmer, und es erhebt sich ein religiöser und sittlicher Individualismus von höchster Strenge und innerlichstem Ernst. Der einzelne und die wenigen einzelnen werden die Kategorie, mit der Jesus zuletzt arbeitet. Wir kennen auch Jesusworte aus der letzten Zeit, in denen er auf die „vielen" Bezug nimmt in seiner Hoffnung.[1] Aber auch diese vielen sind

[1] Mk 10, 45; 14, 24.

immer Einzelne, nicht von ferne mehr das Volk als ganzes, und es sind im Verhältnis zum ganzen Volk doch die wenigen. Das ist das eine. Die andere wichtige Folge des Zusammenbruchs der Hoffnung für das ganze jüdische Volk wird der Ausblick auf die Heidenwelt, d. h. auf einzelne aus den Heiden, viele, nach einem Jesuswort, die herzukommen und Anteil am Reich Gottes finden werden.[1]) Von zwei Seiten her begann die Gedankenwelt Jesu sich für die Heiden zu öffnen. Er selbst begegnete einzelnen aus der Heidenwelt, die ihm mit einem überwältigenden Vertrauen entgegenkamen.[2]) Die Überlieferung weiß noch davon zu erzählen, welchen Widerstand die nationale Frömmigkeit Jesu solchen neuen Erfahrungen entgegensetzte, aber das Endergebnis war doch jedesmal, daß Jesus von dem Glauben der Heiden überwältigt wurde. Merkwürdigerweise münden die beiden Erzählungen unsrer Evangelien von solchen Erlebnissen Jesu mit gläubigen Heiden in Heilungen in die Ferne aus. Es ist, wie wenn die Überlieferung gerade in diesen Fällen betonen wollte, daß Jesus nicht zu den Heiden ins heidnische Haus ging, wie auf der andern Seite das Zutrauen der Heiden zu seiner heilenden Kraft sich bei einem Glauben an Fernenwirkung in ganz besonderer Größe offenbaren mußte. Kaum gibt es in den Evangelien einen rührenderen Zug als diese Geschichte von der heidnischen Frau, die Jesus durch ihre Standhaftigkeit herumbringt, so daß er, der Große und Gewaltige, von dem armen Weiblein völlig bezwungen wird. Das wird schwerlich auf Erfindung beruhen. Warum soll Jesus nicht wie ein Mensch seine jüdischen Schranken an sich getragen haben und etwas Neues und Großes gelernt haben in seinem Verkehr mit Menschen aller Art? Dazu aber kam bei ihm die Erinnerung an die Durchbrechung des Nationalismus in wichtigen Gestalten

---

[1]) Mt 8, 11. [2]) Mt 8, 5–10; Mk 7, 25–30.

seiner Bibel. Die Gestalt der heidnischen Königin von Saba, die von den Enden der Erde her, zu Salomo pilgerte, um Weisheit von ihm zu lernen, die Niniviten, die auf die Bußpredigt des Jonas hin noch einmal gründlich umgekehrt waren,[1]) wurden in seinem Geist neu lebendig als beschämende Beispiele im Gegensatz zu diesem Volk Gottes, dem alle Zeichen der göttlichen Liebe und des göttlichen Ernstes gegeben wurden, und das nicht aus dem Gewohnheitsschlaf aufzuwecken war. Wenn er sich das vor Augen stellte, was diesen Juden seiner Zeit durch Johannes, durch ihn selbst, durch seine Jünger noch einmal in letzter Stunde geschenkt wurde von Lockungen des göttlichen Erbarmens, und wie jeder Ruf in der weiten Luft verhallte, ohne Gehör zu finden, da kamen ihm selbst die bösen Buben in Sodom und Gomorrha und die lasterhaften Heiden in Tyrus und Sidon noch als die besseren Menschen vor, und er meinte, es werde diesen erträglicher gehen am Gerichtstag als den Juden seiner Zeit.[2]) Indem derart die Wagschale des Gottesvolkes sank und sank, und dafür die Wagschale mancher Heiden und Heidenstädte in die Höhe stieg, geriet mehr und mehr der ganze schroffe Dualismus des heiligen Gottesvolkes und der bösen Heidenwelt überhaupt ins Wanken, Licht und Finsternis begannen sich ganz anders zu verteilen; wieder trat allein der einzelne vor den Richterstuhl Gottes, nicht mehr nach seiner Volksbestimmtheit, sondern nach seinem wahren Wesen und Tun. Aus dem Individualismus, der jeden Menschen als Menschen, als Seele wertet vor seinem Gott, erhob sich der Anfang eines Universalismus, der sich aus den Unterschieden der Völker, selbst dem allerwichtigsten Unterschied des Gottesvolkes von den Heiden, nicht mehr viel machte, sondern allen denen die Tore des Reiches Gottes öffnete, welche umkehrten und die Bedingungen erfüllten, die

---

[1]) Mt 12, 41 f. [2]) Mt 11, 20–21; 10, 15.

Gott ein für allemal auf den Eingang in sein Reich gesetzt hat.

Freilich schwerlich wird diese Entwicklung bei Jesus zum vollen Abschluß gekommen sein; dagegen würde einfach schon die Geschichte des apostolischen Zeitalters sprechen. Es ist aus den Evangelien selber sehr schwer zu entscheiden, inwiefern Jesus wirklich mit seinem Volk gänzlich gebrochen hat. Auf der einen Seite kennen wir Gleichnisse und einzelne Worte Jesu, in denen die Verwerfung Israels sozusagen nackt ausgesprochen ist, und das Gericht zur Vernichtung in Bälde erwartet wird. „Die Söhne des Reichs werden hinausgeworfen in die äußerste Finsternis,"[1]) lautet ein Spruch der sonst eher gut jüdisch orientierten Spruchsammlung. Das Gleichnis von den bösen Weingärtnern[2]) macht bereits die Hinrichtung des Sohnes zu der Todsünde, welche das Gericht und die Vergabung des Weinbergs an andere, — gedacht ist an die Heiden — zur Folge hat. Auch das Gleichnis vom Gastmahl läßt die ursprünglich Geladenen zur Strafe für ihr Nicht-Erscheinen ausgeschlossen werden von allen Festfreuden und andere an ihrer Stelle zur Tafel sich setzen.[3]) Und während das Gleichnis vom Feigenbaum noch eine letzte Frist in Aussicht nimmt, um dem Baum noch einmal Gelegenheit zu geben, Frucht zu bringen,[4]) fällt Jesus in der Erzählung vom unfruchtbaren Feigenbaume[5]) kurzerhand den Fluch über den Baum, für den er jede Hoffnung aufgab. Dazu die furchtbaren Worte Jesu über den Tempel und seine Zerstörung,[6]) die in seinen Prozeß verwoben wurden[7]) und vielleicht beim Synedrium den Ausschlag gaben für seine Verurteilung. Aber diesen Instanzen stehen wieder andere mildere entgegen, nicht nur das Gleichnis vom Feigenbaum als mildere Variante der Geschichte von

[1]) Mt 8, 12. [2]) Mk 12, 1–12. [3]) Mt 22, 1–14. [4]) Lk 13, 6–9. [5]) Mk 11, 12–14. [6]) Mk 13, 1–4. [7]) Mk 14, 58.

seiner Verfluchung, sondern vor allem Tatsachen aus der Geschichte der letzten Tage Jesu in Jerusalem: der messianische Einzug Jesu in die Stadt und seine Annahme der Huldigung der Festpilger, die den Anbruch des davidischen Reiches mit Jubel begrüßten,[1]) man kann sagen, überhaupt die letzte Reise Jesu zum Fest nach der Hauptstadt, als sollte dort eine Entscheidung hervorgerufen werden, — eine Handlungsweise, die doch entschieden noch Hoffnung in Jesu Seele vorauszusetzen scheint. Wie er dann im Tempel auftritt und für den Tempel und seine Heiligkeit eifert,[2]) das macht doch nicht den Eindruck eines Mannes, der Volk und heilige Stadt und Tempel schon völlig aufgeben hat. Auch das Wort von den vielen, denen sein Tod zugute kommen soll,[3]) vorausgesetzt, daß es ein Jesuswort sei und nicht erst von der Gemeinde ihm zugeschrieben, würde als nächsten Sinn vermuten lassen, daß Jesus mit dem Gedanken gestorben sei, es könne sein Tod bei vielen den Umschlag zu ihrem Heil bewirken, den sein Leben nicht habe erreichen können. Obschon auch wieder zugegeben werden muß, daß das Wort selber uns keinen festen Anhaltspunkt gibt, an wen Jesus bei den „vielen" gedacht haben mag.

Vielleicht fahren wir am sichersten, wenn wir den Konflikt in der Seele Jesu nicht völlig bis zur letzten Konsequenz gelöst denken. Fest steht der Bruch Jesu mit dem Nationalismus als Folge seiner rein sittlichen Forderung, die Offenheit für einzelne aus der Heidenwelt,[4]) die Gott herzuführen wird, die Ahnung eines Vernichtungsgerichts gerade über das alte Volk Gottes. Aber ob Jesus ein für allemal sein Volk gänzlich aufgegeben hat, oder ob er bis zu seinem letzten Atemzug noch auf eine Umkehr des Volks, vieler aus seinem Volk,

[1]) Mk 11, 1–10. [2]) Mk 11, 15–19. [3]) Mk 10, 45. [4]) Mt 8, 5–10; 15, 21–28.

gehofft hat, würde ich mich nie getrauen, mit rundem Nein oder Ja zu beantworten. Düstere Gerichtsahnungen, die sich in furchtbaren Drohungen entladen, sind immer noch vereinbar mit einer Liebesarbeit und einer Ausdauer der Hoffnung bis zum letzten Augenblick. Wir werden ungefähr denselben innern Widerspruch in der Leidensahnung Jesu wiederfinden. Tatsache ist jedenfalls, daß die Jünger Jesu nach Jesu Tod mit ihrem Volk keineswegs fertig waren, daß sie fortfuhren, an seiner Bekehrung zu arbeiten, ja daß einzelne von ihnen sogar bei der Beschränkung auf Israel stehen blieben und das Bild Jesu im jüdischen Rahmen festzuhalten entschlossen waren. Das ist nicht ganz leicht vereinbar mit einer absolut und für immer fertigen Stellung Jesu, auch wenn wir jüdische Rückbildungen im Jüngerkreis als für nicht ausgeschlossen halten. Klare Erkenntnis, daß das Volk als ganzes in sein Verderben eilt und sich vom Gottesreich ausschließt, und dennoch Liebe zu diesem seinem Volk, Arbeit an seiner Rettung bis zum Äußersten, so möchten wir uns Jesus in seinen letzten Tagen vorstellen; ein sicheres Wissen darüber gibt es nicht.

Ganz ähnlich zeigt die Stellung Jesu zur Heidenfrage keinen Abschluß seines Denkens. Aller Wahrscheinlichkeit nach gab Jesus seinen Vertrauten und Arbeitsgenossen niemals einen bestimmten Befehl zur Heidenmission; der einfachste Beweis liegt wieder in den Kämpfen des apostolischen Zeitalters um diese Fragen. Aber wie er persönlich Gelegenheit hatte, Heiden kennen zu lernen, welche er offener, geschickter für sein Gottesreich fand als die Masse des israelitischen Volkes, so sah auch sein prophetischer Blick ins nahe Gottesreich statt der die Einladung verschmähenden Juden viele herbeiströmen von Ost und West und sich mit Abraham und den Patriarchen zu Tische setzen[1]) als Vertreter der

---

[1]) Mt 8, 11.

Heidenwelt. Wie solche Heiden dazu kommen würden, durch welche Vermittlung der Ruf zum Gottesreich an sie gelangen möchte, darüber keine Andeutung bei Jesus; das überließ er seinem Gott. Gott mag es ihnen eingeben und ihre Herzen lenken, daß sie aus freiem Drang sich einfinden. wenn das Gottesreich sich auf die Erde niederläßt. Nach Markus hätte Jesus freilich in seinen letzten Tagen zweimal von der Verkündigung des Evangeliums in der ganzen Welt und an alle Heiden gesprochen,[1]) allein da diese beiden Worte die Weltmission weniger durch einen Befehl begründen, als vielmehr einfach voraussetzen, könnten hier leicht Verhältnisse des späteren Missionslebens in den Mund Jesu zurückgetragen sein. Bei der Salbung in Bethanien mag Jesus irgendwie angedeutet haben, daß man von der Tat dieser Frau in der ganzen Welt noch erzählen werde, im Gedanken an das kommende Gottesreich, in dem das Kleinste und Verborgenste zur Offenbarung für alle kommen wird; die Überlieferung aber dachte an das Nächste, was sie erlebte, die Verkündigung des Evangeliums in der weiten Welt. Das Wort von der Heidenmission in der Zukunftsrede aber ist wie lose eingeschoben in eine Weissagung von Verfolgungen der Jünger auf judäischem Boden, zu der wir eine merkwürdige Parallele haben in dem alten Wort, daß die Jünger bei ihrer Mission von einer israelitischen Stadt zur andern sollen vertrieben werden, bis der „Mensch" kommt.[2]) Man merkt ganz wohl: wir stehen da auf unsicherem Boden, und es sind wieder die Richtungen in der Urgemeinde, die sich das Bild Jesu bald heidenfreundlich, bald spröde gegen die Heiden ausmalen. Bleiben wir darum bei dem Sicheren: Jesus hat von innen her den Nationalismus durchbrochen, hat die Bedingungen für das Gottesreich so rein sittlich und religiös gestellt, daß kein Jude als solcher mehr Eingang

---

[1]) Mk 14, 9; Mk 13, 10. [2]) Mt 10, 23.

finden und schließlich auch kein Heide als solcher ausgeschlossen werden konnte. Alles weitere überließ er seinem Gott, von dem er auf alle Fälle den Auftrag bekommen hatte, am alten Gottesvolke zu arbeiten.

Von Schwärmerei ist in all dem keine Spur. Alle Kämpfe Jesu, die er mit sich selbst und mit dem Judentum auf diesem Gebiet auszufechten hat, sind Folgen seiner ernsten sittlichen Auffassung von den Eingangsbedingungen zum Gottesreich. Hier ist für gar keinen Rausch und keine bloße Begeisterung Platz, eben deshalb auch für keinen Nationalismus, der kraft der Abstammung ein Vorrecht beanspruchen möchte. Durch die enge Pforte auf dem schmalen Weg führt einzig das Tun des Willens Gottes in das Gottesreich hinein; jeder andere leichtere Weg ist verschlossen. Das letzte Wort hat immer die ernste heilige Besinnung, die scharfe Selbstkritik, die Prüfung jedes einzelnen vor den Augen des Weltrichters. Und doch zugleich Vertrauen, wie ein Kind allein es fertig bringt, Kindersinn, Kinderunbefangenheit und Harmlosigkeit! Man denke solche Gegensätze zusammen. Der das innerlich verbindet, das war Jesus.

Aber die Frage der Schwärmerei begegnet uns auf dem letzten schwersten Gebiet. Wie hat Jesus die Widerstände der rauhen Wirklichkeit gegen sein kühnes, grandioses Hoffen überwunden? Das Reich Gottes im Sinn der Wunderwelt, wie er es erwartete, kam ja nicht.

Wir finden die Antwort am besten durch Erinnerung an die dreifachen Aussagen Jesu über das Reich Gottes und sein Kommen. Voran steht zunächst das Wort von der großen Nähe, das wunderbare „bald!" demnächst! mit dem der Meister und die Genossen die Dörfer Galiläas durchzogen. Mit diesem „bald, bald" weckten sie die Zuhörer aus ihrem Schlaf, riefen zur Umkehr, verscheuchten die Sorgen, entflammten die große Sehnsucht nach Gott und seinem Wunderreich. Darüber hinaus wußte Jesus im engsten Vertrauten-

kreis die Hoffnung zu wecken, daß man bereits eingetreten sei in die Gottesreichsperiode; schon erliegen die Dämonen, schon sah Jesus selbst den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz,[1]) schon bricht die heilende und helfende Wunderkraft des Gottesreichs sich Bahn unter den Menschen überall, wohin Jesus kommt. Das Gottesreich — mitten unter euch ist's. Selig ihr Augen- und Ohrenzeugen und selig, wer sich nicht an mir ärgert! Seid nicht bekümmert wegen der Kleinheit des Anfangs; so gewiß der Anfang, so gewiß das Ende, habt Vertrauen, sorget nicht, es ist ja schon da, es kommt, es kommt! Wie lange diese selig getroste Stimmung im Jüngerkreis andauerte, wissen wir nicht, weil wir überhaupt über keine genaueren Zeitangaben aus dem öffentlichen Auftreten Jesu verfügen.

Aber dann kamen die Wetterwolken, die kleinen und großen Enttäuschungen, die eine Hauptenttäuschung, daß das Volk Gottes von seinem König nichts wissen wollte und Gottes Stimme in ihm verwarf, und daß es mit dem persönlichen Geschick dieses letzten entscheidenden Gottesgesandten abwärts statt aufwärts ging, zum Leiden, zur Katastrophe, statt hinauf auf den Messiasthron. Vielleicht war der Einzug Jesu in Jerusalem unter dem Jubel der Festpilger der letzte helle Punkt in einer bereits niedergehenden Laufbahn.[2]) Da schienen noch einmal Jesus und sein Volk vorübergehend sich zu finden; wie in der Legende auf dem Berg der Verklärung, so flammte hier mitten unter den Volksmassen eine messianische Begeisterung auf, das davidische Reich schien anzubrechen. Aber vorher und nachher lauter düstere Ahnungen von Leiden und Tod in Jesu Seele, und kein Wort mehr vom gegenwärtigen Gottesreich und von den Wunderkräften, an denen man sein Dasein mit Händen greifen sollte! Das eben ist das Merkwürdige. Auch wenn wir auf eine genaue

[1]) Lk 10, 18. [2]) Mk 11, 1–10.

Datierung aller einzelnen Jesusworte verzichten, es bleibt doch auffallend, wie stark das Wunder bei Jesus zurücktritt in der letzten jerusalemischen Zeit, und wie entschieden die Gottesreichsbotschaft sich in die Botschaft vom kommenden Gericht verwandelt hat. Eins bloß ist geblieben: das „bald“, in nächster Zeit, in der lebenden Generation! Das letzte Wort Jesu vom Reich Gottes im Jüngerkreis: „ich werde nicht mehr trinken von dem Gewächs des Weinstocks, bis ich's mit euch neu trinke im Reich Gottes,“[1]) klingt wie ein wehmütig frohes: auf Wiedersehn im Gottesreich in kurzer Zeit! Nirgends ein Ausblick auf Jahrhunderte oder gar Jahrtausende. Um die heute lebende Generation handelt es sich; sie, die Jesus verwarfen, sollen Zeugen seiner Herrlichkeit werden. Die ganze Geschichte des Urchristentums nach Jesu Tod steht unter dem gleichen Zeichen: in Bälde!

Für uns liegt hier ein schweres Problem vor, das in den Evangelien fast völlig verdeckt ist. Hat Jesus seinen Glauben an den Anbruch des Gottesreichs in den Wunderkräften der Gegenwart festgehalten oder wieder aufgegeben? Tatsache ist, daß die evangelische Überlieferung auf der einen Seite die Erinnerung an den Anbruch des Gottesreiches mit Jesus, seinem König, streng festhält und mit wundervollen Worten und Gleichnissen Jesu belegt, und auf der andern Seite aus den letzten Tagen Jesu das Bild des Gerichtspropheten zeichnet, der fast ausschließlich nach der Zukunft, der nahen Zukunft deutet. Von einem Schwanken bei Jesus selbst, einer Preisgabe eines früheren frohen Glaubens in spätern düstern Stunden, sagt uns die Überlieferung kein Wort; nach ihr macht Jesus durchaus nicht den Eindruck, sich in seiner Hoffnung innerlich gewandelt zu haben, und trotzdem die höchst verschiedene Stimmung der Jesusworte aus verschiedenen Partien der

---

[1]) Mk 14, 25.

Evangelien. Wir möchten zu einem annähernden Verständnis dieses Widerspruchs Analogien aus der späteren Geschichte der Christenhoffnung z. B. die Haltung des ältern, zum Teil auch des jüngern Blumhardt heranziehen. Deren Hoffnung hat sich eigentlich immer gewandelt und ist gleichzeitig doch dieselbe Hoffnung geblieben. Sie haben aber in den einen Zeiten mehr das hervorgehoben, was ihnen schon geschenkt wurde an Gottesreichskräften, und zu anderen Zeiten das, was erst noch kommen soll und noch aussteht. Wo ein Logiker mit seiner Logik Widersprüche konstatieren möchte, erlebt der Prophet und erlebt der Gläubige bloß verschiedene Seiten des gleichen Tatbestandes, deren keine ihn an der andern irre machen kann. Für ihn ist immer beides Wahrheit, daß das Reich Gottes schon angebrochen ist in den Erlebnissen von Gottes Kraft und Liebe, und daß das Reich Gottes noch durchaus aussteht angesichts der überwältigenden Größe der gottfeindlichen Widerstände. Eine nüchterne Epigonenzeit freilich wird unmöglich beständig in diesem Widerspruch leben können; sie wird sich entschließen, entweder an die Gegenwart des Gottesreichs zu glauben, oder an sein Kommen in der Zukunft, das eine oder das andere. Aber gerade die Zeiten der größten religiösen Lebendigkeit, der gesteigerten Kraft und Freude machen sich nichts aus solchen Gegensätzen; sie spotten der logischen Widersprüche, sie leben gerade vom Gefühl des Disparaten und doch innerlich Einfachen und Ganzen. Gegenwart und Zukunft der Ewigkeit sind für sie nur die beiden Seiten der einen Wirklichkeit, die sie erleben, indem sie von einem zum andern hin und her geworfen w rden. Diese religiöse Unmittelbarkeit muß noch bis in die Zeit der ältesten Evangelienfixierung angedauert haben; sie macht es verständlich, daß die Evangelisten Jesus mit solchen Widersprüchen zeichnen und zugleich sich gar nichts daraus machen konnten, und sie treffen darin vermutlich das richtige Verständnis Jesu besser

als unsre mühsam sichtende und sondernde Evangelienkritik.

Immerhin zeigt uns der Ausgang Jesu, daß auch für ihn trotz aller Lebendigkeit und Beweglichkeit der Hoffnung der furchtbare Widerspruch des ganzen Gottesreichsglaubens zu den Ereignissen der Wirklichkeit dann und wann mit seinem ganzen Gewicht auf seine Seele fiel. Die Seelenangst, die Jesus in Gethsemane durchmachte[1]) und sein Notschrei am Kreuz: „mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?"[2]) stellen wohl den Tiefpunkt im Hoffnungsleben Jesu dar und kontrastieren merkwürdig mit dem ruhigen getrosten Abschiedswort kurz vorher: auf Wiedersehen im Reiche Gottes![3]) Und solche scharfen Gegensätze dürfen nicht auf dem Weg historischer Kritik beseitigt werden durch Preisgabe des einen zugunsten des andern; sie wollen psychologisch verstanden werden aus der Seele eines Lebendigen. Jesus hat es erleben müssen, daß ungefähr das reine Gegenteil seiner ganzen messianischen Erwartung sich erfüllte: statt daß sein Volk die Einladung zum Gottesreich annimmt, schlägt es den, der sie ihm im Namen Gottes brachte, ans Kreuz, und statt daß die neue Wunderwelt unwiderstehlich hereinbricht mit völliger Besiegung aller gottwidrigen Mächte, Dämonen, Krankheit, Sünde und Tod, muß Jesus an sich selbst die Kraft aller dieser Mächte und zuletzt des Todes erfahren und darin untergehen. Der ganze Weltlauf setzt sich gegen den, welcher sein Ende weissagte, zur Wehr und wirft ihn mit seiner brutalen physischen Gewalt zu Boden. Die spätere Christenheit versüßte sich das Furchtbare, indem sie Jesu Leiden und Tod den Wert des letzten großen Sühnopfers für die ganze Menschheit beilegte und ihn selbst mit dem Bewußtsein sterben ließ, daß sein Leiden der ganzen Menschheit den Frieden bringe. Drüber ist nicht zu spotten,

---

[1]) Mk 14, 32–42. [2]) Mk 15, 34. [3]) Mk 14, 25.

denn dem Stellvertretungsgedanken eignet eine unverlierbare und tiefe Wahrheit. Aber es ist mehr als fraglich, ob Jesus selbst mit solchen Gedanken in den Tod ging, und vollends, ob sie ihm, wenn er sie zuvor gelegentlich mochte erwogen haben, hinweggeholfen haben über den furchtbaren Ernst der letzten Stunden. Das älteste Evangelium jedenfalls weiß nichts davon, sondern überläßt den leidenden Jesus der ganzen Größe seines Jammers.[1]) Es gehört zur rechten Ehrfurcht vor Jesus, daß wir es nicht anders damit halten als das älteste Evangelium.

Also ein Zusammenbruch seiner Reichsgotteshoffnung? Das wäre wieder zu leicht gesagt. Eher ein physisches und seelisches Unvermögen, sich in den letzten Qualen an sie zu klammern und mit ihrem „Dennoch" das Entsetzliche zu überwinden. Scharf kontrastiert gerade bei Markus der triumphierende Ton Jesu im Bekenntnis vor dem Synedrium mit dem Jammer des Gekreuzigten. Ohne diesen ganzen Jammer wäre Jesus doch mehr ein poetischer Held als ein echter Mensch. Warum soll ein Mensch nicht jammern und schreien, wenn der Weltlauf das Gegenteil dessen bringt, was er mit ganzer Seele und kindlichem Vertrauen von seinem Gott erwartet hat? Blasierte und Altkluge mögen ihn einen Toren schelten, daß er überhaupt so Großes gehofft hat. Aber in seiner Hoffnung lag die Kraft der folgenden Jahrhunderte.

Indes erinnern wir uns angesichts dieses unharmonischen Ausgangs dankbar an die schlichten Ewigkeitsworte in den Sprüchen Jesu vom Gottesreich. Nicht bloß an das nahe herbeikommende Gottesreich hat Jesus seine Hoffnung geknüpft; in seinen Worten stellt er oft genug vor jeden Menschen den Doppelausgang seines Lebens und der Geschichte: Leben und Verderben, Seligkeit bei Gott oder Pein

---

[1]) Mk 15, 33–37.

in der Hölle, und läßt diese zwei gewaltigen Realitäten auf seine Seele wirken, unverworren mit der Frage: wie bald treten sie vor dich? Das ist das ruhende Element in der Hoffnung Jesu. Es gibt für jedes Menschenleben ein ewiges Ziel bei Gott, ob auf der Erde, ob irgendwo im Paradies, in Abrahams Schoß, was kann daran liegen? Und für dies Ziel sollen wir hier in diesem Erdenleben reif werden und sollen es sterbend mit hinübernehmen in die Ewigkeit. Ja, dies Ziel soll uns schon auf Erden Mut und Trost und Hoffnung geben und uns stark, geduldig, ausdauernd und froh machen auch in der Welt der Gottesferne. Das wahre Reich Gottes ist die Ewigkeit, in die wir alle früher oder später eingehen werden. Reif werden für die Ewigkeit, das ist aller Menschen Beruf. Reif werden für die Ewigkeit gerade durch Arbeit, Kampf, Liebe und Geduld auf dieser Erde, in die auch für uns das göttliche Samenkorn ausgestreut ist und auf der es Frucht bringen soll für Gott und Menschen zur Verherrlichung des Vaters im Himmel.

In der Hoffnung Jesu steht wie in seinem Gottesglauben und seiner Forderung dicht bei einander Ewiges und Augenblickliches; es kommt immer darauf an, was die Menschen vor allem herausgreifen. Für ihn selbst und seine Genossen lag aller Ton auf dem „bald", und auf dem „jetzt"; das gab seiner Hoffnung den enthusiastischen Schwung und die furchtbare Spannung und Enttäuschung. Denn dies ersehnte Gottesreich kam nicht, die Dämonen behielten ihre Herrschaft, Krankheit, Leid aller Art und Tod sind im Regiment geblieben bis heute; vor allem die Sünde fuhr fort, nichts von ihrer Kraft einzubüßen und die goldnen Tage eines Reiches des Guten, unvermischt mit Bosheit und Unreinheit, sind ferner denn je. Der Weltlauf als Ganzes ist durch Jesus nicht anders geworden. Die Wunderwelt der Ewigkeit, die Jesus auf Erden erwartete und schon anbrechen sah, ist für uns reine Zukunft und Jenseitigkeit geblieben. Darum

ist es wichtig, auch in der Hoffnung das Ewige bei Jesus neben dem Zeitlichen und Vorübergehenden klar zu erkennen. Es ist der unerschütterliche Glaube an ein Gottesreich überhaupt als Ziel der ganzen Geschichte und jedes Einzellebens, der Glaube an ein Vollkommenes und Absolutes, das einmal kommen oder in das wir einmal kommen müssen, der Glaube, daß Gott das letzte Wort in der Geschichte hat, und daß jedes Einzelleben auf Gott hin geschaffen ist, damit es seine Seligkeit und Ruhe in ihm finde. Man durchlese einmal die Bergpredigt unter diesem Gesichtspunkt! Dann leuchtet uns die ewige Wahrheit aus ihr, und es wird dann bloß ein Unterschied der Redensart, ob wir beten wie Jesus im Unser Vater: Dein Reich komme! oder wie die spätere Christenheit: laß uns eingehen in dein Reich! Jesus selbst sagt in der Bergpredigt das eine und das andere.

Heißt das nun, daß mit Jesus nichts Neues in die Welt getreten ist und seine ganze Reichsgotteshoffnung ein schöner Traum war? Nein, aber das, was gekommen ist, und was er neu gebracht hat, war und ist etwas völlig anderes, als was er und seine ersten Jünger erwartet haben. Etwas anderes, d. h. nicht das Letzte, nicht das Vollkommene, nicht den ewigen Gott selbst, aber es heißt nicht etwas Gleichgiltiges, etwas Belangloses, etwas, was der Welt keine andere Richtung und Farbe gibt. Es ging mit dem Gottesreich, das Jesus hatte bringen wollen, wie mit tausend andern großen und hohen Postulaten und Hoffnungen auf der Welt. Die Menschheit oder wenigstens einzelne Kreise in der Menschheit kommen dadurch einen mächtigen Schritt vorwärts; es bildet sich ein Neuansatz, eine Revolution, die weitere und weitere Kreise zieht und Aufgaben und Hoffnungen der Unendlichkeit enthüllt. Das Größte liegt gerade in der Sehnsucht, im Nicht-Erfüllten. Das macht unruhig und treibt die Menschheit vorwärts. Nicht das, was diese Großen selber sich ausdachten, und sicher nicht, wie sie es sich

ausdachten, kommt wirklich und stellt sich ein, aber etwas anderes, nicht weniger Großes, Reiches, Wunderbares, das der Welt neue Richtung geben kann. Geschichtlich betrachtet klingt es ja sehr bescheiden und fast wie Spott, wenn man sagen wollte: Jesus hat zwar nicht das Reich Gottes gebracht, aber eine neue Religion. Das ist, eines am andern gemessen, sehr wenig. Und dennoch, in dieser neuen Religion arbeiten die Kräfte vorwärts, die Jesus mit seinen neuen Hoffnungen und Forderungen und seinem Gericht über die jeweilige Gegenwart auf die Erde gebracht hat.

V. Jesus der Christus.

Jesus hat nicht sich selbst gepredigt, sondern Gott und die Sache Gottes, und der viel zitierte und angefochtene Satz Harnacks: in das Evangelium, wie es Jesus verkündet hat, gehört nicht der Sohn, sondern allein der Vater, gibt zweifellos den Tatbestand wieder. Er verkündete den Juden seiner Zeit die Frohbotschaft vom kommenden Reiche Gottes, forderte sie auf zum Tun des Willens Gottes, um in dies kommende Reich einzugehen und stärkte in ihnen das Vertrauen auf den Vatergott, den Herrn Himmels und der Erde. So wenigstens hat die Überlieferung in den drei ersten Evangelien uns das Bild Jesu aufbehalten: im Johannesevangelium steht dann schon das Zeugnis Jesu von seiner Person und ihrer göttlichen Würde im Mittelpunkt. Allein es ist ganz eigen, wie auch die ersten Evangelien den Lesern immer die Frage: wer ist denn er selbst? aufzudrängen wissen. Wort und Bild Jesu erwecken den Eindruck, daß hier Sache und Person ganz besonders eng verbunden seien, und die Herausstellung der Sache: des Gottesglaubens, der Forderung, der Verheißung — das, was Jesus gebracht habe und gewesen sei, keineswegs erschöpfe. Nur schon der Ausgang des Lebens Jesu zeigt einem jeden, wie hier sich der ganze Kampf persönlich zuspitzt und zuletzt alles daran hängt, ob Jesus recht habe mit seinem Glauben an sich selbst, nicht mit Wahrheiten, die sich jederzeit von seiner Person abtrennen lassen. Von hier aus begreift es sich auch, daß die neue Religion, die mit Jesus in die Welt trat, sogleich bei

ihrer ersten Organisation sich um die Person Jesu und den Glauben an seine Person gruppieren mußte. Kaum für irgend eine andere Religion der Welt ist die Person des Stifters und die Bedeutung, die ihm beizulegen ist, so zentral geworden. Man wird das in mancher Hinsicht bedauern, weil die große Sache, die er vertrat, die Sache seines Gottes, zuweilen schweren Schaden nahm durch die Schätzung seiner Person und den Streit über die Titel, mit denen man diese Schätzung ausdrücken wollte. Aber auf der andern Seite: wenn wir den Glauben an Jesus und die Liebe zu Jesus aus dem Christentum entfernen wollten, wie armselig würde es? Und wenn nicht alles trügt, und unsre älteste Überlieferung uns in unbegreiflicher Weise irreführen sollte, liegt der letzte Grund dieser ganzen persönlichen Zuspitzung der Jesusreligion bei niemand anderem als ihm selber. Es war der Eindruck seiner Person, der seine ersten Jünger und Vertrauten zu dem Bekenntnis nötigte: du bist der Messias (= der Christus) Gottes.

Schon in der ganzen äußern Lebenshaltung Jesu lag etwas Absonderliches. Er lebte freilich nicht als Asket und Heiliger, etwa wie Johannes der Täufer, sondern eher wie ein Weltkind, das den Verkehr mit Leuten aller Art, selbst mit bedenklichen Zöllnern und Sündern und mit verrufenen Frauen, nicht scheute[1]) und sich deshalb verspotten ließ. Allein jeder sah es ihm an: er selbst war nicht von dieser Gesellschaft; als ein Freier und Vornehmer trat er wieder herein in das Weltleben und nahm teil an seinen verschiedensten Anlässen, aber er gehörte ihm nicht an, sein Herz war frei davon. Mit seiner eigenen Familie hatte er beinahe jede Beziehung abgebrochen; seine nächsten Verwandten verstanden ihn nicht und waren gelegentlich um seine geistige Gesundheit besorgt.[2]) Er hinwider ließ sie draußen in der

---

[1]) Mk 2, 15–17; Lk 7, 36–50; 19, 1–10. [2]) Mk 3, 21.

Volksmenge stehen, wenn sie ihn besuchen wollten, und erklärte seinen Vertrauten: „wer ist mir Mutter oder Bruder oder Schwester? Wer Gottes Willen tut.“[1]) So war er auch seinen Dorfgenossen gründlich fremd geworden. Sie schüttelten den Kopf dazu, daß ein Maurer aus Nazaret, den sie doch nur als den Sohn der Maria und den Bruder seiner Brüder und Schwestern gekannt hatten, ein berühmter Mann geworden sein sollte, und als Jesus einmal zum Besuch nach Nazaret kam, erntete er einen reinen Mißerfolg.[2]) Sein Handwerk hatte er nicht wieder aufgenommen, seit er zu Johannes an den Jordan gezogen war. Wovon aber lebte er denn? Er ließ sich von Freunden und begeisterten Zuhörern seines Wortes in die Häuser aufnehmen und genoß ihre Gastfreundschaft, jedoch in aller Freiheit und ohne daß ihn jemand zu binden vermochte. Suchte man ihn in seinem Quartier, so konnte er längst in die Einsamkeit entflohen sein, wo er allein betete und nachdachte mit seinem Gott.[3]) Zuweilen vergaß er Speise und Trank über seiner Arbeit mitten im Volksgedränge, so daß seine ängstlichen Verwandten ihn schleunigst heimholen wollten, weil sie hörten, er sei von Sinnen.[4]) Aber ein Faster war er doch nicht,[5]) bloß ein Mann Gottes, der sich verzehrte in seinem Beruf. Für diese seine Arbeit unter den Menschen zog er Genossen mit heran, im Gefühl, daß er allein die vielen nicht erreichen könne.[6]) Auch sie rief er weg von Haus, Beruf und Heimat,[7]) zog sie mit sich in sein Wanderleben und schickte sie je zu zweien gelegentlich aus zur Werbearbeit nach seinem Beispiel.[8]) Miteinander lebten die Genossen in königlicher Freiheit und Einfachheit. Ihre Mahlzeit waren die paar Fische, die sie im See von Kapernaum gefangen hatten und das wenige Brot, das sie aus gemeinsamem Geld sich kaufen

[1]) Mk 3, 34, 35. [2]) Mk 6, 1–6. [3]) Mk 1, 35 ff. [4]) Mk 3, 20. [5]) Mt 11, 18 f. [6]) Mk 3, 13–19. [7]) Mk 1, 16–20; 2, 13, 14. [8]) Mk 6, 7.

konnten oder von irgendwoher mitbekommen hatten.[1] Dazwischen zog er auch seine Genossen zu den mannigfachen Einladungen von frommer und unfrommer Seite mit herein. Aber dann wieder schliefen sie im Freien und hatten kein festes Nachtquartier.[2] Einmal, als sie gerade keine Speise hatten und hungerten, haben die Genossen Ähren im Kornfeld, das sie durchstreiften, zerrieben und gegessen, und das obschon es Sabbat war.[3] Sorgen für Nahrung und Kleidung gab es keine.[4] All das war ein Leben mitten in der Welt, in keiner Absonderung von ihrem Getriebe, und doch so frei, so unabhängig, so im höchsten Grad unweltlich. Was gab Jesus das Recht zu dieser exzeptionellen Lebensführung? Warum nahm keiner seiner Anhänger Anstoß daran, daß er sein Brot nicht verdiente durch Handarbeit wie ein anderer? Wer gab ihm das Recht, auch andere ihren nächsten Pflichten zu entreißen und sie in sein freies Wanderleben hereinzuziehen?

Vor allem aber erregte die Art seines Redens unter den Menschen das höchste Staunen. Als er zum erstenmal auftrat in der Synagoge in Kapernaum, er, der Ungelehrte, der niemals zu den Füßen eines Rabbi gesessen hatte, verwunderten sich die Zuhörer, weil er predigte, wie einer, der Vollmacht hat und nicht wie die Schriftgelehrten. „Was ist das? Eine neue Lehre mit Kraft!"[5] Obschon uns keine gehaltene Rede Jesu aufbehalten worden ist, können wir noch heute etwas von dieser Wirkung seines Worts erleben an den Trümmern der Überlieferung. Jesus sprach mit einer Sicherheit, wie sie nur den prophetischen Persönlichkeiten eignet. Er führte zwar keine Orakel Gottes im Mund, brauchte kein „So spricht der Herr" wie die alten Gottesmänner, aber was er sprach, trug den Stempel der vollkommenen innern Gewißheit. Ohne irgend ein aufregendes

[1]) Mk 6, 37–39; 8, 5–8. [2]) Mt 8, 20. [3]) Mk 2, 23. [4]) Mt 6, 31. [5]) Mk 1, 22.

Pathos mit Beteuerungen und Versicherungen zu bedürfen, gab er mit einfachsten Worten klar und bestimmt zu verstehen, was Gott zu tun im Begriff sei, und was den Menschen zu tun obliege. Da gab es kein „vielleicht" oder „möglicherweise" oder „wahrscheinlich", sondern nur das Bestimmte: so ist Gott, und so handelt er mit uns. Er redete vom himmlischen Vater wie einer, der ganz in der Welt Gottes zu Hause ist, der Gottes Herz kennt und seinen Willen verstanden hat. Das gab der Forderung Jesu das ungeheure Gewicht. Ohne den Namen Gottes für sich zu beanspruchen, trat er doch wie ein Bevollmächtigter Gottes auf, legte die Bedingungen dar, an die Gott den Eingang in sein Reich geknüpft hat, stellte sich mit dem „Ich aber sage euch" den Weisungen der Alten entgegen und erlaubte sich die Verbesserung einer Regel des Moses[1]) und die richtige Auslegung des Sabbatgebots,[2]) ja er erklärte mit wunderbarer Sicherheit, wer in das Gottesreich hineinpassen werde, und wer sich selbst davon ausschließe, als wäre er es, der über Gottesreich und Hölle zu entscheiden habe. Und hierbei begnügte sich Jesus nicht mit dem Allgemeinen; in gleicher Weise trat er an die einzelnen Menschen mit dem bestimmten Willen Gottes heran. Als das Kühnste erschien auch seinen Jüngern, daß Jesus einzelnen ängstlichen und gedrückten Seelen die Sünden vergab an Gottes Stelle.[3]) Der Fall muß mehr als einmal eingetreten sein, da er Anlaß gab zu dem Vorwurf der Gotteslästerung von seiten der Schriftgelehrten,[4]) die von ihrem Standort aus mit Recht darin einen Eingriff Jesu in Gottes Rechte erblickten. Jesus aber stand dazu, daß ein Mensch auf Erden von Gott Vollmacht bekommen habe, Sünden zu vergeben.[5]) Laut späterer Überlieferung soll Jesus diese Vollmacht sogar seinen Arbeitsgenossen übertragen haben, zusammen mit der Kraft, Dämonen auszu-

---

[1]) Mk 10,1–12. [2]) Mk 2,27f.; 3,4. [3]) Mk 2,5. [4]) Mk 2,7f. [5]) Mk 2,10.

treiben. Man führte ein Jesuswort an vom Binden und Lösen, wozu er das Recht seinen Vertrauten übergeben habe.[1]) Weder der Sinn dieses Bindens und Lösens, noch die Sache selbst, die Echtheit eines solchen Befehls, ist uns heute noch ganz durchsichtig, aber undenkbar ist es nicht, daß Jesus auch seine Nächsten in seine Gottvertrautheit mit hereinzog. In ähnlicher Weise, wie hier die Sündenvergebung, hat er öfters bestimmten einzelnen Menschen Gottes Hilfe versprochen. Bekümmerte Seelen aller Art drängten sich an ihn heran, und er wies sie nicht ab, er gab ihnen einen Trost Gottes.[2]) Nun gar mit welcher Sicherheit und Einfachheit sprach er von den großen zukünftigen Dingen! Er bewies es nicht, daß das Reich Gottes vor der Tür stehe, aber man glaubte es ihm aufs Wort. Er gab Bescheid über alle Fragen, die dies Reich Gottes betrafen, sobald sie nicht aus bloßer Neugierde kamen, sondern aus Herzensbedürfnis. Die geheimnisvolle Welt der Zukunft verstand er den Seinen ganz nahe zu bringen, sie lebten schon in ihrem Vorgefühl; ein Tischgenosse Jesu soll ausgerufen haben: „selig, wer Brot ißt im Reiche Gottes!"[3]) Dann wieder schlug sein Mahnwort in die Herzen ein wie Donnerschlag, so daß die Leute zu ihm kamen mit der ängstlichen Frage: „was soll ich tun, um das ewige Leben zu ererben?"[4]) Durch alles das wirkte er wie ein leibhaftiger Vertreter Gottes unter seinen Zeitgenossen; ob Jesus es so gesagt hat, oder ob die Seinen es nur so empfanden, es lebte in ihnen der Glaube, wer Jesus aufnehme, nehme den auf, der ihn gesandt hat.[5]) Hinwieder sein warmes Mitgefühl mit den Menschen und aller ihrer Not, die Zartheit, mit der er Verirrten und Umgeworfenen nachging, das Erbarmen, das ihn erfaßte, wenn er führerlose Volksscharen zu sich kommen

---

[1]) Mt 16, 19; 18, 18. [2]) Mt 11, 28–30. [3]) Lk 14, 15. [4]) Mk 10, 17. [5]) Mk 9, 37; Mt 10, 40.

sah mit tausend Sorgen und Fragen und Wünschen,[1]) ergriff die Menschen wie ein Zug Gottes selber. Er stand ihnen so königlich frei und so schlicht und hilfsbereit und voller Teilnahme gegenüber; er gab sich ihnen so ganz als ihr Bruder und als ihr Diener und Helfer, und stand doch so hoch über ihnen mit seiner innern Vornehmheit, seinem festen, klaren Gottesbesitz, seiner Ruhe und Seligkeit. Es war Freuden- und Feststimmung, wo Jesus erschien, selbst mitten in Not und Jammer. Man konnte auf die Dauer in seiner Nähe nicht traurig sein.[2]) Das war gerade der Unterschied von andern Gottesmännern und andern Weisen der Frömmigkeit, in denen das Gottsuchen, der Heiligungseifer, die Sehnsucht und das Gefühl des Mangels im Vordergrund stand. Bei Jesus stand man in Gottes Nähe; da brauchte man keine Mittelchen, um ihn erst herbeizuzwingen, er war da.

Und nun wurde dieser Eindruck der Kraft Gottes, die aus Jesu Wort und ganzem Wesen sprach, gewaltig gesteigert durch das Wunderbare, das sich an seine Person drängte. Als Jesus zum erstenmal in der Synagoge von Kapernaum auftrat, da sollen die Zuhörer ausgerufen haben: „eine neue Lehre mit Kraft und den unreinen Geistern befiehlt er, und sie gehorchen ihm!"[3]) Und so fest prägte sich der Zusammenhang von Wort und Wunderkraft der alten Überlieferung ein, daß diese nicht nur Jesus überall lehrend vom Reich Gottes und Dämonen austreibend oder Kranke heilend[4]) einführte, sondern in gleicher Weise auch den Beruf eines Genossen Jesu kennzeichnete mit dem Ruf vom kommenden Gottesreich und der Vollmacht über die unreinen Geister.[5]) Diese gleiche älteste Erzählung von Jesus weiß noch ganz genau, daß er das Wunder nicht gesucht hat nach Art gewöhnlicher Wundertäter; forderten z. B. seine

[1]) Mk 6, 34. [2]) Mk 2, 19. [3]) Mk 1, 27. [4]) Mk 1, 39; Mt 4, 23; 9, 35.
[5]) Mk 3, 15 f.; 6, 7.

Gegner ein Zeichen vom Himmel von ihm, um seine Kunst auf die Probe zu stellen, so wies er sie mit schroffsten Worten ab: „dieser Sorte Menschen soll kein Zeichen gegeben werden."[1]) Nein, nirgends suchte er das Wunder, aber er konnte sich ihm nicht entziehen, wenn die Not und der Anblick des ganzen Jammers leidender Menschen ihm vor die Seele traten. Da wuchs bei ihm im gleichen Verhältnis, wie ihn der Jammer der Menschen überwältigte, das gewaltige Kindesvertrauen zu seinem Gott empor und gab ihm die Kraft zu heilen und zu helfen. Es ist uns freilich heute ganz unmöglich, auch nur annähernd sicher festzustellen, wie viele von den Wundererzählungen unserer Evangelien auf guter Erinnerung beruhen, und was in jedem Fall der geschichtliche Tatbestand war. Das, was wir kennen, ist ja zunächst nur der schrankenlose Wunderglaube der ältesten Christen. Wir können nur allgemein behaupten: dieser Wunderglaube wird nicht aus nichts entstanden sein, es muß Jesus eine mächtige Gabe der Krankenheilung besessen haben, es müssen das kindliche Zutrauen Jesu zu seinem Vater und eine tiefe Sympathie mit der Not der Kranken, verbunden mit dem übermächtigen Zutrauen, das diese Kranken wieder ihm entgegenbrachten, und ohne das auch Jesus, wie Markus einmal sagt, keine Wunder tun konnte,[2]) heilende Kräfte ausgelöst haben, die zunächst im Seelenleben und von hier aus bis tief ins leibliche Gebiet hinein die auffallendsten Veränderungen und zwar Veränderungen von dauernder Kraft erzeugten. Obschon wir auf das Detail nichts mit Bestimmtheit abstellen dürfen, geben doch gerade die Detailzüge ausgezeichnet den Eindruck wieder, den diese geheimnisvolle Seite am Wesen Jesu bei seinen Zeitgenossen erregte. Auf der einen Seite scheint er bei verschiedenen Arten von Geisteskrankheit den äußersten Wider-

---

[1]) Mk 8, 11–13. [2]) Mk 6, 5.

stand hervorgerufen zu haben, der sich in wilden Krämpfen und wüstem Geschrei, den volkstümlichen Zeichen der Besessenheit durch einen Dämon, Ausdruck gab; nach dem letzten Anfall trat dann augenblicklich Erschöpfung und Ruhe bei dem Kranken ein, er galt als geheilt, der Dämon hatte ihn verlassen.[1]) Von der andern Seite aber traten ihm die Kranken selbst oder auch die Angehörigen der Kranken mit jenem grenzenlosen und rührenden Zutrauen zu seiner Hilfe entgegen, dem der Erfolg fast automatisch folgen mußte. Ein Aussätziger fällt vor ihm auf die Knie mit dem Ruf: „wenn du willst, kannst du mich heilen."[2]) Ein Gelähmter wird von vier Freunden zu dem Haus gebracht, in dem Jesus eben redete; da sie vor der Volksmenge ihn nicht zur Türe hereinbringen können, steigen sie aufs Dach, graben eine Öffnung aus und lassen von oben herab den Gelähmten in die Versammlung hinunter direkt vor den Platz, wo Jesus stand. Es sei, fährt die Erzählung fort, der Glaube dieser vier Träger gewesen, der Jesu Herz zum Helfen zwang.[3]) Ein Synagogenvorsteher, Jairus, kommt zu Jesus und bittet ihn, die todkranke Tochter in seinem Hause gesund zu machen, und wie Jesus sich auf den Weg macht, drängt sich eine Frau mit dem Blutfluß an ihn heran, in der Hoffnung, durch bloße Berührung mit seinem Kleid Heilung zu empfangen.[4]) Die heidnische Frau aber wie der Hauptmann von Kapernaum erbaten sich die Heilung einer kranken Tochter und eines kranken Knechtes von dem Ort aus, wo Jesus eben weilte, ohne ihm zuzumuten, zu ihnen ins Haus zu kommen.[5]) Mag man in jedem einzelnen Fall zweifeln, ob man es mit wirklicher Geschichte oder mit übertreibender Legende zu tun hat, wir denken, nicht erfunden sei in den meisten Fällen das grenzenlose Zutrauen, das Jesus von den verschiedensten

---

[1]) Mk 1, 26; 5, 6f.; 9, 20, 26. [2]) Mk 1, 40. [3]) Mk 2, 2–12. [4]) Mk 5, 22f., 25ff. [5]) Mt 8, 8; Mk 7, 29, 30.

Seiten entgegengebracht wurde, und dies Zutrauen ist das geschichtlich Wichtige, denn es setzt mit Bestimmtheit Erlebnisse und Wirkung von Erlebnissen voraus. Kein anderer schien zum Wort und Willen zu helfen auch so die Kraft zu besitzen wie eben Jesus. Und gerade, daß er nicht nur die Seelen tröstete und zur Umkehr erweckte, daß er auch so viel leiblicher Not durch seine Heilungen zu helfen verstand, erwarb ihm eine ganz besondere Liebe und ein ganz besonderes Zutrauen. Was war schließlich bei Jesus unmöglich? so fragte man im Kreis seiner Vertrauten. Kein Widerstand der Dämonen schien ihm gewachsen, seine Kraft war stärker als alle. Keine langwierige und hartnäckige Krankheit erschien mehr als Hindernis, wenn nur das Vertrauen nicht fehlte, daß er helfen könne und wolle. Man erzählte sich im geheimen, daß er selbst Tote aus ihrem Todesschlaf wieder auferweckt habe, und führte dabei ein feines Wort Jesu an: „das Mädchen ist nicht tot, es schläft nur," aus dem uns noch heute etwas von dem wunderbaren Glauben Jesu entgegenleuchtet.[1]) Im Zusammenhang mit diesem wachsenden und wachsenden Wunderglauben bildete sich die Gestalt Jesu noch zu seinen Lebzeiten für manche seiner Anhänger ganz ins Geheimnisvolle und Mirakulöse um. Man fing an, ihm eine fast unbeschränkte Herrschaft über die Natur zuzutrauen, man erzählte sich Geschichten, wie er bei stürmischer See friedlich im Schiff geschlafen habe und dann auf den Angstruf der Jünger aufgestanden sei und dem Wind Stille geboten habe: da sei es alsbald stille geworden.[2]) Es war das wunderbare Gottvertrauen Jesu, das ihm die völlige Ruhe mitten im Sturm geschenkt hatte, woraus dann die Legende erwachsen war. Ein nächster Erzähler mochte bereits Jesus auf dem stürmischen Meer wandeln lassen zum Staunen der Jünger,

---

[1]) Mk 5, 39. [2]) Mk 4, 35–41.

in deren Kahn er schließlich eingetreten sei.[1]) Ähnlich wuchs aus einer Erinnerung an Volksmengen, die Jesus in die Einsamkeit hinaus gefolgt waren, und für deren Hunger er fürsorglich Auskunft wußte, die Legende von der wunderbaren Vermehrung der Brote und Fische durch Jesu Segensspruch hervor.[2]) Und die Erzählung, daß Jesus aus einem Tobsüchtigen in der Einöde eine ganze Legion Dämonen vertrieben habe, fand im Volksmund den derben Anhang, daß die Menge der Dämonen sich auf eine Schweineherde gestürzt habe und mit dieser ins Meer gesaust sei, und zwar erst noch mit Erlaubnis des Meisters.[3]) Wir müssen nicht glauben, daß es Jahrzehnte bedurfte, bis dieser Wunderzyklus das Bild Jesu umrahmen konnte. Hängt sich einmal das Wunder an eine Gestalt, so wächst es rasch ins Riesengroße aus, und kein Mensch kann sicher sagen, wie viel von solchen Geschichten schon zu Lebzeiten Jesu über ihn kursiert haben mögen. Wir verwenden sie nicht als Zeugnis für Jesus selbst, wohl aber als Zeugnis, wie im Glauben seiner Anhänger das Wunderbare rasch Besitz ergriff vom ganzen Wesen Jesu. Und all das setzt doch immer einen Kern echter Erlebnisse und wirklicher Eindrücke voraus. Daß er vielen Menschen in ihrer Not und Krankheit geholfen hatte, und daß er mit seinem Glauben und seiner Liebe mehr vermochte als ein anderer Jude, wird mit Bestimmtheit angenommen werden dürfen. Aber eben durch dies Wunderbare wurde das Geheimnis der Person Jesu für die Fernstehenden wie für seine nächsten Vertrauten immer gewaltiger. Die Frage: wer ist er eigentlich, was ist sein hoher Beruf? drängte sich unausweichlich auf.

Es kam viel darauf an, wie er selber sich zum Wunder stellte, welche Bedeutung er persönlich seinen Heilungen zugeschrieben hat. Nun, seinen Hauptberuf hat er ganz

---

[1]) Mk 6, 45–52. [2]) Mk 6, 31–44; 8, 1–10. [3]) Mk 5, 1–20.

gewiß in der Wortverkündigung erblickt. Es wird uns erzählt, wie er der wundersuchenden Menge ausgewichen sei und heimlich eine Ortschaft verlassen habe, weil man nur Heilungen und nichts als Heilungen von ihm begehrte.[1]) Der Gelegenheit, zum Volk zu reden dagegen, sei es in der Synagoge,[2]) am Strand,[3]) in irgend einem Privathaus,[4]) im Grünen auf einer Höhe,[5]) ist er niemals ausgewichen. Er wollte vor allem doch der Säemann sein, und der Same war das Wort.[6]) Aber unsre moderne Wunderscheu oder doch Geringschätzung des Wunders als einer bloß äußerlichen und leiblichen Hilfe müssen wir ablegen, wenn wir den wirklichen Jesus verstehen wollen. Wie er für alle leibliche Not das tiefste Mitgefühl hatte, so kann er auch die Hilfe auf diesem nächsten Gebiet nicht so gering gewertet haben, wie mancher Idealist des Geistes, der fast mitleidig zu dem Arzt und Wundermann Jesus herabblicken möchte. Wie der Mut zum Wundertun bei ihm letztlich aus dem grenzenlosen Kindesvertrauen zu seinem Vater hervorging, so mußte ihm der wunderbare Erfolg als Antwort Gottes auf sein Vertrauen, als Kraft Gottes durch ihn erscheinen. Dem entsprechend läßt die älteste Überlieferung gar keinen Zweifel darüber, daß Jesus die ihm verliehenen Wunderkräfte sehr hoch gewertet hat. Zwar die Quelle seines besonderen Berufsbewußtseins können sie nicht gewesen sein; die lag in einer innern Gewißheit, die ihm vor allem Wunderwirken unter den Menschen gegeben war. Aber eine Bestätigung, daß Gott ihm einen besondern Beruf gegeben habe und das Größte mit ihm vorhabe, scheint nach alter Überlieferung das Heilwunder wirklich für Jesus gewesen zu sein. Es wird uns erzählt, wenn es von seiten der Schriftgelehrten Jesus zum schweren Vorwurf gemacht worden sei, daß er

---

[1]) Mk 1, 35–38. [2]) Mk 1, 21; 3, 1; 6, 2 u. a. m. [3]) Mk 4, 1 u. a. m. [4]) Mk 2, 1, 15 u. a. m. [5]) Mt 5, 1. [6]) Mk 4, 14.

sich herausnehme, Sünden an Gottes statt zu vergeben, da habe er gelegentlich auf seine Heilgabe hingewiesen und erwidert: wer zum einen die Kraft besitze, der habe auch zum andern das Recht.[1]) In der Überlieferung ist aus dieser Erinnerung eine etwas seltsame Demonstration des einen Rechts durch das andere geworden in aller Öffentlichkeit und im Angesicht seiner Feinde. So pflegt die Legende zu einer Geschichte zusammenzudrängen, was in Wirklichkeit in eine Reihe von Akten auseinanderfiel. An der Sache selbst ist aber schwerlich zu zweifeln. Die Vollmacht, einem Menschen Sünden zu vergeben, und die Kraft, kranke Menschen gesund zu machen, wußte Jesus sich vom gleichen Gott geschenkt und führte sie auf die gleiche Quelle seines Berufs zurück.

Am auffallendsten, obschon merkwürdig sicher bezeugt, erscheint uns heute der innige Zusammenhang, der für Jesus und seine Jünger zwischen seinen Wunderheilungen und dem Kommen des Gottesreichs bestanden zu haben scheint. Er pflegte davon im allgemeinen nicht offen und vor allem Volk zu sprechen, es bedurfte besonderer Anlässe, bösartiger Verleumdungen, gefährlicher Zweifel, um ihn zur Aussprache über dies Geheimnis zu bringen. Zwei solcher Anlässe hat die Überlieferung uns aufbehalten; wenigstens scheint es nicht zufällig, daß gerade in solchen Zusammenhängen das Geheimnis Jesu Gegenstand der Aussprache wird. Jesus mußte vernehmen, daß die pharisäischen Gegner seine Dämonenaustreibungen von einem geheimen Bündnis mit dem Beelzebub, dem obersten der Dämonen, herzuleiten suchten und ihn demnach der schlimmsten Zauberei beschuldigten, nur um den Eindruck, den seine Heilungen im Volk hervorriefen, zu verwischen.[2]) Er wies zuerst auf die Torheit einer solchen Annahme hin: sie würde ja die schlimmste Un-

---

[1]) Mk 2, 9, 10. [2]) Mk 3, 22.

einigkeit im Dämonenreich selbst voraussetzen und wäre folglich gleichbedeutend mit dem Zerfall des Satansreichs. Überdies könnte der gleiche Vorwurf dann auch die Schriftgelehrten selbst treffen, von denen einzelne sich ihrer Exorzismen rühmten. Ganz anders, wenn Jesus im Geist Gottes die Dämonen austreibe, dann sei das ein Zeichen, daß das Gottesreich angebrochen sei.[1]) Das Haus eines Starken könne nur ausgeplündert werden, wenn ein Stärkerer gekommen sei, der zuerst den Starken gebändigt habe.[2]) Dann aber blieb er nicht bei der Verteidigung stehen, er ging zum furchtbarsten Angriff über. Alle Sünden, die Menschen gegen Menschen begehen, können wieder vergeben werden; wer aber den Geist Gottes lästert, dem kann es nicht vergeben werden in Ewigkeit.[3]) Blitzartig leuchtet aus diesen schweren, dunkeln Worten das Geheimnis hindurch, das für Jesus selbst in seinen Wunderheilungen lag. Nichts Geringeres als den Anbruch des Gottesreichs sollten sie bedeuten. Unterliegen die Dämonen, dann steigt offenbar die Herrschaft Gottes empor. Und der hierzu das Werkzeug ist, der ist Träger Gottes und der Gottesherrschaft; der Geist Gottes, d. h. Gott der Lebendige, der Gegenwärtige selbst, wirkt durch ihn. Darum wer sich diesem helfenden und siegenden Gott verschließt, der schließt sich selber aus von aller künftigen Gottesgemeinschaft. Riesenworte, gesprochen in einer der furchtbarsten Stunden des Lebens Jesu, unter dem Eindruck des radikalsten und gemeinsten Widerstandes, und im Rückzug auf das heiligste Geheimnis seiner Kraft! Der andere den Jüngern unvergeßliche Augenblick, da das Geheimnis Jesu zur Aussprache kam, war der letzte Zusammenstoß Jesu mit seinem gewaltigen Vorläufer, dem Täufer.[4]) Wir wissen nichts von allem, was zwischen Jesus und Jo-

[1]) Mt 12, 22–32. [2]) Lk 11, 21 f.; Mk 3, 27. [3]) Mk 3, 28 f.; Mt 12, 32. [4]) Mt 11, 2–6.

hannes vorausging; nur der Schlußpunkt ihres Verhältnisses scheint klar: der Täufer zweifelt; er weiß nicht, ob er nicht besser tut, auf einen andern als „kommenden Mann" zu warten, wenn doch Jesus seine Hoffnung nicht erfüllt. Stellt man sich diesen Augenblick vor und versetzt sich in Jesu Seele, so kann man ahnen, welche Erregung sich seiner bemächtigen mußte. Er gab, getreu seiner ganzen Art, keine direkte Antwort; er sprach nicht von sich, und was er sei, sondern wies hin auf die Kräfte, die von ihm ausgingen und auch einem Jünger des Johannes bekannt sein konnten. Natürlich kennen wir den genauen Wortlaut Jesu nicht; was uns die alte Überlieferung aufbewahrt hat als Antwort Jesu, trägt zu deutlich die Spuren eines bereits sehr stark angewachsenen Wunderglaubens. Genug, daß er auf Kräfte und Wunder hingewiesen haben wird, auch auf seine Einladung an die Armen, die nächst den Kranken ihm besonders am Herzen lagen. Der Sinn des ganzen Ausspruchs ist kein anderer als: wer jetzt die rechten Augen hat, der wird doch wohl sehen, daß etwas auf dem Weg ist, daß Umwälzungen der messianischen Zeit sich vorbereiten und schon begonnen haben. Freilich „selig, wer sich nicht an mir ärgert!" Es fehlt ja noch so viel vom Gottesreich. Und dann folgt nach der Überlieferung die Rede Jesu über den Täufer,[1]) deren Kerngedanke darin gipfelt: mit Johannes stand man noch draußen vor den Toren des Gottesreichs; mit Jesus und seinen Jüngern greift das Gottesreich auf der Erde Platz, in stürmischer Weise, d. h. wohl eben durch die Kräfte, die sich jetzt auswirken. Auch das sind Riesenworte des Augenblicks, wenn wirklich vor der Öffentlichkeit gesprochen, dann sicher von ihr nicht verstanden, erfaßt zunächst als Rätsel und Geheimnisworte nur von einzelnen seiner Vertrauten, in denen bereits eine Ahnung dämmerte von dem Geheimnis

---

[1]) Mt 11, 7–19.

Jesu. Und dieser hohen positiven Wertung des Wunders als Zeichen des Anbruchs der messianischen Zeit entspricht dann auf der andern Seite die furchtbare Einschätzung desselben Wunders für die ungläubige Welt. Wir sahen schon, wie die verleumderische Ausdeutung der Dämonenaustreibungen durch die Schriftgelehrten von Jesus als allerschwerste unvergebbare Schuld gewertet wurde. Es klingt nicht viel weniger ernst und furchtbar, wenn er einzelnen Städten, wie Chorazin, Bethsaida, besonders Kapernaum es zur schwersten Schuld anrechnete, daß sie trotz der Kräfte, die unter ihnen geschahen, in ihrem Leichtsinn und ihrer Gleichgiltigkeit verharrten.[1]) Nun, hier lag ja die große Schuld nicht bloß und nicht vor allem an der gleichgiltigen Stellung der Bewohner dieser Ortschaften zu den Wundern Jesu. Wir wissen, wie Jesus selbst sein ganzes Auftreten, sein Buß- und Mahnwort zum letzten Zeichen der Zeit gestempelt hat und gerade die Verachtung seines Wortes den Zeitgenossen zu dem Vergehen machte, das sie beim Gericht tief unter die Bewohner Ninives stellen werde.[2]) Aber es bleibt dennoch bedeutsam, daß Jesus in solchem Zusammenhang seine Wunderheilungen mit ins Gewicht fallen lassen konnte. Verständlich ist eins aus dem andern nur zu gut. Hat er einmal seine Wunder als Zeichen des anbrechenden Gottesreichs gewertet, dann mußte wohl die Gleichgiltigkeit gegen diese Wunder eine Schuld sein, die beim Eingang ins Gottesreich schwer mit in die Wage fiel. Zu den Wunderkräften Jesu Stellung nehmen, heißt, so oder anders Stellung nehmen zu dem Gottesreich, das mit ihm kommt.

Wir sind damit überhaupt zu dem letzten Geheimnis gekommen, das sich an die Person Jesu knüpft und unausweichlich auf die Frage hindrängt: wer er denn selber

[1]) Mt 11, 20–24. [2]) Lk 11, 30 ff.

sei, und für wen er sich gehalten habe. Wir sahen, wie Jesus im allgemeinen von der Nähe des Gottesreichs sprach und durch diese Botschaft von der Nähe die schlafenden Gewissen aufzuwecken suchte. Auch seinen nächsten Genossen gab Jesus die Losung auf den Weg: das Gottesreich hat sich genaht.[1]) Aber nun hat uns ja die älteste Überlieferung mehr als ein Wort Jesu aufbehalten, das geheimnisvoll von einer Gegenwart und einem Anfang des Gottesreichs in der Gegenwart spricht.[2]) An der ganzen Verkündigung Jesu vom Gottesreich ist dies das eigentlich Paradoxe und Einzigartige, denn die Botschaft vom nahen Kommen des Gottesreichs teilt Jesus mit mehr als einem Propheten und Apokalyptiker, das Wort dagegen von der Gegenwart des Gottesreichs ist wesentlich neu und entbehrt der Analogie. Man könnte höchstens hinweisen auf gewisse Stimmen im Zeitalter der Makkabäer, da der und jener Hofdichter seinem Fürsten zu liebe vom Anbruch der messianischen Zeit und des messianischen Königtums zu singen sich unterstand; aber das war Politik, und niemand ist von ihr weiter entfernt gewesen als Jesus. In den verschiedenen Gleichnissen vom Gottesreich,[3]) in der Seligpreisung der Augen- und Ohrenzeugen,[4]) in dem Rätselwort Jesu: „ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz,"[5]) vielleicht auch in dem geheimnisvollen Spruch: „das Gottesreich, mitten unter euch ist's,"[6]) da redet Jesus vom Gottesreich, wie wenn ein Anfang von ihm wirklich schon da wäre, und von diesem noch so kleinen und bescheidenen Anfang aus mit Sicherheit auf das herrliche Ende zu schließen wäre. In solchem Zusammenhang scheint Jesus vom „Geheimnis des Gottesreichs" gesprochen zu haben, das nur den Vertrauten gegeben wird, und das nicht jeder fassen kann.[7])

---

[1]) Mt 10, 7. [2]) Mk 4, 26–29, 11; Mt 12, 28; Lk 16, 16. [3]) Mk 4, 26–29. [4]) Mt 13, 16, 17. [5]) Lk 10, 18. [6]) Lk 17, 21. [7]) Mk 4, 11.

„Wer da hat, dem wird gegeben."[1]) Er sagt kein Wort davon, worin der geheimnisvolle Anfang besteht; wenn wir nicht aus der alten Überlieferung jene eben besprochenen Worte von den Wunderkräften und Siegen über die Dämonen hätten, wir selbst würden ziemlich aussichtslos im Dunkeln tappen müssen. Aber das ist gerade das Auffallende, das Geheimnisvolle, wie er nur andeutend davon spricht und alles übrige den Gedanken seiner Zuhörer überläßt. Nur den Eindruck wird jeder davontragen: es wird irgendwie mit Jesus zusammenhängen. Das Geheimnis des Gottesreichs weist zurück auf das Geheimnis seiner Person.

Die Frage: wer ist Jesus eigentlich? muß die Menschen, die mit ihm in Berührung kamen, leidenschaftlich erregt haben. Kalt und gleichgiltig blieben ihr gegenüber einzig seine nächsten Dorfgenossen in Nazaret.[2]) Für die war und blieb er der frühere Maurer, der Sohn der Maria, dessen Brüder und Schwestern jeder Nazarener genau kannte. Fertig mit ihm nach kurzer Bekanntschaft waren die offiziell frommen Kreise in Galiläa; es fehlte ihm die Heiligkeit, er war ein Fresser und Säufer, Freund der Zöllner und Sünder.[3]) Schriftgelehrte aus Jerusalem sollen die bösartigste Parole ausgegeben haben: er sei ein Zauberer, der mit Beelzebub einen geheimen Bund geschlossen habe.[4]) Diese Gelehrten waren peinlich betroffen durch die Wunderheilungen Jesu, die sie nicht leugnen konnten. Da sie aber, durch ihre fertige Frömmigkeit verleitet, einen Gottesmann in diesem Unheiligen nicht sehen konnten, blieb ihnen keine andere Erklärung als die, es sei Zauberei im Spiel. Unter den Volksmassen, die sich um Jesus drängten, und die Zeugen seiner Heilungen waren, erhob sich der Ruf: er ist ein Prophet.[5]) Das starke Epigonenbewußtsein der Zeitgenossen stöberte in der Vergangenheit herum, welche alte Prophetengestalt

[1]) Mk 4, 25. [2]) Mk 6, 3f. [3]) Mt 11, 19. [4]) Mk 3, 22. [5]) Mk 8, 28.

in Jesus wiedergekehrt sein möchte. Am nächsten lag Elias, der nach biblischer Verheißung ja noch einmal kommen sollte, um dem Messias Bahn zu brechen. Andere, die aufs mächtigste von Johannes dem Täufer ergriffen worden waren und sich gar nicht denken konnten, daß der Gewaltige auf einmal wirklich hingemordet sei, wollten in Jesus einfach den Johannes erkennen, der sich einen neuen Namen und ein neues Gewand gegeben hatte.[1]) Wir erfahren daraus, daß bei allen Charakterunterschieden der beiden Männer doch das beiden gemeinsame Neue groß gewesen sein muß. Die spätere evangelische Überlieferung ist noch weiter gegangen und davon merkwürdigen messianischen Bekenntnissen Geisteskranker berichtet im Augenblick, da Jesus und der unreine Geist zum erstenmal aufeinander stießen. Diese Dämonischen hätten, kraft ihrer durch den Dämon gesteigerten Seelenverfassung, am frühesten das Messianische in Jesus gewittert.[2]) Das ist sehr unwahrscheinlich. Wenn etwas daran geschichtlich ist, so mag das Schreien und Stöhnen dieser Kranken von den Jüngern Jesu nachträglich als Erkennungszeichen der Dämonen gedeutet worden sein. Über die Elias- und Johanneshoffnung hinaus gingen die Gedanken der Volksmassen über Jesus im allgemeinen schwerlich.

Aber nun tat nach dem Markusevangelium Jesus selbst den entscheidenden Schritt. Nicht gleich im Anfang, im Gegenteil, erst nach einer langen Vertrautheit mit seinem engern Jüngerkreis und nur vor diesem, nicht vor dem Volk. Es war in der Gegend von Cäsarea Philippi, abseits der gewöhnlichen Stätten von Jesu Wirksamkeit. Da soll er seine Zwölfe zuerst gefragt haben, wie man eigentlich im Volk über ihn denke, und hernach noch speziell, für wen denn die Jünger selbst ihn halten.[3]) Simon gab zur Antwort: „du bist der Messias.“ Er soll dafür nach einer freilich

---

[1]) Mk 6, 15f.; 8, 28. [2]) Mk 1, 24, 34; 3, 11; 5, 7. [3]) Mk 8, 27–30.

nicht von Markus erhaltenen Überlieferung den Namen des Felsenmannes (Kephas-Petrus) erhalten haben.[1]) Bei Markus knüpft sich an dies erste Messiasbekenntnis ein Verbot Jesu, es unter das Volk zu bringen, und die erste Eröffnung seiner Leidensahnung an die Jünger.[2])

Ganz kurz darauf, eine Woche später soll nach Markus den intimsten Vertrauten Jesu, dem Simon und den beiden Zebedaiden, auf einem Berg die grundlegende Offenbarung der Messiasherrlichkeit Jesu zuteil geworden sein.[3]) Sie hätten Jesus gesehen verwandelt, in glänzenden Kleidern, wie die Himmlischen sie tragen, und neben ihm den Moses und den Elias, und sie hätten eine Stimme vom Himmel vernommen: „dieser ist mein geliebter Sohn, den höret." Dann sei die himmlische Erscheinung wieder verschwunden, und Jesus hätte ihnen beim Abstieg vom Berg streng verboten, von ihrem Geheimnis zu reden, bis er einmal von den Toten auferstanden sei. Es hat fast den Anschein, als sei diese Offenbarung des Messias eine Doublette der schlichten Erzählung vom Messiasbekenntnis des Petrus, und wir haben zu wählen, welchem Bericht von der gleichen Geschichte wir den Vorzug geben wollen. Dann spricht aber alles für das kurze, schlichte Petruswort. Wir werden dabei vorsichtig auf keine Details ein Gewicht legen und nur das eine festhalten, daß einmal, es mag wohl bei Cäsarea Philippi gewesen sein — der große Augenblick kam, da das Geheimnis Jesu zwischen ihm und seinen nächsten Vertrauten zur offenen Aussprache kam, und Jesus sich von den Seinen, — Simon Petrus war ihr Sprecher — als Messias begrüßen ließ.

Für uns heute hat ein solches Messiasbekenntnis, von Jesus selbst hervorgelockt und willig hingenommen, etwas sehr Befremdendes. Der Glaube an das künftige

---

[1]) Mt 16, 18. [2]) Mk 8, 31–33. [3]) Mk 9, 2–8.

Regiment Gottes durch einen menschlichen König aus Davids Geschlecht mutet uns wie eine jüdische Antiquität an; wir spüren im ganzen Messianismus einen gewissen beschränkten jüdischen Patriotismus, der sich das herrliche jüdische Zukunftsreich nach der Analogie des vergangenen davidischen Königtums vorstellen möchte, dabei aber eben wieder einmal Irdisches und Himmlisches, Zeitliches und Ewiges durcheinandermengt und die künftige Menschheitsreligion schwer belastet. Und wenn uns bei irgend einem Durchschnittsjuden diese Messiaserwartung gar wohl begreiflich erscheinen möchte, so widerstrebt es uns doch, gerade bei einem jüdischen Frommen, der so im Letzten, Höchsten und Reinsten zu Hause ist und von Gott und den göttlichen Dingen so göttlich denkt wie Jesus, diese Spuren national jüdischer Befangenheit zu gewahren. Viele unter uns würden es aus Liebe und Ehrfurcht vor Jesus begrüßen, wenn es gelingen könnte, diesen ganzen jüdischen Messianismus auf das Konto der Jünger Jesu zu setzen, zu deren jüdischer Beschränktheit auch diese national jüdische Titulatur gar wohl passen würde.

Solche Erwägungen haben ihr gutes Recht zur Erfassung der Probleme; sie würden jedoch geschichtsfälschend wirken, wenn jemand sich ihnen blindlings hingeben wollte, ohne strenge kritische Prüfung der evangelischen Überlieferung und Respekt vor den harten Tatsachen. Die Gefahr der Modernisierung und Umdeutung des geschichtlichen Tatbestandes zugunsten unsrer heutigen Lieblingsgedanken muß dem Historiker bei solchen Untersuchungen stets gegenwärtig sein und ihn davor bewahren, seine Wünsche in die Geschichte einzutragen und sie anders zu lesen, als sie nach ältester Kunde und richtiger historischer Methode gelesen werden muß.

Und da muß denn doch für den Messiasglauben Jesu das eine mit aller Entschiedenheit geltend gemacht werden: sein

jüdisches Volkstum und sein Bibelglaube. Die biblische Hoffnung kennt mindestens seit Jesaja die Erwartung eines Messias und auch die nachbiblischen spätjüdischen Weissagungsbücher, die Jesus zeitlich am nächsten stehen, geben dafür reichliche Belege. Gewiß, es gibt jüdische Zukunftsbilder, in denen dem Messias keine oder eine fast verschwindende Rolle zukommt. Aber wieder in andern dieser Weissagungsbücher, zu deren Gesamtcharakter der Messias eher schlecht passen möchte, findet sich auf einmal unmotiviert die Gestalt des Messias, bloß weil die biblische Tradition es so verlangte. Für Jesus konnte es sich beim Messias so wenig um irgend ein menschliches Sündlein handeln als bei der ganzen Reichsgotteshoffnung, die er aus Bibel und Überlieferung als göttliche Offenbarung empfangen hatte. Freilich, es ist von hier aus noch ein weiter Weg bis zum Glauben, daß er selber dieser Messias sei. So viel aber wird doch deutlich: Dinge, die uns heute sehr befremdend vorkommen mögen, konnten Jesus selbst aus seiner Bibel von Kind an geläufig, vertraut und heilig sein. Und auch das spricht eher für den Messianismus Jesu, daß seine nächsten Jünger offenbar im Messiasglauben lebten und ohne Bedenken irgendwelcher Art in Jesus den erwarteten Messias sehen konnten. Mögen wir uns das Niveau der Jünger noch so tief unter der Höhe des Bewußtseins Jesu vorstellen, es muß doch auch bei beiden ein starkes Gemeinsames gewesen sein, das sie miteinander verband. Und es ist von vornherein sehr schwer denkbar, daß Jesus bei seinen Lebzeiten für den Messias gehalten worden wäre, selber aber gar kein Verhältnis zum Messianismus gehabt und die messianische Erwartung überhaupt nicht geteilt hätte. Man müßte dann zum mindesten, wenn man an der Aufrichtigkeit und der Wahrhaftigkeit Jesu festhalten will, eine starke und offene Ablehnung des Messiastitels von seiner Seite erwarten, sobald er gemerkt haben konnte, daß

in seinem Jüngerkreis solche verkehrte Hoffnungen auf seine Person sich regen wollten. Aber davon ist keine Rede; auch das Verbot Jesu bei Markus, von diesem Geheimnis zu andern zu reden,[1]) hat ja nicht von ferne diesen Sinn. Wer darum dem Messiasbekenntnis des Petrus bei Cäsarea Philippi irgend welche geschichtliche Bedeutung beimißt — es ist fast der einzige hervortretende Punkt im äußeren Aufbau des Lebens Jesu bei Markus — der muß auch den weitern Schritt tun und Jesus selbst zutrauen, daß er die alte biblische Messiashoffnung auf seine Person bezogen hat.

Alles hängt daran, in welchem Sinn Jesus sich denn für den Messias gehalten habe, was für bestimmte Hoffnungen und Aufgaben sich für ihn an den alten heiligen Titel knüpfen mochten. Es gab nach der Bibel und der spätjüdischen Überlieferung nicht ein einheitliches Messiasbild, sondern eine ganze Fülle von Messiashoffnungen zum Teil sehr verschiedenen und oft entgegengesetzten Inhalts. Sie schwankten im allgemeinen zwischen einer national politischen Erwartung und einem reinen Wunderbild, dessen Held eine Reihe himmlischer, göttlicher und jedenfalls übernatürlicher Eigenschaften in sich vereinigte und sozusagen den höchsten Gott selber auf der Erde repräsentieren sollte. Gerade diese Verbindung des jüdisch Nationalen und des Mythischen gab der Messiashoffnung ihre Eigenart und ließ zugleich jedem einzelnen eine gewisse Freiheit, das eine oder das andere in seiner Hoffnung mehr zu betonen.

Man hielt im allgemeinen streng am Königsgedanken fest; der Messias wurde in erster Linie als Zukunftskönig der Juden erwartet. Als Davidide sollte er das „Reich unsres Vaters David"[2]) erneuern, auf das die ganze nationale Hoffnung ging. Man dachte sich ihn thronend auf einem

---

[1]) Mk 8, 30. [2]) Mk 11, 10.

herrlichen Königsthron und zur Rechten und Linken die Ehrenplätze für seine nächsten Vertrauten und Helden.[1]) Mit erfrischender Naivität spiegeln uns die Vorgeschichten des Lukas einzelne Züge dieser volkstümlichen politischen Erwartung: Gott wird dem Messias den Thron seines Vaters David geben, und er wird herrschen über das Haus Jakob in Ewigkeit, und seine Herrschaft wird kein Ende haben.[2]) Durch ihn wird Gott seinem Volk Rettung verschaffen aus der Gewalt aller seiner Feinde und Hasser, so daß es ihm in Heiligkeit und Gerechtigkeit dienen kann.[3]) Die Frage war dann nur: wie der Messias auf seinen Herrlichkeitsthron gelangen und das Haupthindernis, die Römerherrschaft, brechen werde. Hier lag die schwere Versuchung für jeden Messias, den Weg der Revolution zu gehen und durch Aufstachelung der nationalen Leidenschaft und Aufruhr gegen die römischen Beamten und Truppen sich in die unabwendbare Katastrophe zu stürzen.

Aber diesem politischen Revolutions- und Eroberungsdrang standen im Messiasbild der Zeit selbst auch starke Gegengründe entgegen. Der Messias sollte doch nicht ein weltlicher Herrscher nach Art heidnischer Weltregenten sein, sondern der durch Gottes Geist und Wunderkraft über alles gewöhnlich Menschliche und Politische hoch emporgehobene Wunderfürst. Es scheint, daß das Wort Sohn Gottes besonders zu Gedanken dieser Art Anlaß gab. Das Wort ist eigentlich ein echt orientalischer Königstitel; der König steht Gott näher als alle andern Menschen, er ist ihm verwandt, Gott ist sein besonderer Vater, der Sohn trägt des Vaters Geist in sich. Seine göttliche Art wird sich vor allem im Wunder offenbaren; man erwartete deshalb vom Messias oder Gottes Sohn[4]) alle Wunder, welche die Bibel und die spätere Weissagungsliteratur im künftigen Gottesreich

---

[1]) Mk 10, 37. [2]) Lk 1, 32. [3]) Lk 1, 71–75. [4]) Mk 14, 61; Mt 16, 16.

erhofften. Es war geradezu ein Axiom: wenn der Messias kommt, wird er alle möglichen ungeheuren Wunder tun.[1] Sicher wird er sich allen Dämonen überlegen erweisen; wo der Messias auftritt, da muß die bösen Geister Entsetzen ergreifen,[2] sie fliehen vor ihm. Aber auch allerlei große Schauwunder, Zeichen vom Himmel,[3] vor allem Volk getan, erwartete man von seiner Person. Manche Juden mochten sich alle möglichen Zauberkünste von ihm versprechen; man meinte, wenn der Sohn Gottes einmal auf Erden wandle, könne er Steine in Brot verwandeln und sich vor allem Volk von der Zinne des Tempels stürzen,[4] ohne daß ihm ein Leid geschehe. Man stellte ihn sich gern vor in himmlischem Glanz und Herrlichkeit und meinte, wenn er schon äußerlich wie ein Mensch aussehen werde, so trage er doch heimlich die himmlische Glorie an sich und könne sie jederzeit hervorstrahlen lassen.[5] Darin mochten nicht weniger schwere Versuchungen liegen für einen wirklichen Messias als in seiner politischen Königswürde; wie dort Versuchungen für einen weltlichen, politischen Ehrgeiz, so hier Versuchungen zur Magie und Theurgie, zum phantastischen Wunderwirken, zur schwärmerischen waghalsigen Zuversicht.

Andere Messiasvorstellungen mochten noch viel höher ins Wunderbare und Himmlische hinaufreichen. Man las in einem dem David zugeschriebenen, in Wirklichkeit aus sehr viel späterer Zeit stammenden Psalm die geheimnisvollen Worte, von Gott zum Messias gesprochen: „Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde unter den Schemel deiner Füße lege."[6] Das schien auf ein Sein des Messias bei Gott im Himmel zu deuten; er war der Himmelskönig, bevor er zur Erde als König des Gottesreichs kam. Im Buch Daniel[7] aber stand ein Wort von einem, der

---

[1]) Joh 7, 31. [2]) Mk 1, 24; 5, 7. [3]) Mk 8, 11. [4]) Mt 4, 3, 6. [5]) Mk 9, 3. [6]) Ps 110, 1; Mk 12, 36. [7]) Dan 7, 13 f.

gleich einem Menschen ist; der Seher sieht, wie er mit den Wolken des Himmels herankommt, bis zum Alten der Tage gelangt und vor ihn gebracht wird. Es war eben die Stunde des Weltgerichts. Der Seher Daniel scheint unter diesem „Menschen“ — denn das und nichts anderes bedeutet das Wort „Menschensohn“ an vielen Stellen der Bibel — das Volk Israel, die Heiligen, wie er selbst sagt, zu verstehen, gerade so, wie er die vier Tiergestalten zuvor auf die verschiedenen Weltreiche gedeutet hatte. Aber im Judentum deutete man die rätselhafte Gestalt dieses „Menschen“ von Daniel auf den kommenden Messias und fand hier seinen Beruf als Weltrichter ausgedrückt. In diesem Sinn mochte man in einzelnen frommen Kreisen da und dort vom „Menschen“ und vom Kommen des „Menschen“ mit den Wolken des Himmels zum Weltgericht sprechen. Es kamen dadurch Widersprüche in die messianische Erwartung hinein. Der Messias sollte der König aus Davids Geschlecht sein, also ein Jude königlicher Herkunft, und er sollte doch wie der „Mensch“ bei Daniel, oder wie man Daniel nachher verstand, vom Himmel her kommen. Solche Widersprüche sind für logisches Denken ganz unerträglich, aber lebendige Zukunftshoffnung hat sich so wenig etwas daraus gemacht als aus den vielen Widersprüchen der Vorstellungen vom Reiche Gottes. Gerade das Phantastische dieser Vorstellung eines Kommens vom Himmel drückte sehr gut den wunderbaren Charakter des ganzen Hoffnungsbildes aus; man war sich bewußt: es ist alles menschlich und irdisch, also ein wirklicher menschlicher König aus Davids Geblüt, und doch zugleich ganz anders als gewöhnlich Menschliches, etwas viel Geheimnisvolleres, Wunderbares, Göttliches. Und so, kann man zusammenfassend sagen, war der Messias nach diesem verworrenen jüdischen Denken weder einfach ein Mensch genau wie wir, noch gar Gott wie der Gott, zu dem ein Jude betet, sondern als Mensch und Sohn Davids Vertreter Gottes

und der Ewigkeit auf Erden, Träger göttlicher Kräfte und göttlichen Amts, sozusagen der Stellvertreter Gottes in seinem Reich, da doch Gott selbst niemals aufgehen kann in einer irdischen Erscheinung.

Nur wenn man sich immer gegenwärtig hält, wie viel verschiedene Hoffnungsziele und Phantasiebilder in dem „Messias" für einen frommen Juden zusammentreffen konnten, kann man einigermaßen verstehen, daß ein Mann wie Jesus ein positives Verhältnis zum jüdischen Messianismus gewann. Es gibt ein gemeines und niedriges Messiasbild: der jüdische Conquérant, wie der alte Reimarus wirklich unsern Jesus sich ausgedacht hat. Aber es mochten einer tiefer grabenden Seele auch hohe und wunderbare Gedanken dabei aufleuchten: wie Gott durch einen Menschen den Menschen Hilfe und Heil bringen will, und wie dieser Mensch an Gottes Statt die Menschen weisen und leiten und Gott ihnen nahe bringen werde. Gelingt es uns, noch ungefähr den Sinn herauszuarbeiten, der sich für Jesus mit dem Wort „Messias" verband? das ist die Hauptfrage. Wir werden hier sehr vorsichtig vorgehen müssen, denn wie leicht konnte sich in der Überlieferung massiveres jüdisches Messiashoffen seiner Jünger an Stelle der vornehmen und hohen Erwartungen Jesu selbst vordrängen?

Wir fragen zuerst nach der Stellung Jesu zum Nationalen und Politischen des Messiasgedankens. Messias, das heißt doch der König Israels; zum Messias gehört sein jüdsiches Volk, aus der Knechtschaft unter fremden Völkern zur Freiheit und Weltherrschaft emporgehoben. Es geht nicht an, den nationalen Gedanken aus Jesu Messiasbewußtsein einfach zu streichen, denn wenn nicht alles täuscht, starb er als „König der Juden" laut der berühmten Inschrift am Kreuz.[1]) Wir erinnern uns auch an den starken natio-

[1]) Mk 15, 26.

nalen Unterton in der Reichsgotteshoffnung und an die strenge Einschränkung der Arbeit Jesu auf sein Volk, an die Zwölfzahl seiner Arbeitsgenossen. Aber wie gänzlich unpolitisch trat nun Jesus auf! Die Legende von der Versuchung weiß davon zu erzählen, auch Jesus habe einst von der Weltherrschaft geträumt, er habe sich als König gesehen über alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Aber der Weg dahinauf wäre durch Gewalt und List und alle Mittel des politischen Machtkampfes gegangen, und Jesus habe diesen politischen Weg als Satansdienst abgewiesen ein für allemal.[1]) Mag man über diese Versuchungslegende denken, wie man will, Tatsache ist, daß alle Messiaspolitik für Jesus überwunden ist vom ersten Augenblick seines öffentlichen Wirkens an. Das zeigte sich vor allem darin, daß er niemals in Rom den Feind erblickte, den es zu stürzen gelte, und daß sein ganzes Hoffen mit dem jüdischen Zelotismus nicht das Geringste zu tun hat. Noch in seine letzten Tage in Jerusalem verlegt die Überlieferung das politisch bedeutsame Gespräch über die Pflicht der Steuerzahlung an den römischen Kaiser,[2]) das nicht eine Spur von politischer Leidenschaft in der Seele Jesu verrät. Von allen andern „Messiassen", die zu Lebzeiten Jesu oder nach seinem Tod unter den Juden Anhang gewannen, werden uns bewaffnete Zusammenstöße mit der römischen Gewalt erzählt, die bei Jesus einfach undenkbar wären.

Dennoch scheint der nationale Messianismus wenigstens in den Kreis der Anhänger Jesu seinen Schatten geworfen zu haben. Seit der Eröffnung bei Cäsarea Philippi steigerte sich die messianische Erregung unter den Jüngern; die Reise zum Fest nach Jerusalem, der Königsstadt, trug das Ihre dazu bei. Unter den Zwölfen begann der Zank, wer im herrlichen Reich der Größte sein würde.[3]) Johannes und

---

[1]) Mt 4, 8. [2]) Mk 12, 13–17. [3]) Mk 9, 34.

Jakobus, die Söhne des Zebedäus traten an Jesus mit der Bitte heran, ihnen die Ehrenplätze im Gottesreich jetzt schon zu vermachen.[1]) Man spürt, ihre Köpfe sind wirr von Bildern weltlicher Herrlichkeit. Beim letzten Durchzug durch Jericho soll Jesus nach Markus von einem blinden Bettler mit dem messianischen Zuruf „Sohn Davids" begrüßt worden sein;[2]) kurz darauf feierte ihn die Masse der galiläischen Festpilger bei seinem Einzug in die Hauptstadt als den großen Kommenden, der das Reich ihres Vaters David ihnen wiederbringt; viele breiteten ihre Kleider auf den Weg, andere grüne Zweige, die sie aus den Feldern abhieben. Es war ein einzigartiger Augenblick im Leben Jesu, da die Festmenge ihm zujubelte als dem ersehnten Davididen.[3]) Unsre Evangelien melden nichts davon, daß Jesus sich gegen diese messianische Huldigung sträubte; eher geben sie zu verstehen, daß er sie veranlaßt habe, indem er, wie zur Erfüllung einer alten Weissagung des Sacharia,[4]) auf dem jungen Esel vom Ölberg nach der Hauptstadt ritt. Es ist fast unmöglich für uns, mit einiger Sicherheit herauszubringen, wie viel hier wirkliche Veranstaltung Jesu, wieviel zufälliger Eindruck auf die Festpilger war. Hat aber die älteste Überlieferung einigermaßen recht, dann wollte Jesus hier einmal als Messias sich kundgeben, freilich eben als der sanftmütige König der alten Weissagung. Nicht in Pracht und Glanz wie ein wirklicher König der Welt, sondern in aller Einfachheit und Schlichtheit eines auf dem Esel reitenden Festpilgers zog er vom Ölberg nach Jerusalem. Das war doch sehr unpolitisch und sehr harmlos und konnte ohne den Hintergrund der Weissagung gar nicht messianisch gedeutet werden. Immerhin, er wollte der König des Gottesreichs sein, und wie ein König trat er am Tag nach diesem Einzug im Tempel auf.[5]) Als

[1]) Mk 10, 35 f. [2]) Mk 10, 47. [3]) Mk 11, 1–10. [4]) vgl. Mt 21, 5.
[5]) Mk 11, 15–19.

hätte er allein im Heiligtum Gottes zu befehlen, trieb er die Käufer und Verkäufer zum Tempel hinaus und warf die Tische der Wechsler wie die Bänke der Taubenverkäufer um. Wer gab ihm das Recht dazu? konnten mit guten Gründen die jüdischen Behörden sich fragen.[1]) Es wird erzählt, sie hätten eine Abordnung zu Jesus geschickt mit der Frage: in welcher Vollmacht tust du das, oder wer hat dir die Vollmacht gegeben, das zu tun? Jesus stellte den Fragenden die Gegenfrage, in welcher Vollmacht Johannes der Täufer getauft habe, und verweigerte für sich persönlich die Antwort. Er hat erst als Gefangener ihnen die erwünschte Antwort gegeben, als der Hohepriester die direkte Frage an ihn stellte, ob er der Messias, der Sohn des Hochgelobten sei.[2]) Es ist ja wohl richtig: uns fehlt bis heute der Bericht eines Augen= und Ohrenzeugen, der dieser denkwürdigen Sitzung beigewohnt hätte, und was unsre Evangelien uns da berichten, ist bestenfalls die Version, die unter den Christen umlief. Aber in welchem Sinn immer Jesus vor seinen Richtern sich zum Messianismus bekannt haben mag, gewiß ist, daß er der Anklage diesmal nicht auswich, daß er sie nicht zurückwies, daß er vielmehr als Messias, als Juden=könig, der zu diesem Titel stand, dem Pilatus übergeben und von ihm zur Kreuzigung verurteilt wurde.[3]) Über diesen kapitalen Punkt kann die älteste Überlieferung sich nicht getäuscht haben; hierüber mußte Klarheit herrschen bei Feinden und Freunden. Wir werden der Tatsache nicht aus dem Wege gehen können, daß Jesus als angeblicher Judenkönig und auf Grund eines Bekenntnisses zur Messias=rolle gekreuzigt worden ist.

Allein man beachte wohl: über den Sinn des Messias=titels ist ja damit noch gar nichts gesagt. Was heißt König, was heißt herrschen, was heißt überhaupt groß

[1]) Mk 11, 27–33. [2]) Mk 14, 62. [3]) Mk 15, 2–5.

und vornehm vor Gott? Jesus sagt es in einem Wort, das sich bei Markus gerade an das Gespräch mit den Zebedaiden über die Ehrenplätze zur Rechten und Linken des Messias anschließt. Groß und vornehm vor Gott heißt seinen Brüdern dienen. Und dazu wußte Jesus sich selbst gesandt und geschaffen, nicht sich dienen zu lassen, wie ein weltlicher König herrscht und sich von andern dienen läßt, sondern selber zu dienen und sich für die andern hinzugeben.[1]) Wer so empfindet über groß und klein, der ist innerlich über das Kindliche und Beschränkte des Messianismus, über die ganze Messiaspolitik hinausgewachsen.

Man kann sich nur schwer denken, daß Jesus für die Zukunft sich auf einem Thron hoch über den andern vorgestellt habe, wenn er für die Gegenwart alle Größe vor Gott und Menschen in das Dienen gelegt hat. Er hat natürlich auch hier nicht die letzte Konsequenz gezogen, seine Mission war nicht, Zukunftsvorstellungen zu korrigieren und aufklärerisch zu wirken; mag sein, daß auch in seinem Zukunftsgedanken noch etwas vom alten politischen Rahmen geblieben ist. „König" wird Jesus auf alle Weise sein und bleiben. Aber eben ein König ganz neuer Art, ein König, dessen Größe im Dienen und Helfen besteht, ein König, der der erste Diener seiner Untertanen sein wird. Das Johanneische: „So bist du dennoch ein König?"[2]) trifft fein den Sinn dieser Umwandlung. Jesus nötigt uns, über das Königliche ganz anders zu denken als die Menschheit vor ihm. Gerade, indem er an seiner Königswürde festhielt, goß er ihren Sinn um. Und zudem ja ein König ohne sein altes jüdisches Königsvolk, das sich selber immer mehr von seinem Reich ausschloß. Auch das ein seltsamer Widerspruch: ein Judenkönig ohne die Juden. Das scheint uns widerspruchsvoll, aber gerade so geht es zu in der Geschichte;

---

[1]) Mk 10, 42–45. [2]) Joh 18, 37.

traditionelle heilige Begriffe werden nicht einfach weggeworfen, aber sie bekommen einen neuen Inhalt, sie werden mit ganz neuem Geist erfüllt, wobei es dann recht wenig bedeutet, wenn da und dort noch Spuren des alten Bildes nachwirken und sich bemerkbar machen. Es ist der Archäologe, der dann nur diese alten Reste mit seinem scharfen Auge sieht; der Forscher wird vor allem das Neue und Tiefe gewahren. Das gilt mehr oder weniger für das Ganze des Wesens Jesu. Immer kommt es darauf an, wofür ein Forscher die Augen mitbringt.

Und nun das Wunderbare und Phantastische, das den Messiasgedanken begleitete? Gestehen wir uns ehrlich, daß gerade der Wunderglaube eine Seite hat, durch die er sich echter, tiefer Frömmigkeit zu allen Zeiten empfohlen hat. Wer auf das Wunder vertraut, der gibt Gott und nicht sich selbst die Ehre; der lebt in der rechten Geringschätzung alles menschlichen Machens und in der Hochschätzung der Kraft Gottes. In der Tat finden wir Jesus nach dieser Seite in hohem Grad offen für das Wunderbare. Jesus hat seinem Gott ja alles zugetraut und aus diesem seinem kindlichen Zutrauen zu Gott Kräfte des Heilens und Helfens geschöpft, die ihn zum Wundertäter stempeln mußten. Mehr noch, er hat seinen Wundern hohe Bedeutung zugeschrieben; sie waren ihm das Siegel des Anbruchs des Gottesreichs durch ihn, die Offenbarung des ihm verliehenen Gottesgeistes und die Bestätigung seiner Vollmacht, Sünden zu vergeben auf Erden. Darin kommt ganz klar der enge Zusammenhang von Wunder und Messianismus zum Ausdruck. Der Messias muß auch im Sinn Jesu der Sieger über die Dämonen, der große Wunderheiland gewesen sein, der mit den ihm von Gott geschenkten Kräften die Wunderwelt des Gottesreichs eröffnet. Das gerade gehörte zu seiner Königshoheit, wie er die bösen Geister bändigte, allerlei Krankheiten wehrte, dem Tod furchtlos

entgegentrat und seinem Königswort überall die Königstat folgen ließ. Auch aus den Worten Jesu spricht ja dieser königliche Glaube. Er hat buchstäblich dem Glauben Wunderkraft zugeschrieben, hat es proklamiert, daß dem Glaubenden alles möglich ist,[1]) und daß jeder tapfere Beter bei Gott Erhörung findet.[2]) Von hier aus begreift man besser, wie seine Jünger bei Lebzeiten Jesu und später erst recht im Wunder das eigentliche durchschlagende Argument für die Messianität Jesu sahen und deshalb in lauter Wunderfarben das Bild Jesu schilderten also, daß seine geistige Größe und Neuheit zuweilen hinter dem Mirakulösen fast zu sehr zurücktrat.

Und doch, welche scharfe Grenze gegen alle Phantastik und Wunderschwärmerei! Unsre Evangelien erzählen ganz naiv, daß auch für Jesus der Sohn-Gottesberuf mit seinem ganzen Wunderzubehör ernste Versuchungen mit sich gebracht habe, die er aber noch vor seinem ersten öffentlichen Auftreten mit seiner gesunden sittlichen und demütigen Frömmigkeit ein für allemal überwand.[3]) Und wir müssen sagen: gerade die mannhafte, schlichte Art, wie Jesus dort den Versucher abweist, der ihn zu Zauber- und Schauwundern veranlassen wollte, um seine Gottessohnschaft zu erproben, entspricht so ganz seinem Geist und hebt sich so scharf ab von allen religionsgeschichtlichen Parallelen, daß es mich immer wieder drängt, echte Erinnerung an Jesus in diesen Legenden zu vermuten. Wie er dann aus der Wüste unter die Menschen zurückkehrt und, vom Anblick der Not überwältigt, anfängt zu heilen und zu helfen mit Wunderkraft, da bleibt er doch immer in den Schranken, die ihm Liebe und Erbarmen ziehen, und weist, sobald keine Not vorhanden ist und bloß menschliche Neugier und Zweifelsucht ihm ein Zeichen vom Himmel entlocken möchte zum Erweis seiner göttlichen Sendung, das

---

[1]) Mk 9, 23. [2]) Mt 7, 7 ff. [3]) Mt 4, 1–7.

Wunderverlangen als eine Versuchung mit größter Schroffheit ab.[1]) Soweit wir durch den Wunderschleier der alten Überlieferung noch die sicheren Tatsachen erkennen können, darf bestimmt gesagt werden, daß ein feiner sittlicher Takt Jesus überall geleitet hat, und er auch nicht einen Augenblick durch seinen Wunderglauben auf schwindelhafte Wege geführt wurde. Es ist nur bedauerlich, daß ihm schon die ältesten Evangelisten darin wenig treu blieben, indem ihre Wundersucht und ihr Streben, die Beweise für die messianische Sendung Jesu zu steigern und zu häufen, alle ethischen und psychologischen Schranken mißachteten und das ganze Leben Jesu ins Mirakulöse verzerrten. Ihr Jesus ist bereits ganz auf dem Weg, ein phantastischer Wunderkünstler und Zauberer zu werden, der nicht bloß einmal, sondern zweimal die Brote und Fische zu vermehren vermag,[2]) der über das Meer wandelt, während seine Jünger zu Schiff hinüberfahren,[3]) der 10 Aussätzige miteinander heilt,[4]) der einen Feigenbaum verflucht wegen seiner Unfruchtbarkeit, obschon gar nicht die Zeit der Früchte war,[5]) und der es gestattet, daß eine Legion Dämonen in eine Schweineherde fahren und 2000 Schweine ertrinken machen.[6]) All das ist der spätere Jesus des Glaubens, nicht der Jesus der Geschichte, der aus Liebe und Erbarmen der dringenden Not gewehrt hat und nur da seine Kräfte wirken lassen konnte, wo ihm selbst Vertrauen entgegengebracht wurde. Die ganze Art des Auftretens Jesu war so weit entfernt von aller schwärmerischen Wundertreiberei. Wir sahen schon, mit welcher unvergleichlichen Klarheit das wirkliche Leben und Treiben der Menschen sich in seiner Seele spiegelte, mit welchem sichern Realismus er die Dinge der Welt beobachtete und in seinen Gleichnissen ihr Bild wiedergab. Und gerade in

---

[1]) Mt 8, 11–13. [2]) Mk 6, 30–44; 8, 1–9. [3]) Mk 6, 45–52. [4]) Lk 17, 11–19. [5]) Mk 11, 12–14. [6]) Mk 5, 1–20.

seinen Worten über den Anbruch des Gottesreichs und sein Werden und Wachsen überrascht uns eigentlich am meisten die Ruhe, Klarheit und Nüchternheit, mit der er von der kommenden Wunderwelt sprechen kann. Jesus heißt seine Jünger warten und vertrauen, nicht sich verzehren in kraftlosen Anstrengungen und in gesteigerter Wundersucht. Kann ein Mensch nüchterner reden von so großen Dingen, als Jesus es in den Gleichnissen vom Samenkorn und Senfkorn tut? Gewiß, in seinen Wunderkräften läßt sich die neue Welt auf die Erde hernieder, aber nun gilt es, nicht ungestüm Größeres und noch Wunderbareres erhaschen zu wollen, sondern allen Fortgang getrost dem zu überlassen, der den verheißungsvollen Anfang gegeben hat. Es ist freilich ein Mißverständnis, wenn man auf Grund dieser Gleichnisse gemeint hat, das Reich Gottes werde von Jesus sozusagen entwicklungsgeschichtlich erwartet, und der alte Wunder- und Katastrophenglaube sei damit abgetan. Nichts hätte Jesus ferner gelegen als eine solche Modernisierung. Ohne Wunder kommt keine neue Wunderwelt. Aber das ist das Richtige, was dieser modernen Auffassung vorschwebt: Jesus hat es vermocht, den Zusammenhang der höchsten göttlichen Verheißungen mit den alltäglichen Geschehnissen im Naturleben aufzufinden; er hat am Reich Gottes auch die Seite erfaßt, mit der es in die natürliche Welt eingeht und nach den Ordnungen der natürlichen Welt vorwärtskommt. Dazu war er imstande, weil er überhaupt seinen Gott in der Alltagswelt an der Arbeit sah und nicht bloß im Wunderbaren und Exzeptionellen. Und zweifellos gehört gerade das zum Größten, was Jesus allen Zeiten zu sagen hat.

Allein so wenig als der Königsgedanke von Jesus jemals weggeworfen wurde aus seiner Hoffnung, so wenig hat er jemals der Hoffnung auf das Wunderbare seiner Bestimmung entsagt. Man könnte freilich einwenden, es sei

doch auffallend, wie stark gegen Ende seines Lebens das Wunder zurücktritt. Unsre älteste Überlieferung weiß von keiner einzigen Wunderheilung zu erzählen, die Jesus in seinen letzten Tagen in der Hauptstadt vollbracht hätte. Ja schon vorher, seitdem Jesus sich mehr von den Volksmassen zurückzog und sich auf den Verkehr mit der kleinen Schar seiner Getreuen beschränkte, schwindet das Wunder fast ganz aus der evangelischen Erzählung. Aber dem steht die Tatsache gegenüber, daß die Überlieferung gerade für die Reden Jesu aus seiner letzten Zeit den Wundercharakter des Messiasbildes gesteigert hat. Wenn überhaupt an den vielen Worten vom „Menschen" aus Daniel, der kommen wird mit den Wolken des Himmels, etwas geschichtlich ist und auf Jesus selbst zurückgeht, so werden wir ihm diesen Glauben an den Messias vom Himmel her nur in den letzten Zeiten Jesu und im Zusammenhang mit seiner Todesahnung zutrauen dürfen. Auf die Tage in Jerusalem geht auch das dunkle Gespräch Jesu mit den Schriftgelehrten zurück, indem er etwas von einem Messias, der Davids Herr sei, sitzend zur Rechten Gottes, andeutet.[1]) Das Bekenntnis Jesu vor dem Synedrium faßt dann die beiden Punkte zusammen: der Messias, sitzend zur Rechten der Kraft und kommend mit den Wolken des Himmels.[2]) Es gibt zahlreiche Forscher, welche in allen diesen Aussagen den Glauben nicht Jesu, sondern seiner Jünger nach seinem Tode finden wollen. Sie meinen, mit solchen Bibelstellen aus Daniel und aus dem 110. Psalm hätten sich die Jünger nach Jesu Tod getröstet und aufgerichtet. Die schwierige Frage wird in anderem Zusammenhang noch zu besprechen sein. Soviel allein steht fest: nach unsrer ältesten Überlieferung hat Jesus gerade in seinen letzten Zeiten mächtig in den Vorstellungen des himmlischen Messiasbildes gelebt. Es war das „Den-

[1]) Mk 12, 35–37. [2]) Mk 14, 62.

noch", das er dem augenscheinlichen Niedergang seiner Sache auf Erden entgegensetzte. Wenn uns auch nichts an ihm zunächst so fremdartig berührt, so sollten wir doch imstande sein, die Tapferkeit dieses Glaubens zu würdigen. Ein Mensch, der auf Erden nichts mehr hoffen kann, klammert sich an seinen Wundergott und traut ihm zu, daß er ihn dennoch zu Ehren bringen werde. Es waren zudem nicht eigene Zukunftsphantasien, es war alter Bibelglaube, an den Jesus in seiner Not sich hielt. Mit all dem wollen wir nur sagen, daß gegenüber dem Wunderbaren, das zum Messiasbild gehört, Vorsicht geboten ist. Es spricht manches dafür, daß Jesus bei aller seiner sittlichen Gesundheit und Geradheit auf dem Gebiet seines Hoffnungslebens dem Wunder allzeit offen geblieben ist.

Allein auf andere Weise hat sich Jesus vom Wunderbild des Messias ganz gewaltig entfernt. Es gab eine jüdische Tradition, die vom Messias erwartete, er werde irgendwo im Verborgenen weilen, bis der feierliche Augenblick gekommen sei, da ihn Gott zur messianischen Glorie plötzlich und wunderbar erhebe. Gestehen wir ehrlich: ein jüdischer Messias hatte überhaupt nur zwei Wege, wie er zum Messiasthron emporsteigen konnte. Entweder er geht den politischen Weg, erwirbt sich das Zutrauen der Volksmenge, wagt den Aufstand gegen die Römer und steigt über Blut und Leichen zum Messiasthron empor. Oder er verzichtet auf das eigene Erobern seiner bevorzugten Stellung im kommenden Gottesreich, er verläßt sich ganz auf das göttliche Wunder und muß dann wohl irgendwo in der Stille abwarten, bis ihn Gott durch das Wunder auf seinen Thron erhebt.

Für Jesus war das erste ausgeschlossen und konnte nur das zweite, das Warten auf das Wunder, in Frage kommen. Die Evangelien erzählen uns, wie er sogleich nach seinem ersten Messiaserlebnis vom Geist in die Wüste getrieben

worden sei.[1]) Auch Johannes der Täufer weilte in der Wüste; „was zu sehen, seid ihr in die Wüste hinausgegangen?" fuhr Jesus noch später die Volksmenge an.[2]) Aber nun ist das Große und Neue gerade dies, daß Jesus die Wüste und die Wüsteneinsamkeit wieder verließ und zu den Menschen zurückkehrte. Ihm war es nicht gegeben, in der Einsamkeit still zu sitzen und auf das Wunder zu warten, das ihn auf den Messiasthron heben sollte. Ihn trieb mit Allgewalt die Bruderliebe, die Liebe zu seinem Volk und zur Not und zum Jammer seines Volkes. Was Goethe in seinem Fragment vom ewigen Juden ihm einmal in den Mund legt: „o mein Geschlecht, wie sehn ich mich nach dir. . . . Ich komm', ich will mich dein erbarmen," das war in Jesus selber Kraft und Leidenschaft. Wenn er auf der einen Seite das herrliche Gottesreich im Geist vor sich sah und auf der andern Seite sein armes jüdisches Volk, wie es im Schlaf, im Taumel, in frommer Verblendung und unfrommer Gleichgiltigkeit der furchtbaren Gerichtsstunde näher und näher zustrebte, wie sollte er da untätig warten können? Seine unendliche Sympathie mit allen Notleidenden, Gefährdeten, Verirrten und Verkommenen, die ihm überall begegneten, für die er die besondern Augen hatte, er allein mitten unter den Satten und Selbstzufriedenen, konnte ihn ganz unmöglich in der Einsamkeit und im religiösen Egoismus den Wundern des Gottesreichs entgegenharren lassen; sie trieb ihn unter die Menschen, sie gab ihm seinen neuen und wahren Beruf, zu heilen, zu helfen, zu dienen, zu trösten, zu mahnen, zu warnen, zurückzurufen und wieder vorwärts zu treiben. Jesus hat, getrieben von seiner Menschenliebe, aus dem jüdischen Messiasberuf den Heilandsberuf gemacht. Der jüdische Messias war keineswegs an sich der Heiland. Er war von alters her der König, herrschend auf seinem Thron hoch

---

[1]) Mk 1, 12. [2]) Mt 11, 7 ff.

über der gemeinen Menge, kämpfend die Schlachten des kommenden Gottesreichs, furchtbar gegen seine Feinde, schrecklich im Weltgericht. Wenn wir heute nach alter Gewohnheit Jesus den Heiland nennen, so geben wir ihm den ganz unmessianischen Titel, den er selbst geschaffen hat durch die Tat. Er hat den Menschen wohlgetan,[1]) so charakterisiert Lukas in der Apostelgeschichte ganz zutreffend die Summe des Wirkens Jesu. Wohlgetan allein schon durch seine Teilnahme, durch sein Verständnis und Mitgefühl, wohlgetan aber vor allem dadurch, daß er den Menschen seinen Gott brachte, den Gott, mit dem er lebte in Vertrauen und Gehorsam und ganzer Liebe, den Gott, der selber Erbarmen und Geduld mit den Menschen hat in ihrer Not. Mit diesem seinem Gott verscheuchte er die Sorgen der Kummervollen, er tröstete die Trauernden, machte das Herz der Armen und Dürftigen fröhlich, brachte den Kranken Hilfe, ging gefallenen und verstoßenen Frauen mit seiner vornehmen, aufrichtenden Menschlichkeit nach, rief es den Zöllnern ins Bewußtsein, daß auch sie als Abrahamskinder ein Recht auf seinen Gott hätten, und zog alle, die ihm selber näher standen, in sein Dienen, Helfen, Fürsorgen und Schenken hinein. So schloß er den Seinen eine neue Welt der Liebe auf, trug den Sonnenschein in die kalten erstorbenen Herzen, verbreitete Licht und Wärme und Freude rings um sich her. In den Evangelien ist das wichtigste Heilandswerk immer wieder das Wunder, das die Kranken gesund machte. Das ist kindlich und steht nicht ganz auf der Höhe von Jesu Heilandsart. Er hat doch zuerst und vor allem den Seelen Trost und neuen Mut und Grund zur Freude gebracht, so mächtig ihm die leibliche Not zu Herzen ging, und so weit entfernt er war von der spätern Hintansetzung der leiblichen Bedürfnisse unter den Christen. Und der tiefste Grund all

[1]) Apg 10, 38.

seines Trostes und seiner Freude war das einfache aber gewaltige Gefühl: Gott ist da, er ist bei uns und will uns helfen. Andere Propheten mochten mit Sehnsucht sich ausstrecken nach dem großen Wunderbaren, das kommen soll, und ihre Jünger vertrösten auf Herrlichkeiten der Zukunft. Jesus hat das zweifellos auch getan, aber er tat noch viel mehr: er brachte Gott mit sich, den Gegenwartsgott, den Gott von heute und von morgen. Es gibt etwas, das noch viel mehr ist als alle Zukunftsverheißung: das ist die selige Gegenwart, Friede, Freude, Liebe; die zogen ein, wo Jesus einkehrte, das waren die stillen, verborgenen Kräfte der Menschenerneuerung. Denn freilich, zu weich und sanft und friedlich dürfen wir uns dies Wirken Jesu niemals denken. Wo er einkehrte mit seinem Gott, da begann der Kampf, der innere Kampf vor allem, der Kampf gegen alles Gottwidrige, Faule, Unechte, Unlautere, Bequeme und Lieblose, es bedurfte da keiner langen Bußpredigten, die Gegenwart Jesu war auch immer ein Gericht über das Ungöttliche in allen Herzen. Es ist freilich Legende und nicht strenge Geschichte, aber es bringt gleichwohl eine Wahrheit zu klarem Ausdruck, wenn bei Lukas Simon Petrus unter dem Eindruck der göttlichen Kraft Jesu, die sich im wunderbaren Fischzug offenbarte, ausrief: „Herr gehe hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch.“[1]) Sprechend ist auch die Erzählung vom Zöllner Zakchäus. Kaum war Jesus wirklich eingekehrt in seinem Haus, da wird der tapfere Entschluß in dem Mann geboren, künftig ein anderes Leben zu führen und nach Kräften wieder gut zu machen, was er vielleicht in langen Jahren in einer Unzahl kleiner Erpressungen verbrochen hatte.[2]) Aber nun führte der innere Kampf notwendig auch zum Kampf nach außen. „Nicht den Frieden bin ich gekommen zu bringen, sondern das Schwert,“ sagt ein altes

[1]) Lk 5, 8. [2]) Lk 19, 8.

Jesuswort.[1]) Er hat den Krieg ins Innere der Familien getragen, hat Junge gegen Alte und Alte gegen Junge aufgestiftet, nicht durch irgendeine Weisung seinerseits, einfach, indem er überall Reaktion und Gegenreaktion erzeugte und die trägen Geister für oder gegen Gott und sein Reich in Flammen setzte. Und das war das Tragische an Jesu Beruf; er, der nichts als dienen und helfen und lieben wollte, sah sich als Urheber eines Brandes, der Familien, Freundschaften, Dorfgenossenschaften ergriff, alle Leidenschaft, Härte und Lieblosigkeit entfachte und ihn selbst zuletzt als Volksfeind und Religionsfeind den Verbrechertod am Kreuz sterben ließ.

All das liegt nicht von ferne im jüdischen Messiasgedanken und hat sich gleichwohl Jesus mit zwingender Notwendigkeit als sein Beruf, von Gott ihm gegeben, aufgedrängt. Wir dürfen nicht glauben, daß er sich all das aussuchte und auf dem Weg der Reflexion vom einen zum andern kam. „Das Größte tut nur, wer nicht anders kann", das gilt auch hier. Paulus hat das verstanden, wenn er ein echtes Gotteskind vom Geist getrieben nennt, und wenn er Liebe, Friede, Freude, Geduld als Frucht des Geistes bezeichnet,[2]) die organisch aus dem Innern hervorwächst. Die Psychologie der Evangelisten stand in dieser Beziehung weit hinter dem Tiefblick des großen Apostels zurück. Sie ließ Jesus wohl auch vom Geist Gottes ergriffen sein, aber sie erfaßte es nicht, wie dieser Geist Gottes die neue Liebe, das neue Vertrauen, die neue Freude in die Welt brachte. Markus erzählt, daß der Geist Jesus in die Wüste getrieben habe,[3]) weil nicht leicht ein anderer Mensch von sich aus die Wüste aufsuchen wird, aber die Rückkehr Jesu aus der Wüste zu den Menschen, die ist ihm nicht als Trieb des Geistes vorgekommen. Dann wird uns zu verstehen gegeben, wie in den Dämonenaustreibungen der Geist Gottes hervor-

---

[1]) Mt 10, 34. [2]) Röm 8, 14; Gal 5, 22. [3]) Mk 1, 12.

leuchtete,[1]) während kein Wort der ältesten Überlieferung etwa die Menschenfreundlichkeit Jesu im Verkehr mit Zöllnern und Sündern dem Geist Gottes zuschrieb. Man spürt deutlich: diesen Erzählern fehlten die rechten Ausdrücke, um gerade das große Neue an Jesus als das Göttliche zu erfassen. Man möchte weiter gehen und die Vermutung aussprechen, daß auch für Jesus selbst manches in den zuletzt hervorgehobenen Zügen mehr zur Vorbereitung als zum Messianischen gehören mochte. Erzogen in der Gewohnheit, den Messiasgedanken zu verbinden mit allen Bildern von Königsglanz und Wundermacht, wird er vielleicht sein ganzes Heilandswirken mehr als Vorbereitung auf die Messiasarbeit betrachtet haben. Wir sagen: vielleicht, weil wir viel zu wenig hineinsehen in das Innere seines Seelenlebens. Dann hätte sich eben die größte innere Umwandlung des Messiasgedankens vollzogen ohne klares Bewußtsein Jesu selbst. Aber die Art und Weise, mit der er seine ganze Kraft einsetzt in den Dienst und die Hilfe für seine Brüder, geht doch so stark aus den Grundkräften seines Innern hervor und ist so wenig erst durch die Umstände gebildet, daß man immer wieder den Eindruck bekommt: gerade dazu weiß sich Jesus in die Welt gesandt, das ist doch sein göttlicher Beruf: „nicht sich dienen zu lassen, sondern zu dienen und sich für andere hinzugeben."[2]) Wenn wahrhaft groß und vornehm allein das Dienen und Helfen ist, dann muß der Königsberuf Jesu von innen heraus sich verwandeln in den Beruf des Heilands seiner Mitmenschen. Daran wird man sich zu halten haben. Es mag dann immer noch in der Phantasie ein Königsgedanke alten Stils als letzter Lohn und Ziel Jesus vorgeschwebt haben, ja er mag angesichts der herannahenden Katastrophe gerade in diesem alten Herrlichkeitstraum seinen Trost gefunden haben; das

---

[1]) Mt 12, 28. [2]) Mk 10, 45.

sind alte Überreste jüdischen Denkens, das Neue und Weiterführende liegt nicht hier. Die Welt lebt nicht davon, daß Jesus auf einem himmlischen Thron sitzt und als Weltrichter in Glanz und Herrlichkeit wiederkommen wird, sondern davon, daß er seinen königlichen Beruf darin fand, den Brüdern wohlzutun und zu dienen mit seinem Gottvertrauen und seiner Liebe und Geduld. Das ist der neue Messianismus, der mit Jesus in die Welt kam. Es gibt ein noch größeres Wunder als alle Messiasherrlichkeit im jüdischen Sinn, es gibt Wunder helfender und rettender Liebe, Wunder der Geduld, Wunder des Verzeihens. Daß in der Seele Jesu, in der von Anfang an der Zug zum Wunderbaren, Himmlischen und Überschwänglichen mit der herzlichen Sympathie und Bruderliebe zusammen wohnte, der Messianismus die Richtung zu den Menschen nahm statt in die Einsamkeit und die passive Erwartung des Wunderbaren, — ohne deshalb auf den wunderbaren Abschluß zu verzichten, — darin liegt das eine Geheimnis des Schöpferischen, das mit Jesus durchbricht. Wir können daran buchstabieren und es ungefähr verständlich zu machen suchen, rein im Sinn der Beschreibung. Aber es bleibt in seinem letzten Ursprung ganz undurchdringlich, und wir tun am besten, es mit schweigender Ehrfurcht da stehen zu lassen, wo es steht.

Dies um so mehr, weil das eine Geheimnis mit einem zweiten zusammenhängt, das uns noch viel undurchdringlicher ist, mit dem Geheimnis Jesu seinem Gott gegenüber. Der Messias ist ja der Vertreter Gottes auf Erden, seiner Kraft, seiner Hilfe, auch seines strafenden Gerichts. Das setzt, recht verstanden, eine Einigung des Göttlichen und Menschlichen im tiefsten Seelengrund voraus, und aus diesem tiefen gottmenschlichen Einheitsgrund müßte dann das ganze Wirken nach außen in Wort und Tat hervorquellen. In dieser Einigung müßten

wohl unermeßliche Kräfte, aber auch ungeheure Gefahren für ein Erdenkind schlummern, und wir bewegen uns hier auf einem Gebiet, da auf alle Fälle das Geniale und das Pathologische dicht beisammen liegen, und es zum Teil auf den Standort des Betrachters ankommt, ob er dasselbe Phänomen als abnorm im gesunden oder im kranken Sinn ansehen will.

Es ist nun erquickend, mit welcher Frische und Unbefangenheit unsre älteste Überlieferung das rein Menschliche an Jesus wiedergibt. Besonders das Markusevangelium gab sich noch so wenig Mühe, die Spuren menschlicher Schwäche und Unvollkommenheit an Jesus zu tilgen, daß es dadurch Freunden und Feinden reichlichen Anstoß gab, und jedes der folgenden Evangelien sich anstrengte, wieder einige dieser Menschlichkeiten Jesu zu entfernen. Schon wie Jesus gleich der Volksmenge zum Jordan kommt, um sich von Johannes taufen zu lassen, mußte den spätern Erzählern viel Kopfzerbrechen bereiten.[1]) Aber auch als Messias und Sohn Gottes, ausgerüstet mit Gottesgeist, bleibt er bei Markus durchaus ein voller Mensch. Er ist keineswegs allwissend, er fragt die Jünger, fragt die Kranken, fragt das umstehende Volk, wer ihn wohl angerührt und eine göttliche Kraft aus ihm hervorgelockt habe.[2]) Auch im Gebiet der Weissagung kennt sein Wissen entschiedene Schranken; er kennt Zeit und Stunde des Endes nicht,[3]) und er kann seinen intimsten Genossen die Ehrenplätze im Gottesreich nicht versprechen, weil sie die bekommen werden, denen sie von seinem Vater bereitet sind.[4]) Ebenso ist seine Kraft beschränkt. Wo er kein Vertrauen findet, da hat auch seine Wundergabe ihre Schranken; er konnte in Nazaret keine Wunder tun.[5]) Aber ganz überraschend ist das Eingeständ-

---

[1]) Mk 1, 9. [2]) Mk 5, 9, 30; 6, 38; 9, 16, 33. [3]) Mk 13, 32. [4]) Mk 10, 40. [5]) Mk 6, 5.

nis seiner Unvollkommenheit Gott gegenüber. Kaum hat ihn ein Fragesteller mit der üblichen Anrede: guter Meister begrüßt, so weist ihm Jesus das Beiwort „gut" zurück, „was nennst du mich gut, niemand ist gut als Gott allein."[1]) Also auch Jesus weiß sich von Gott im Abstand; das Gottesbewußtsein hat nicht das menschliche Bewußtsein in ihm aufgezehrt und ihm das Gefühl seiner Unvollkommenheit und Rückständigkeit dem ganz Guten und Vollkommenen gegenüber ein für allemal genommen, sondern er fährt fort, gerade in diesem Punkt ein Mensch zusammen mit den nicht guten Menschen[2]) zu sein. Und damit stimmt ja recht verstanden auch das Gethsemanegebet genau überein; Jesus bittet freilich um Erfüllung des eigenen Willens, aber im Gefühl, daß Gottes Wille etwas anderes beschlossen hat, und somit menschlicher Wille und Wille Gottes nicht zusammenfallen, ergibt er sich in seines Gottes rätselhafte Schickung.[3]) Und dabei kommt es keineswegs allein auf dies besondere Ergebungsgebet in Gethsemane an. Daß Jesus überhaupt uns als der vornehmste Beter geschildert wird, der ganze Nächte in der Gebetseinsamkeit ringt mit seinem Gott,[4]) weist uns hin auf den scharfen Abstand Jesu seinem Gott gegenüber, auf Gefühle der Bedürftigkeit und des Mangels, die ihn nie verließen, und die er nur durch seine Zuflucht zu seinem Gott überwand. Die spätern Stellvertretungsgedanken haben in schlimmer Weise diesen Tatbestand verdunkelt, indem sie die Meinung begünstigten, daß Jesus im Grund gar nicht für sich selbst, sondern für die andern und um der andern willen sich derart unter seinen Gott gestellt habe. Gewiß wird er auch die Not der andern, die ihn drückte, vor seinen Gott gebracht haben, aber zuerst und vor allem betete er für sich selbst, kämpfte für sich selbst, rang mit seinem Gott um eigene Klarheit und Gewißheit. Die Glaubensstellung, die

---

[1]) Mk 10, 18. [2]) Mt 7, 11. [3]) Mk 14, 36. [4]) Mk 1, 35; 6, 46.

er seinen Jüngern zur Pflicht machte, hat er vor allem selber getreulich eingenommen. Man hat ganz mit Recht gesagt: das Geheimnis seiner Wundergabe war sein kindliches Zutrauen zu seinem Gott. Es ist höchst unsicher, ob ihm wirklich besondere Heilkräfte beschieden waren; ohne dies Vertrauen, daß sein Gott ihm helfe, wo die Not nach Hilfe schrie, würde er schwerlich jemals viel ausgerichtet haben. Die letzte Probe seiner vollen Menschlichkeit gibt uns aber die ganze Nüchternheit, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit seines Wesens. Wellhausen schrieb einmal von Jesus: er atmete in der Furcht des Richtergottes. Man hat den Ausdruck beanstandet und gemeint, nicht die Furcht, sondern das Vertrauen sei das Element der Seele Jesu gewesen. Das ist wohl richtig, aber Wellhausen behält in der Sache recht. Wer so allen Menschen das Entweder-Oder, den Doppelweg zum Leben und zum Verloren-Gehen vor die Seele stellt, und sie zum Wachen, Beten und Nüchtern-Sein auffordert, der wird auch selbst in Ehrfurcht unter seinem Gott stehen, wie sie aus dem Jesuswort: „was nennst du mich gut?" uns entgegenleuchtet. Man atmet bei Jesus doch diese Lauterkeit und Klarheit in der Grundposition des Menschen seinem Gott gegenüber, weil er selbst durchaus gesund, ehrlich und ehrfurchtsvoll unter seinem Gott stand, den er als seinen Vater, aber auch als Herrn Himmels und der Erde anrief,[1]) und vor dessen Heiligkeit er sich in tiefer Scheu verneigt hat.[2])

Aber gerade von diesem Distanzgefühl Jesu gegenüber seinem Gott aus gewinnen die Jesusworte, die aus der Einheit mit Gott hervorquellen, besondere Bedeutung. Sie sind gar nicht so zahlreich, ein Umstand, der uns eher günstig für sie stimmt. Voran steht das Wort von der Sündenvergebung Jesu. Jesus hat einzelnen Menschen die Sünden vergeben, wenn er spürte, daß die Zuversicht

---

[1]) Mt 11, 25. [2]) Mt 6, 9.

zu seinem verzeihenden Vater in der Seele eines Sorgenvollen und Ängstlichen nicht aufkommen konnte.[1]) Es war nicht die Regel; die Regel war gerade, daß der Jünger Jesu direkt zu seinem Gott geht, wie es das „Unser Vater"[2]) voraussetzt. Aber Jesus muß Fälle erlebt haben, wo kein „Unser Vater" das ausdrückt und das wegräumt, was in einem Menschenherzen dem Vertrauen zu Gottes Liebe entgegensteht, wo gerade die Kindesstellung noch nicht wieder gefunden ist, die den freien Zugang zum Vater besitzt. Da trat er selbst zu den kummervollen Seelen und vergab ihnen ihre Sünden an Gottes Statt. Es ist ganz einerlei, wie oft das vorkam; mir scheint, daß der Vorwurf der Schriftgelehrten nicht bloß auf Grund einer ganz vereinzelten Tatsache, bei der sie gerade zugegen waren, aufkam. Vom korrekten jüdischen Standort aus hatte Jesus damit in die Rechte Gottes eingegriffen; Sünden vergeben kann allein Gott im Himmel. Aber das war ja gerade der Kummer der Bekümmerten, daß zwischen diesem Gott im Himmel und ihnen die Verbindung abgebrochen war, daß niemand ihnen ganz gewiß sagen konnte, ob Gott nun ihnen und gerade ihnen vergeben habe. Da tritt Jesus mit vollem Bewußtsein in die Lücke zwischen Mensch und Gott und erklärt, ein Mensch auf der Erde hat Vollmacht, Sünden zu vergeben.[3]) Er sagte nicht: „der Messias", und der Mensch auf der Erde ist auch nicht der Messias; was hätte eine solche Behauptung über den Messias für eine Wirkung getan, wenn niemand weiß, wer der Messias ist? Wohl aber erweckt Jesus die Frage: wieso ein Mensch auf der Erde? jeder beliebige Mensch? weshalb gerade Jesus? Und dadurch deutet er, ohne es auszusprechen, allerdings sein Geheimnis an. Das muß freilich ein ganz besonderer Mensch sein, der Gott so genau kennt, daß er sich getrauen darf, einem Menschen Sünden zu ver-

[1]) Mk 2, 5. [2]) Mt 6, 12. [3]) Mk 2, 10f.

geben mit der Gewißheit: Gott vergibt sie ihm. Das deutet hin auf ein ganz tiefes Geheimnis wunderbarer innigster Gottverbundenheit Jesu, die bis in die Tiefen der Einheit des göttlichen Bewußtseins reicht. Im Augenblick, da Jesus einem solchen armen Menschen die Vergebung seiner Sünden aussprach, muß er sich eins mit Gott gefühlt haben, er handelte in diesem Augenblick aus Gottes Herzen heraus.

Dann kam der Vorwurf der Zauberei, des Bündnisses Jesu mit Beelzebub, von den Schriftgelehrten gegen Jesus geschleudert.[1]) Er traf ganz direkt das Geheimnis in Jesus, gab ihm eine häßliche und gemeine Ausdeutung und veranlaßte dadurch einen Ausspruch Jesu, aus dem wir hineinsehen können in sein Selbstbewußtsein. Geist Gottes, so nennt er selbst sein Geheimnis mit Namen.[2]) Das ist die Kraft, mit der er die Dämonen vertreibt; das ist auch die heilige Instanz in ihm, die getroffen und gelästert wird durch den Vorwurf der Schriftgelehrten. Menschen mögen wir beleidigen und lästern, soviel wir wollen, aber wehe dem, der etwas sagt gegen den Geist![3]) Man spürt aus diesem Wort etwas wie eine Gespaltenheit des Bewußtseins Jesu heraus. Auch er ist ja Mensch, so gut wie andere, aber daneben weiß er sich als Träger Gottes selbst, denn nichts anderes will das Wort „Geist" sagen: Gottes eigene Kraft und Majestät, wie sie sich herabläßt auf einen Menschen. Von hier aus erscheinen die schlichten Jesusworte, in denen sein Abstand von Gott sich ausspricht, ganz wohl verständlich neben dem Einheitsgefühl, dem Bewußtsein, Gott lebendig in sich zu tragen. Die heilende und erlösende Kraft Gottes, die doch zugleich eine Kraft zum Gericht und Verderben sein kann, wenn sich menschliche Bosheit an ihr vergreift, muß Jesus in sich gefühlt haben, ohne Vernichtung seines hellen menschlichen Selbstbewußtseins. Bedeutsam ist

---

[1]) Mk 3, 22; Mt 12, 24. [2]) Mk 3, 29; Mt 12, 28. [3]) Mt 12, 32.

auch das, daß sowohl die Vollmacht, Sünden zu vergeben, wie der Geistesbesitz und die damit verbundene Gefahr, zur Lästerung des Geistes Anlaß zu geben, von der alten Christenheit nicht als Privileg Jesu allein betrachtet worden sind. Das apostolische und nachapostolische Zeitalter kannte eine ganze Reihe von Geistpersonen, bezog die Warnung vor der Lästerung des Geistes auf die diesen schuldige Ehrfurcht und verstand unter der Vollmacht, Sünden zu erlassen oder zu behalten, eine apostolische Ausrüstung. Man könnte daraus schließen: all das seien nicht messianische Rechte im besondern. Allein es muß sie doch erst ein ganz Großer aus seinem Gottesbesitz heraus für sich selbst in Anspruch genommen haben, ehe sie andern auf dem Weg der Tradition weitergegeben wurden. Das Kühne ist hier wirklich das Erstmalige; alles weitere begreift sich dann von selbst. Der Apostolat und die alte christliche Prophetie begreifen sich immer am besten als Echo von Jesus her, als Nachwirkungen seines Gottesbesitzes.

In der Spruchsammlung ist mit den Worten über den Geist in Jesus das scharfe E n t w e d e r — O d e r verbunden: „wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut."[1]) Das herbe Wort ist verständlich gerade von den Geistessprüchen aus. Weil Jesus den lebendigen erlösenden Gott selbst in sich am Werk weiß, darum darf er kurzweg seine Sache mit seiner Person zusammenlegen und den Entscheid von jedem, der mit ihm in Berührung kommt, verlangen. Für einen Durchschnittsmenschen wäre das Frevel und Anmaßung; wer nicht Jesus ist, wird sich wohl vor einer ähnlichen V e r b i n d u n g d e s P e r s ö n l i c h e n m i t d e m S a c h l i c h e n zu hüten haben. Aber wir kennen auch in L u t h e r s Leben solche Äußerungen des Ineinanderlegens seiner Sache mit Gottes Sache und

---

[1]) Mt 12, 30.

der Seelen Seligkeit, gerade aus den Tagen der päpstlichen Bulle, da es sich um Sein oder Nicht-Sein handelte, und wir denken, Luther hat dabei Gott auf seiner Seite gehabt. Es kann doch der allerdemütigste Mensch sein, der in einem großen Augenblick, den er selbst nicht gesucht und nicht gewollt hat, sich nun einmal als das Organ Gottes selbst schlechthin fühlt, und er ist es auch in diesem Augenblick, und Gottes Sache hängt wirklich an seiner Person und an der Stellung zu ihm. Von hier aus sind alle die Worte Jesu aufzufassen, in denen er sich als das Zeichen der Zeit hinstellt, Entscheidung für oder gegen sich den Menschen zur Pflicht macht und es den Dörfern und Städten so schwer auf ihr Gewissen ladet, wenn sie ihn und seines Gottes Kraft längere Zeit in ihrer Mitte erlebt haben und gleichwohl ihren alten Weg des Verderbens weiter gingen. Das ist gewiß, es kommt dadurch eine ungemein scharfe persönliche Note in das Auftreten Jesu hinein. „Selig, wer sich nicht an mir ärgert,"[1]) läßt Jesus dem Johannes sagen, und wie hat er ihn, den Großen und Gewaltigen, außerhalb des Gottesreiches gestellt![2]) Aber das ist nun einmal von Jesus überhaupt nicht wegzubringen; der Mann der reinen unpersönlichen Ideen ist er nun einmal wirklich nicht gewesen; als Träger Gottes wußte er sich, an Gottes Statt handelte er, Gottes Liebe, aber auch Gottes Gericht brachte er den Menschen. Es ist besser, wir suchen das zu verstehen; wir schärfen dadurch unser eigenes Abstandsgefühl gegenüber Jesus, und schauen wieder zu dem empor, der seinen Gott so viel näher, so viel gewisser, so viel inniger bei sich hatte als irgend einer seiner Jünger.

Das Jesuswort: „wer euch aufnimmt, nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat,"[3]) gehört sicher zum besten Gut der alten Überlieferung,

---

[1]) Mt 11, 6. [2]) Mt 11, 11. [3]) Mt 10, 40.

obschon sein näherer Sinn früh verdunkelt worden zu sein scheint. Bei Markus spricht Jesus es von „einem dieser Kindlein;"[1]) möglich, daß er in seiner Überlieferung das Wort: „eines der Kleinen" vorfand und dann den Kleinen auf die Kinder deutete. Matthäus und Lukas dagegen haben das Wort auf die Apostel bezogen,[2]) und das muß auch der Sinn Jesu gewesen sein. Deutlich ist ja von einer doppelten Sendung die Rede: Gesandte Jesu, die man wie ihn aufnehmen soll, — er selbst als Gesandter Gottes. Wir sehen durch dies Wort in die Bedeutung des Apostolats für Jesus selbst hinein. Die von ihm Ausgesandten sollen ihn selbst und in ihm seinen Gott den Menschen bringen, das ist ihr hoher Beruf, ihre einzigartige Würde. Ein solches Wort zeigt uns deutlich den Abstand Jesu von seinem Gott und die innige Verbindung mit ihm, deren er sich bewußt war. Würde man ihn fragen: warum tust du das? seine ganze Antwort müßte lauten: weil mich Gott dazu gesandt hat. Das ist wenig, der Gesandte hat ja keine Selbständigkeit, er handelt im Auftrag des Senders, und ist doch das Allerhöchste, wenn der Gesandte Gott vertritt. Auch ein Prophet, auch Muhammed konnte so sprechen und hat oftmals so gesprochen. Man achte aber auf den intimen Ton: „wer mich aufnimmt, nimmt Gott selber auf." Hier fehlt geradezu die Unterscheidung des Menschen vom Geist Gottes; wer so spricht, der kennt in diesem Augenblick sich nur als göttliches Organ. Und doch übertragbar und der Vervielfältigung fähig! Auf jedem der von Jesus Ausgesandten ruht etwas von seiner göttlichen Vollmacht. Jeder seiner Arbeitsgenossen empfängt etwas von seinem Heilandsberuf. Sie sollen ja Macht haben über die Dämonen,[3]) sollen binden und lösen,[4]) wie Jesus es tat, sollen das Reich Gottes verkünden und bringen, wie er es gebracht

[1]) Mk 9, 37. [2]) Mt 10, 40; Lk 10, 16. [3]) Mk 6, 7. [4]) Mt 18, 18.

hat.[1]) Wir stehen doch auch hier vor seinem ganz eigensten Geheimnis.

Ganz unmessianisch zunächst scheint ein so schlichtes Wort wie das von der Freiheit dem Fasten gegenüber. „Können die Hochzeitsleute trauern, solange der Bräutigam unter ihnen ist?"[2]) So schlecht wie Hochzeit und Trauer, so schlecht paßt Jesu Gesellschaft zum Fasten. Es war pedantische Auslegung, wenn man in Jesus den „Bräutigam" sehen wollte und dann diesen Gedanken so ausdeutete, wie schon Markus es tat, daß nach Jesu Tod das Fasten wieder sein gutes Recht unter den Jüngern haben werde zum Ausdruck der Trauer um ihn. So wie Jesus das Gleichnis hinwarf, ist es ein schlichter Ausdruck seiner Natürlichkeit und seiner freudigen Grundstimmung. Erst beim tieferen Nachdenken kommt man auf den entscheidenden Punkt: warum ist denn für Jesus und seine Jünger die Freude gerade so natürlich, für Pharisäer und Johannesjünger offenbar sehr unnatürlich? Es ist wundervoll, wie Jesus selbst das gar nicht begründet, sondern einfach hinstellt, als verstünde es sich von selbst. Im Grund steckt doch sein ganzes seliges Geheimnis dahinter. Wo man Gott bei sich hat und seine Kraft und Liebe allzeit gegenwärtig weiß, da kann man nicht anders als fröhlich sein. Mir scheint, dies ganz unmessianische Wort lasse uns tiefer als vielleicht ein zweites in den menschlichen Untergrund seines Messianismus hineinblicken. Ist letztlich sein ganzer Glaube an eine Gegenwart des Gottesreichs und sein ganzer Messianismus etwas anderes als einfacher Ausdruck der erlebten Wirklichkeit: Gott ist da? Er kommt nicht erst in der Zukunft, wir müssen uns nicht verzehren in Sehnsucht aus dem Gefühl unseres Mangels heraus. Er ist da, wo Jesus ist; man lebt unter seinem Regiment, man steht allzeit in der Gegenwart seiner seligen Liebe. Das Reich

[1]) Mt 10, 7. [2]) Mk 2, 19.

Gottes muß doch da sein, wo man Gottes Kraft und Liebe so handgreiflich erfährt, in ihr lebt wie in seinem Element und von da aus sich nur noch sehnen muß nach einer Ausbreitung seiner Herrschaft über alle, die ihm noch fern sind. Freilich, eine allgemeine Wahrheit ist das nicht, es ist alles ganz persönlich erlebt; es ist so durch Jesu Seele hindurchgegangen und hat sich von ihm aus seinen Jüngern mitgeteilt. Darum brauchen sie nicht zu fasten, weil sie Gott schon bei sich haben. Dies Jesuswort muß uns besonders lieb sein, weil hier kein Wunder hineinspielt; nichts Außerordentliches, ein alltäglicher Besitz Gottes ist da. Aber ist nicht das das Wunder aller Wunder, mitten in der Alltagswelt Gott so als Vater bei sich zu haben und so sein Kind zu sein?

Erst auf Grund so mancher direkt und indirekt messianischer Jesusworte wird es erlaubt sein, auch an das höchste Bekenntnis Jesu von seiner Gottessohnschaft in der Spruchsammlung mit aller Vorsicht heranzutreten. „Vater, Herr Himmels und der Erde, ich danke dir, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbart. Ja Vater, so war es recht vor deinen Augen. Alles ist mir anvertraut von meinem Vater und niemand kennt den Sohn als der Vater und den Vater als der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will.[1]) Die letzten entscheidenden Worte sind im Text sehr mannigfaltig überliefert; im zweiten Jahrhundert weit verbreitet war ein Text, der den Gnostikern besonders gut passen mußte: „niemand hat den Vater erkannt als der Sohn und den Sohn als der Vater, und wem es der Sohn offenbaren will." Man hat gemeint, dies „hat den Vater erkannt" sei noch eine bedeutsame Erinnerung an das Grunderlebnis Jesu, in dem ihm das Vaterwesen seines Gottes aufging, während

[1]) Mt 11, 25–27.

die gewöhnliche Textform mehr johanneisch klinge. Das ist doch nur ein Grund, überhaupt vorsichtig mit der wichtigen Stelle umzugehen und auf fertige Ergebnisse gleich von Anfang an zu verzichten. Ausgezeichnet würde der Eingang zu Jesus passen. Das hat er ja wirklich reichlich erleben müssen, anfangs mit Staunen, zuletzt mit reiner Freude, daß sein Wort vom kommenden und bereits anbrechenden Gottesreich bei den Schriftgelehrten kein Verständnis fand und nur im Kreis der ganz Ungelehrten, bei Fischern, Zöllnern, Handwerkern Aufnahme fand. Warum ist das so? Gott hat es so beschlossen, das muß uns genügen. Wie kommt aber Jesus dazu, Träger dieser Offenbarung Gottes an die Laien zu sein? weil ihm vom Vater alles anvertraut ist, alle Geheimnisse, all das, was kein Schriftgelehrtenverstand jemals herausbringen kann in Bezug auf Gottes wunderbares Walten in Zukunft und Gegenwart. Aber wie kommt es, daß ihm gerade alles anvertraut ist? Nun, das zeigt ein von der Menschenwelt hergenommenes Gleichnis. Es gibt kein näheres Vertrauensverhältnis als das zwischen Vater und Sohn; da gibt es keine Geheimnisse, da darf eins wissen, was im Herzen des andern vorgeht. Genau so steht es zwischen ihm und seinem Gott, sie kennen einander, sind einander vertraut; hat doch einer die Art des andern, und darum kann Jesus das, was er von Gott erfaßt hat, den andern Menschen weitergeben. Möglich, daß ich bei dieser Auslegung die Worte von „Vater“ und „Sohn“ zu einfach als Gleichnis nehme; in unserem Text sind sie weit mehr als Vergleiche, sind Bezeichnung der Personen, Jesu und Gottes, geworden. Allein, wer weiß, ob nicht gerade darin sich schon Umformung der Überlieferung verrät? Der innere Zusammenhang scheint mir weit einfacher und überzeugender zu werden, wenn man sie mindestens noch an der Grenze des Bildes versteht und nicht als fertige Titulaturen preßt. Bei Matthäus schließt sich

unmittelbar daran der prächtige Heilandsruf:[1]) „Kommet zu mir, ihr Mühseligen und Beladenen, ich will euch erquicken. Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir..." Aber Lukas las das schöne Wort in seiner Quelle noch nicht, und so fein es Jesus charakterisiert als Wort über Jesus, so befremdend mag es in seinem eigenen Mund erscheinen. Ich habe hier viel weniger das Gefühl, auf festem Boden der Überlieferung zu stehen. Wer es aber anders findet, mag sich ohne Bedenken an dem herrlichen Spruch als an einem Jesuswort freuen.

Der ganze sogenannte Jubelruf Jesu[2]) ist gegenwärtig hart angefochten und wird von vielen Forschern Jesus ab und der Urgemeinde zugesprochen. Mir scheint, wir dürfen so viel aus ihm für Jesus gewinnen, als mit den andern uns vertrauten und nicht angefochtenen Jesusworten verträglich ist. Und da spricht mächtig für die Geschichtlichkeit dieses Wortes, daß es im Grund lauter Dinge ausdrückt, die unserm Bild von Jesus in der ältesten Überlieferung entsprechen. Es ist wirklich so gewesen, daß Jesus nicht bei den Schriftgelehrten, wohl aber bei den Einfachen im Volk Verständnis fand für seine neuen Gedanken. Er hat tatsächlich so von Gott und der göttlichen Zukunft, vom Reich Gottes und seinen Geheimnissen gesprochen, als hätte ihm Gott alles anvertraut. Und zu seinem Gott stand er wie der Sohn zum Vater, nicht anders, und wie er Gott verstand, so gab er ihn weiter an seine Jünger. Ich wüßte nicht, was sachlich im geringsten gegen diese berühmte alte Stelle der Spruchsammlung einzuwenden wäre. Nur eins ist freilich singulär: daß Jesus so offen zu den Seinen davon spricht, und daß er hier davon spricht, wie wenn er sich in besonderem Sinn als Sohn Gottes fühlte. Aber warum soll niemals im Leben Jesu ein Augenblick gekommen sein, da ihm einmal das

---

[1]) Mt 11, 28–30. [2]) Lk 10, 21.

Herz überfloß in einer Weise, die sich unvergeßlich den Seinen einprägte? Der Anlaß ist uns leider nicht aufbehalten worden. Während Matthäus das Wort an die Rede Jesu über den Täufer Johannes anschließt, bringt es Lukas im Zusammenhang mit seinen Missionsworten und schafft selber einen besondern Anlaß bei der Rückkehr der 70 Apostel zu Jesus.[1]) Gestehen wir ehrlich: wir haben keine Ahnung, an welchen Punkt der Erzählung das merkwürdige Jesuswort gehört. Am ehesten wird man es im engsten Vertrautenkreis gesprochen denken, es hat ganz und gar intimen Charakter. Aber in solchem Kreis hat es auch nichts Befremdendes, wenn Jesus einmal von seinem Verhältnis zu Gott gesprochen hätte wie der Sohn vom Vater. Ob wir das Wort als Bild und Gleichnis nehmen wollen, oder ob wir ihm bereits den spezifisch messianischen Sinn unterlegen, in beiden Fällen muß es uns als Hinweis auf die wirkliche Stellung Jesu zu seinem Gott willkommen sein. Das Wort „Sohn Gottes" war ja ein Messiastitel aus der Bibel her, Jesus hat ihn keinesfalls erfunden. Aber wie er ihn verstand, darauf kam alles an. Folgen wir dem Hinweis dieser Stelle, so war ihm der Sohn einfach der Vertraute, der Wesensverwandte und daher Vertraute des Vaters. Der Sohn kennt des Vaters Herz und Willen; man darf sich daranf verlassen, daß der Sohn aus des Vaters Gesinnung heraus handeln und reden wird. Es ist wie eine Bestätigung, wenn auch in der Verklärungsgeschichte der Sohn Gottes als das Organ, der Mund des Vaters erscheint.[2])

Und darin liegt nun wieder das Neue und höchst Eigentümliche am Messiasbewußtsein Jesu. Das Wort Messias oder Sohn Gottes mochte ja auch für ihn zunächst vielerlei bedeuten: der König im kommenden Gottesreich, der große Wunderheld, der Richter, der Dämonenbezwinger, aber alles

[1]) Lk 10, 17-20. [2]) Mk 9, 7.

das ist Jesu nicht eigen, und darin liegt die Bedeutung seines Messianismus nicht. Das Neue besteht vor allem darin, daß er als der Vertraute des Vaters unter den Menschen auftrat, als der, der Gottes Herz und Willen kannte und Gottes Nähe und Liebe den Menschen bringen konnte. Das liegt an sich im Messianismus keineswegs oder doch nicht als Hauptelement. An Jesus aber mußten die Seinen das vor allem spüren: der hat Gott, ist immer bei Gott, und wo er weilt, da ist Gott mit seiner Kraft und Liebe gegenwärtig. Das Beglückende, das Siegreiche, das Aufrichtende, das von Jesus ausging, kommt aus dieser Quelle. Ein schlichter Mensch, der unter Gott steht und zu seinem Gott betet, ist gleichzeitig ganz voll der Kraft und Liebe seines Gottes, weiß sich als das Kind an seinem Herzen, schöpft daraus seinen Mut, seine Freude, seine Kraft. Das war doch ein ganz neuer Sinn des alten Messias- und Sohngottestitels. Man sieht es noch an unsern Evangelien, wie schwer den Jüngern das Verständnis dieses großen Neuen war. Sie fallen immer ins Alte zurück und zeichnen den Sohn Gottes als den, der stärker ist als die Dämonen. Wie wertvoll ist es, daß wir an solchen einzelnen Jesusworten das Neue, Tiefe, das in ihm durchbrach, sich offenbaren sehen. Der Sohn Gottes ist der, der den Menschen die Kraft und Liebe seines Vaters bringt! Wie einfach und wie unergründlich!

Gerne möchten wir weiter nachforschen, wie Jesus all das geworden ist, auf welche Weise ihm selbst das Messiasgeheimnis sich aufdrängte. Aber wir tasten hier so ziemlich im Dunkeln. Wir wissen nichts davon, daß Jesus auch im engsten Vertrautenkreis darüber sich ausgesprochen hat. Wenn er aber schwieg, wer wollte von diesen zarten Dingen etwas wissen? Unser ältestes Evangelium hat versucht, den Schleier zu lüften, der über dem Geheimnis Jesu lag. Es läßt Jesus zur Taufe im Jordan

kommen wie hundert andere Juden seiner Zeit, läßt ihn aber bei der Taufe etwas ganz Wunderbares erleben. Als er heraufstieg aus dem Wasser, da sah er, wie der Himmel sich öffnete, und der Geist wie eine Taube herabstieg auf ihn, und eine Stimme vom Himmel rief: „du bist mein Sohn, mein geliebter, dich habe ich erwählt." Unmittelbar darauf habe ihn der Geist in die Wüste getrieben, damit er 40 Tage lang vom Satan versucht werde.[1]) Sagen wir es ehrlich: Was uns Markus hier erzählt, ist sicher nicht die schlechteste und unwahrscheinlichste Vermutung. Durch Gesichte und Stimmen sind auch die alten Propheten berufen worden; der Gang zum Jordan, weg von Haus und Beruf, setzt gewaltige seelische Erregungen in Jesus voraus, die sich ganz wohl in visionärer Gestalt entladen mochten. Irgend ein großes Erlebnis muß zwischen dem Gang zur Taufe und dem öffentlichen Auftreten Jesu liegen, aus dem Jesus die Gewißheit seines messianischen Berufs geschöpft hat, wenn es auch ungewiß ist, ob es so eng an die Taufe sich anschloß. Jedenfalls auf dem Weg der langsamen Reflexion entstand die Gewißheit und Klarheit Jesu von seiner Sendung nicht; die muß ihm gegeben sein durch ein Erlebnis, das sich ihm als Offenbarung aufdrängte. Ganz undenkbar ist es schließlich doch nicht, daß Jesus selbst einem seiner Vertrauten ein Wort von der Geburtsstunde seiner Messianität erzählte. Wenn das alles vorsichtig, als Möglichkeit, ja als Wahrscheinlichkeit sich gibt, wüßte ich nicht, was eigentlich dagegen eingewendet werden sollte.

Bloß ist für uns das alles nicht wie für den Evangelisten eine Erklärung des Geheimnisses. Genau besehen, setzt ja Markus einfach das Wunder, das massive Wunder für die Erklärung ein. Gerade da haben wir das Bedürfnis nach Vermittelungen des Wunderbaren. Auch wenn wir ein

---

[1]) Mk 1, 9–11.

einmaliges entscheidendes Erlebnis, einen sogenannten Durchbruch mit visionären Begleiterscheinungen in Jesu Seele annehmen, setzt gerade dies Erlebnis wieder die mannigfachsten und kompliziertesten Vorgänge im Innern seiner Seele voraus. Es setzt voraus, daß Jesus bereits erfüllt war von gewaltigen Hoffnungen, von Messiaserwartungen und setzt ferner voraus, daß in ihm selbst ein ganz besonderes Verhältnis zu seinem Gott sich schon vorbereitete, daß sein Gott und er sich suchten und fanden in intimem Verkehr von Seele zu Seele. Visionen schaffen nichts schlechtweg Neues, sie kombinieren nur vorhandene Elemente des Bewußtseins und geben ihnen durch die neue Verbindung und Versetzung jene Evidenz, die dann mit der Kraft des sinnlichen Erlebnisses auf die Seele zurückwirkt. Aber freilich, alle diese Voraussetzungen und Vorbereitungen sind an sich ebensowenig schöpferisch und geben keine ausreichende Erklärung. Es tritt dazu der Augenblick, das Jetzt und Einmal, die bestimmte zwingende Stimme, das Müssen und Ergriffen-Sein im Unterschied vom Können, Sollen, Dürfen und auch wieder Anders-Können. Auf den Augenblick kommt doch letztlich wieder alles an, und was in ihm entsteht, ist doch auch wieder allem Vorausgehenden gegenüber einfach neu und wunderbar. Sagen wir psychologisch „Erlebnis," sagen wir religiös „Offenbarung und Wunder," an der Tatsache ist gar nicht zu zweifeln, ob wir sie so oder anders uns zurechtlegen, und ein Stammeln und armseliges Herumraten bleibt letztlich alles, was sich hier Forschung nennt. Für Jesus konnte es selbstverständlich nur sein Gott sein, der ihn in einem solchen seligen Augenblick erwählt und als sein Kind in sein engstes Vertrauen gezogen hatte. Von da an datiert das Bewußtsein seiner messianischen Sendung.

Aber das ist für uns heute das Große und Wunderbare: nicht der Messianismus, sondern was in Jesu Seele aus dem Messianismus gemacht worden ist.

In den Rahmen des alten mythischen Königs- und Wunderbildes hat Jesus mit seiner Seele neue große Züge eingeschrieben: den Mann, der Gott und Gottes selige Nähe seinen Brüdern bringen will, um ihnen aus aller Not zu helfen. Das Neue ist Jesu Heilandsberuf. Man darf das nicht fälschlich modernisieren und die jüdischen Überreste in Jesu Seele so übersehen, daß nichts im alten Sinn Messianisches mehr übrig bleibt. Als den Rex Judaeorum hat ihn Pilatus kreuzigen lassen.[1]) Aber er war doch ein König in einem ganzen neuen Sinn, ein König im Gottesbesitz und seiner Freude und Kraft und ein König im Helfen und Heilen, in der Bruderliebe, im schlichten tapferen Dienen.

Vielleicht sind wir von hier aus in der Lage, an die schwere Frage des Messiasgeheimnisses bei Jesus mit den richtigen Voraussetzungen heranzutreten. Es muß jedem Leser des Markusevangeliums auffallen, wie Jesus sorgfältig sich bemüht, aus seiner Messianität vor der Öffentlichkeit ein Geheimnis zu machen. Den geheilten Kranken verbietet er, von seinen Wundern zu erzählen;[2]) den Dämonen, die ihn als Christus anschreien, verwehrt er das Reden davon,[3]) ja er spricht sogar in Rätselworten zum Volk, um nicht verstanden, nicht als Messias verstanden zu werden.[4]) Das scheint wie eine künstliche Geheimtuerei, bei der einem nicht wohl werden kann, und die uns fast den Verdacht erregen muß, es werden hier in der Überlieferung Dinge künstlich zurechtgelegt, die in Wirklichkeit sehr viel einfacher gewesen sein müssen. Ein solcher Geheimtuer, wie Markus ihn schildert, ist Jesus schwerlich gewesen, und vor allem seine Gleichnisse hat er nicht zum Verhüllen und Verstocken, sondern zum Veranschaulichen und Verdeutlichen gesprochen. Die ganze Theorie des Markus vom Rätsel-

---

[1]) Mk 15, 26. [2]) Mk 1, 43; 5, 43. [3]) Mk 1, 25, 34; 3, 12. [4]) Mk 4, 11, 12.

wesen der Gleichnisse und von ihrem Verstockungszweck gehört zu den schlimmsten Mißverständnissen Jesu und seines Evangeliums.

Indes tun wir sicher gut, uns auch vor einer allzu großen Vereinfachung bei Jesus in acht zu nehmen. Die Alternative: wenn Jesus sich für den Messias hielt, muß er entweder offen vor aller Welt als Messias aufgetreten sein, oder er hat sich überhaupt nicht für den Messias gehalten — verrät ein seltsam grobes Denken. Um ein Geheimnis kommt die wirkliche Forschung sowieso nicht herum, um das Geheimnis des gegenwärtig anbrechenden Gottesreiches, das in Jesu Gleichnissen und wieder in vereinzelten Kampfworten durchschimmert. Das ist etwas, was gewöhnliche Augen gar nicht sehen können, was nur für die Augen des Glaubens vorhanden ist, und wovon Jesus nach außen nur ganz notgedrungen, von der Bosheit oder vom Zweifel gedrängt, gesprochen hat. Genau so und keine Spur weniger mußte aber auch seine Messianität zunächst Geheimnis sein, er saß doch auf keinem Messiasthron, er besaß doch auch nicht die geringste äußerliche Herrlichkeit; zwar gingen Heilkräfte von ihm aus, aber immer hieß es: „selig, wer sich nicht an mir ärgert.“ Und selbst abgesehen von der Unscheinbarkeit seines Wirkens, verglichen mit dem, was vom Messias zu erwarten war — wie töricht in jeder Weise wäre die Verbreitung des Messianismus Jesu im breiten jüdischen Volk gewesen! Es hätte bei den Massen sicher als Zeichen zur Revolution gewirkt, und keine Belehrung Jesu hätte das verhüten können. Indes, wir brauchen gar nicht so weit zu gehen: gerade Markus läßt uns noch deutlich erkennen, daß diese Volksmassen gelegentlich den wiederkehrenden Elias oder den auferstandenen Johannes den Täufer in Jesus vermuteten,[1]) bis zum Messiasglauben

[1]) Mk 8, 28.

aber nicht vordrangen, also sein Geheimnis tatsächlich nicht erfaßten. Erst viel später, beim Einzug Jesu in Jerusalem, sollen auch Leute aus dem Volk, Festpilger aus Galiläa, Jesus offen als Davididen begrüßt haben.[1])

Aber das ist richtig, gerade Markus hat von seinem festen Messiasglauben aus die wirkliche Geschichte nicht mehr getreu wiedergeben können und sie viel messianischer gefaßt, als sie im Grunde war. Ihm war es ganz unfaßbar, daß nicht das ganze jüdische Volk gleich von Anfang an Jesus zujubelte, wenn er doch mit so mächtigen Wundern seine Messianität bekundete. Und mit der Schroffheit des religiösen Denkens suchte er die Schuld nicht bei den bösen Juden, sondern bei Jesus selbst. Die Juden, meint Markus, hätten Jesus schon als Messias erkannt und ausgerufen; zumal die von Dämonen geplagten mußten mit Geisterblick den Heiligen Gottes in ihm erkennen, der gekommen ist zur Zerstörung des Dämonenreichs. Aber Jesus verbot ihnen, ihn bekannt zu machen, verbot überhaupt das Erzählen von seiner Wundermacht, mehr noch, um ja nicht erkannt zu werden, redete er absichtlich in dunkeln Rätseln, wie Markus die sonnenklaren Gleichnisse seltsamerweise ansieht, damit sich durch diese von ihm gewollte Verstockung der Juden das göttliche Gericht an ihnen erfülle. Das ist nun freilich größtenteils nicht Geschichte, sondern Färbung eines naiven Christen, für den der Unglaube der Juden trotz Jesu Wunderherrlichkeit ein Problem war, das er durch Jesu absichtliche Geheimtuerei sich zu entwirren suchte. Wobei er ja auch in dem einen ein wenig recht gehabt haben mag, daß Jesus das Großtun mit seinen Wunderheilungen, so viel er konnte, abschnitt, um nicht auf diese billige Weise einen verfrühten, falschen Ruhm zu ernten. Am besten werden wir sagen: es gibt ein künstliches Messiasgeheimnis, das Markus ins

[1]) Mk 11, 9, 10.

Evangelium hineingetragen hat mit seiner unglücklichen Gleichnistheorie und seinen Verboten gegen die Dämonischen; das braucht uns nicht zu genieren. Es gibt aber auch ein echtes und feines Messiasgeheimnis, das völlig der schlichten und demütigen Art Jesu entsprach, und dessen einfachen Sinn wir darin sehen dürfen, daß Jesus nicht sich selbst, sondern seinen Gott und die Sache seines Gottes verkünden wollte, und nichts ihm so fremd gewesen wäre, wie irgend einem Menschen mit der Frage zu kommen: „Merkst du nicht, wer ich bin? ich bin doch der Messias!" In Augenblicken heftigster Befehdung, wenn Schriftgelehrte ihn der Zauberei beschuldigten, auch wenn ein Johannes ihm mit der Zweifelsfrage kam,[1]) da konnte er wohl nicht anders, als etwas durchblicken lassen von seiner innern Gewißheit und Siegeszuversicht. Aber wie fein weiß er auch da jedesmal die direkt messianische Antwort zu vermeiden, spricht viel lieber vom Gottesreich und den Kräften der messianischen Zeit als von sich und seiner persönlichen Würde und läßt nur ernstere, tiefgrabende Zuhörer sich selbst im Innern die weitere Frage stellen: wer ist denn der Mann, mit dem das Gottesreich so kraftvoll anbricht? Genau so beim Vorwurf der Gotteslästerung, aus Anlaß seiner Sündenvergebung. Jesus sagt nicht: als Messias darf ich Sünden vergeben, bewahre! Er sagt ganz unbestimmt: auch ein Mensch auf Erden hat Vollmacht bekommen, Sünden zu vergeben.[2])
Er vermeidet jedes messianische Bekenntnis, aber er veranlaßt Fragen bei seinen Zuhörern, er gibt Andeutungen rätselvoller Art, die den einen oder andern einmal weiter führen konnten zum selber Suchen und selber Finden seines Geheimnisses.

Denn damit kommen wir zu der Kernfrage, um die es sich hier handelt. Hat Jesus Glauben an seine Mes-

[1]) Mk 3, 22; Mt 11, 3. [2]) Mk 2, 10.

sianität gefordert oder nicht? Geht der ganze spätere christliche Dogmatismus, wenn auch noch so keimhaft, zurück auf Jesus selber? In erfreulicher Weise treffen hier alle unsre ältesten Berichte aus allen Quellen zusammen, und das Ergebnis ist deshalb so einleuchtend, weil es mit der Haltung schon der ältesten Christenheit nicht mehr stimmt. Gefordert hat Jesus den Glauben an seine Messianität nie und niemals, aber gefreut, innerlich gejubelt hat er, so oft ihm aus dem Jüngerkreis dieser Glaube entgegengebracht wurde. Wir sagen, das ist darum so einleuchtend, weil ihm die Christenheit darin nicht gefolgt ist; die hat sehr früh den Glauben an ihn gefordert als Bedingung der ewigen Seligkeit und ein Gesetz aus der Glaubensforderung gemacht. Hier trennen sich die Wege Jesu und der spätern Christenheit, so nah sie auch gerade im Hauptpunkt sich berühren.

Gefordert, das soll hier noch einmal festgestellt sein, hat Jesus das Tun des Willens Gottes, das Halten der Gebote, die in der Bergpredigt zusammengeordnet sind, vor allem das eine, Gottesliebe von ganzem Herzen und Liebe zum Nächsten wie zu sich selbst. Man durchgehe sämtliche Stellen der Evangelien, wo der Weg zum Gottesreich uns vorgelegt wird. Nirgends ein dogmatischer Zusatz, nirgends das Wort „Glauben" oder „Bekennen"; alles, was Jesus seinen Zuhörern, auch den einzelnen, die ihn persönlich um Auskunft fragten, zu sagen hat, liegt auf dem praktischen Gebiet. Wenn er dem Schriftgelehrten in Jerusalem, der wie Jesus in den beiden Liebesgeboten die Summe des Gesetzes erkennt und sie allen andern Einzelvorschriften voranstellt, das Zeugnis gibt: „dieser ist nicht ferne vom Reiche Gottes,"[1] will er damit nicht sagen: ihm fehlt höchstens noch der Glaube an meine Person, sondern, nun kommt's aufs Tun an, nicht aufs bloße Erkennen. Und wenn er dem

[1] Mk 12, 34.

Reichen die Weisung gibt, nach Verkauf seiner Güter ihm nachzufolgen,[1]) so bedeutet auch das keine dogmatische Forderung, sondern einen neuen praktischen Lebensweg im Verein mit den nächsten Genossen Jesu. Man versuche einmal, in die Bergpredigt an irgend einer beliebigen Stelle die Worte einzufügen: „wer glaubt, daß ich der Christus bin, der wird eingehen ins Reich Gottes," so wird man sich bald überzeugen, wie stilwidrig und undenkbar ein solcher Zusatz wäre. Und wollte man einwenden: die Bergpredigt setzt schon Glauben an die Messianität Jesu voraus, sie will ja Gebote für Jünger Jesu sammeln, so darf man ruhig zugeben: gewiß, das Vertrauen zu Jesus als einem Bevollmächtigten Gottes, der den göttlichen Willen kennt, ist dabei Voraussetzung, allein gerade kein messianischer Glaube, und so wie in dieser von Christen komponierten Rede mag Jesus zu unendlich vielen seiner Zuhörer gesprochen haben, bei denen ihm sicher noch keine Spur des messianischen Glaubens an ihn entgegentrat. Daß das nur so und nicht anders sein kann, leuchtet ja vor allem aus inneren Gründen ein. Kann ein Glaube an die Bedeutung einer Person überhaupt gefordert werden, und kommt einem Glauben, den mir ein anderer zur Pflicht macht, irgendwelcher Wert vor Gott und Menschen zu? Man könnte einen Schritt weiter gehen und sich im Ernst fragen: kann auch nur Liebe zu Gott und den Menschen im tiefsten Sinn von uns gefordert werden? Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, ist das ein wirkliches Gebot? Wir spüren es bald: ja, es wird Gebot, wenn bestimmte Voraussetzungen erfüllt sind, wenn wir Gottes gewiß geworden sind und erfaßt haben, wie wir ihm gehören, und was wir ihm zu danken haben. Und ähnlich dem Bruder gegenüber, wenn uns das Gefühl unsrer Zusammengehörigkeit miteinander und vor Gott bewußt geworden ist, wenn

[1]) Mk 10, 21.

es uns ein Bestandteil unsres Wesens geworden ist: ich und der Bruder gehören zusammen und brauchen einander, dann wird ein Sollen im strengen Sinn aus dem Liebesgebot entstehen. Und wenn auch Liebe dann noch viel mehr als Pflicht wird für uns, es bleibt doch immer auch Pflicht gegenüber den harten Widerständen unsrer selbstischen Natur und muß von uns immer wieder mit Recht gefordert werden. Aber das alles sind doch lauter sittliche Forderungen, die in der sittlichen Anlage unsres Wesens verankert sind. Hier mag wirklich ein Mensch an uns appellieren und das schlafende Gewissen in uns wecken. Aber ganz anders verhält es sich doch mit der Forderung des Glaubens gegenüber einer bestimmten Person. Ja, ein Autoritätsglaube, der kann zur Not von einem gefordert werden, ein Glaube eben auf Treu und Glauben eines andern hin, ein Sich-Unterwerfen unter eine unverstandene fremde Macht. Aber das ist doch nicht der Glaube, um den es sich Jesus gegenüber jemals handeln könnte. An ihn glauben als Messias, das heißt doch, es herausspüren, daß durch ihn Gott selbst zur Aufrichtung seines Reiches kommen will, die Kraft und Liebe wie die Hoheit und Majestät Gottes in ihm erfahren und sich dem Gott innerlich beugen, der uns durch den Gesandten näher tritt. Aber einen solchen Glauben hat man oder hat ihn nicht, man erlebt den göttlichen Eindruck in Jesus oder bleibt ihm verschlossen; weiter ist nichts zu machen, nichts zu fordern. Und wenn wir selbst diesen Glauben in andern entstehen sehen möchten, dann gibt es ein einziges Mittel dazu: das ganz persönliche freie Zeugnis, das Zeugnis von dem, was er uns geworden ist, was wir alles durch ihn haben; das soll in den Hörern das Verlangen wecken, ihm auch näher zu kommen, um auch etwas zu empfangen von ihm. Genau so haben es letztlich auch Paulus und Johannes, die großen Führer der Glaubenstheologie, gemeint. Selbst ergriffen im tiefsten Innern von

der Gewalt Gottes in Jesus, sind sie ausgezogen und haben einfach ausgesprochen, was sie an Jesus erlebten, haben Jesus Christus den Gekreuzigten den Leuten vorgemalt,[1]) haben ihn und immer nur ihn dargestellt in seiner Liebe und göttlichen Hoheit, um in recht vielen die Sehnsucht nach ihm zu wecken und die Freude an ihm in alle Herzen zu tragen. Es war immer ihr eigener Glaube, der ein Echo weckte in den Herzen der Zuhörer, es war niemals eine Forderung im strengen Sinn, ein „du sollst und mußt das glauben, wenn du nicht zur Hölle fahren willst." Es ist doch wundervoll, wie einmütig die evangelische Überlieferung in diesem Punkt gerade ist: Jesus hat keinen Glauben an seine Messianität als Bedingung der ewigen Seligkeit gefordert.

Und doch die Frage an seine Vertrauten: für wen haltet ihr mich?[2]) Freilich, nach Monaten intimen Beisammenseins, nach offenem Sich-Geben und Mitteilen in fröhlichem Vertrauen, wobei doch gerade dies persönlichste Geheimnis immer noch unberührt blieb. Daß Jesus es für gleichgiltig, nebensächlich, gar wertlos gehalten hätte, wie sich jemand auf die Dauer zu seiner Person stellte, davon kann ja keine Rede sein. Wenn nicht alles täuscht, war es seine stille Hoffnung, daß in jedem ernsten, für Gott und Göttliches empfänglichen Gemüt, das mit ihm in näheren und genaueren Verkehr trat, sein Geheimnis schließlich offenbar werden sollte. Von innen heraus, von Gott geoffenbart. Der Gott, der ihm selbst dies heilige Geheimnis aufgenötigt hatte als Sendung und Dienst, den er vertrat, der würde dafür sorgen, daß auch die künftigen Genossen des Gottesreichs dahin geführt würden, diesen letzten und größten Gesandten Gottes in ihm zu spüren. So wird Jesus gehofft haben, und einmal kam der Augenblick, da seine Hoffnung in Form der direkten Frage

[1]) Gal 3, 1. [2]) Mk 8, 29.

sich Ausdruck im engern Jüngerkreis gab. Die schlichte alte Erzählung bei Markus verzeichnet mit einer Knappheit Frage und Antwort,[1]) die wir gern ergänzt sehen möchten durch genauere Details über den Eindruck und die ganze Stimmung. Hat insbesondere das Verbot Jesu, von seiner Messianität zu reden, geschichtlichen Grund? Es erinnert an die manchen andern, zweifelhaften Verbote Jesu bei Markus, und doch, wie vieles möchte dafür sprechen! Muß nicht Jesus gerade jetzt die größte Scheu gehabt haben, das ausgesprochene Geheimnis erwecke in den Volksmassen törichte und verkehrte Erwartungen und Begehren? Wozu den Fernstehenden das neue Erlebnis der Jünger mitteilen, statt lieber abzuwarten, wie viele von ihnen von innen heraus zu Jesus als dem Messias geführt werden? Aber hier ist alles ungewiß, außer dem kurzen Bekenntnis selbst.

Denn das Merkwürdige ist nun, daß Jesus diese Taktik der eigenen strengen Zurückhaltung und des stillen Werden- und Reifen-Lassens des Messiasglaubens in den Herzen seiner Freunde auf die Dauer doch nicht festgehalten zu haben scheint. Unsre beiden ältesten Quellen überliefern Jesusworte, in denen er auf einmal das allergrößte Gewicht auf das *offene Bekenntnis zu seiner Person und Sache vor den Menschen* legt. „Nichts ist verhüllt, was nicht enthüllt soll werden, und nichts verborgen, was nicht offenbar werden soll. Was ich euch sage im Dunkeln, das sprecht aus im Licht, und was ihr ins Ohr hört, das verkündet auf den Dächern."[2]) „Wer sich zu mir bekennt vor den Menschen, zu dem wird sich der „Mensch" bekennen vor seinem himmlischen Vater."[3]) „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht töten können. Fürchtet euch vor Gott allein."[4]) Das ist ja ein ganz anderer Ton als die Art, wie Jesus am

[1]) Mk 8, 27–30. [2]) Mt 10, 26–32 [3]) Lk 12, 8. [4]) Mt 10, 28.

Anfang von sich und seiner Sache zu sprechen sich getraute. Das ist kein Messiasgeheimnis mehr, hier wird Offenbarung seiner Messianität verlangt.

Wie kann ein solcher Widerspruch im Verhalten Jesu verstanden werden? Die einfachste Lösung ist die: man schiebt die Bekenntnisworte auf das Konto der Jünger und gewinnt damit ein einfaches, geschlossenes Bild von Jesu Art. Vieles spricht dafür. Manche dieser Bekenntnisworte sind wirklich verständlicher, wenn sie das Denken und Handeln der Jünger nach Jesu Tod wiederspiegeln. Es fragt sich nur, ob diese Lösung nicht zu einfach ist. Diese Aufforderungen Jesu zu offenem furchtlosem Bekenntnis könnten unter Umständen dann ganz wohl als geschichtlich bei ihm verstanden werden, wenn sein Messianismus eine neue Richtung einschlug, die auch eine neue Taktik nach außen zur Folge haben mußte. Es müßten Ereignisse eingetreten sein, die auf einmal dem Bekennen Jesu vor den Menschen einen hohen Wert geben, die es zu einer sittlichen Tat der Treue und Opferwilligkeit stempeln könnten. Auch dann wäre die Forderung des Bekennens noch weit entfernt von der Forderung eines dogmatischen Glaubens für alle Leute, die selig werden wollen. Denn sie würde sich nur an die Jünger richten, die von innen heraus durch eigenes Erleben zu ihrem Glauben an Jesus gekommen sind. Es wäre einfach die Forderung der Treue und Dankbarkeit vor der Welt. Und solche Ereignisse sind aller Wahrscheinlichkeit nach für Jesus gekommen, als der Gedanke seiner Verwerfung durch sein Volk und seines Leidens und Sterbens in seiner Seele Platz zu greifen begann.

Markus erzählt uns, daß Jesus sein Messiasgeheimnis überhaupt erst in dem Augenblick zur offenen Aussprache im Jüngerkreis gebracht habe, als ihm die Ahnung erwacht sei, daß es für ihn, statt zur messianischen Herrlichkeit, zunächst zum Leiden und Sterben kommen werde von seiten des ihn

verwerfenden Volks und seiner geistlichen Behörden.[1]) Freilich, Markus läßt Jesus nicht bloß eine Leidensahnung in sich tragen; er sagt vielmehr von jetzt an sein bestimmtes Todesleiden, wie es nachher erfolgt ist, mit allen Details voraus und selbstverständlich auch mit der darauffolgenden Auferstehung nach drei Tagen. Das ist in dieser Form einfach eine zurückgetragene Weissagung, wodurch das Todesleiden aus einem schweren Geschick in die Erfüllung einer eigenen Weissagung Jesu umgewandelt wird. Es ist mehr als zweifelhaft, ob Jesus in dieser bestimmten Form sein kommendes Schicksal vorausgewußt und vorausgesagt hat. Allein hieraus folgt noch gar nicht, daß Markus nicht sehr alte und wertvolle Erinnerungen aufbewahrt hat, und daß gerade im Zusammenhang des Messiasbekenntnisses mit dem Auftreten der Leidensahnung eine solche wertvolle Erinnerung liegt. Es ist doch vom Unerfindbarsten, wie Petrus seinem Herrn vom Leidensweg zurückhalten will und dafür das harte Wort zugerufen bekommt: „Hebe dich weg von mir, du Satan; ich muß denken, wie Gott will, nicht wie Menschen wollen."[2]) Und wie fein dürfte gerade dies die ganze Seele Jesu kennzeichnen, daß er mit seinen Jüngern von seiner herrlichen Bestimmung erst in dem Augenblick und nicht früher zu sprechen beginnt, da ihm deutlich wird, daß sein Weg zunächst ins Dunkle und einer Katastrophe zusteuert.

Der Gedanke eines leidenden Messias, den wir seit Jahrhunderten bereits im 53. Kapitel des Jesajas zu lesen gewohnt sind, war dem Judentum der Zeit Jesu durchaus fremd. Paulus nennt das Kreuz „den Juden ein Ärgernis, wie den Griechen eine Torheit,"[3]) und genau dieselbe Fremdheit verraten die nächsten Jünger noch in unsrer evangelischen Überlieferung. So oft Jesus bei Markus etwas an-

---

[1]) Mk 8, 31–33. [2]) Mk 8, 33. [3]) 1. Kor 1, 23.

deutet von seinem bevorstehenden Leiden, so oft können ihn seine Jünger nicht verstehen,[1] und als es schließlich zum Leiden und Tod Jesu kommt, da bricht eine Weile ihr ganzer Glaube an Jesus zusammen und sie verlassen ihn in schmählicher Zerschlagenheit.[2] Aber auch für Jesus selbst kann das Leiden und der Tod nicht in seinen anfänglichen Messiasgedanken gelegen haben. Ja, im Johannesevangelium, da weissagt der Täufer Jesu Versöhnungstod, bevor dieser überhaupt aufgetreten ist,[3] und schon die ersten johanneischen Worte Jesu stehen unter dem Zeichen des Todesgedankens.[4] Aber in der Erzählung der drei ersten Evangelien steht der ganze erste Teil des Auftretens und Wirkens Jesu durchaus nicht unter dem Leidensgedanken, sondern im Gegenteil unter dem frohen Glauben, daß das Reich Gottes soeben anbricht, und mit den Siegen Jesu über die Dämonen das Satansreich zusammenstürzt. Es ist ganz unmöglich, beide Ansichten, den Glauben an das gekommene Gottesreich und den Blick auf Verwerfung und Tod, gleichzeitig und von Anfang an in der Seele Jesu zu denken, selbst wenn man ihn sich frei von jedem in der Luft stehenden Optimismus vorstellt. Und es muß jedem Leser des Markusevangeliums auffallen, wie über den ersten Zeiten der galiläischen Wirksamkeit Jesu ein Sonnenschein ausgegossen liegt, der im zweiten Teil des Evangeliums einer düstern und gefaßten Stimmung Platz macht.

Indes sind einzelne Forscher noch weiter gegangen und haben überhaupt bezweifelt, daß Jesus sein Leiden und Sterben vorausgeahnt habe. Nach ihrer Meinung könnte er sich niemals am Kreuz so von Gott verlassen gefühlt haben, wenn er sein Leiden zum voraus mit einiger Bestimmtheit hätte kommen sehen. Sie glauben daher, er sei

---

[1] Mk 8, 32; 9, 32. [2] Mk 14, 27, 50–52. [3] Joh 1, 36. [4] Joh 2, 4, 19 f.

von dem Anschlag seiner Feinde völlig überrascht worden, und diese Überraschung habe ihn mit solcher Wucht überfallen, daß sein Messiasglaube, ja überhaupt sein Gottvertrauen dann jäh zusammengebrochen sei.

Das heißt nun, sich Jesus einfach zu naiv und kindlich vorstellen. Also es wäre ihm völlig entgangen, daß in dem Volk, an dessen Erneuerung er gearbeitet hat, eine immer schroffere Abwendung von ihm sich vorbereitete, und daß die Mächtigen unter seinen Gegnern ihm so bitterfeind wurden, daß seine Vernichtung für sie nur noch eine Frage der Zeit und der Gelegenheit war? Rings um ihn herum soll sich das Netz seiner Feinde enger und enger zusammengezogen haben, er aber hätte von allem nichts gemerkt und wäre harmlos seinen Häschern in die Falle gegangen? Sein ganzes Lebenswerk wäre Schritt für Schritt zusammengebrochen, ohne daß er geahnt hätte, was für ihn persönlich daraus folgen mußte? Nein, wer so wie Jesus von Jugend auf die Menschen und ihre Art genau gekannt und oftmals gezeichnet hat, wer so wie er allen Illusionen über die Menschen fremd war und die ungeheuren gottwidrigen Mächte in der Welt, die sich dem Gottesreich entgegenstemmten, mit scharfem Auge maß, war zu einer solchen Selbsttäuschung einfach nicht imstande. Er hat dem Optimismus, den ihm diese Forscher andichten, überhaupt nie gehuldigt, hat, als er seine Genossen sammelte und sie zum erstenmal aussandte zu ihrer Arbeit, ihnen ins Gesicht gesagt, wie viel Gefahren und Verfolgungen ihrer warten, und auf wie wenig rosige Erfolge sie sich gefaßt machen dürften.[1] Ein solcher Mann, der überdies mit dem allerfeinsten Sensorium begabt war für die hintersinnlichen Ereignisse, für all das, was in der Luft lag und doch von den Meisten nicht gesehen wurde,

[1] Mt 10, 17–25.

wird im Gegenteil das Herannahen der Katastrophe eher zu früh als zu spät erkannt haben und wird manchen seiner Gegner mit seinen Leidensgedanken zuvorgekommen sein.

Und so hat uns auch die älteste Überlieferung noch deutliche Spuren seiner Leidens- und Todesahnung aufbehalten, die sich nicht kurzerhand als Zurücktragungen aus dem spätern Geschehen abtun lassen, sondern sehr ernst genommen sein wollen. Als die Zebedaien mit ihrem kindischen Ehrgeiz von Jesus die Austeilung der Ehrenplätze zu seiner Rechten und Linken begehrten, — es soll nicht lange vor dem Einzug in die heilige Stadt gewesen sein — da wies er sie auf die dunkeln Vorstufen der messianischen Herrlichkeit hin: „könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken muß, und euch mit der Taufe taufen lassen, mit der ich werde getauft werden?"[1]) Ja, er soll nach Markus in diesem Zusammenhang das Wort gesprochen haben, daß er nicht gekommen sei, sich dienen zu lassen, sondern selbst zu dienen und sein Leben für viele hinzugeben. Wir wissen durchaus nicht, ob Jesus sich gerade so ausgedrückt hat; ich würde auf ein solches vereinzeltes Wort kein Gewicht legen. Aber als Korrektur zur Bitte der Zebedaiden bleibt es doch sehr bedeutsam. In Jerusalem häufen sich dann die Jesusworte, die auf seinen kommenden Tod hindeuten. Zwar das Gleichnis von den bösen Weingärtnern, die statt ihre Früchte abzuliefern, nicht nur die Knechte, die zu ihnen gesandt werden, mit Schande heimschicken, sondern zuletzt sogar am Leben des Sohnes sich vergreifen, werden wir aus Vorsicht beiseite lassen müssen.[2]) Es ist in seiner jetzigen Form eine ausgeführte Allegorie, die den Tod Jesu zu bestimmt als Tod des Gottessohnes voraussetzt. Es wird gleichwohl an der ganzen Rede irgend eine geschichtliche Erinnerung haften, wäre es auch nur das merkwürdige Psalmwort von dem Stein, den die Bauleute

[1]) Mk 10, 38–45. [2]) Mk 12, 1–9.

verworfen haben, und der zum Eckstein geworden ist.[1]) Von der Hoffnung Jesu auf den himmlischen Messias gerade in diesen letzten Tagen wird noch zu reden sein; sie würde, wenn sie geschichtlichen Halt hätte, voraussetzen, daß er für die Erde nicht mehr viel hoffte und deshalb zum Himmel seine Zuflucht nahm. Aber zu denken gibt das einfache Wort bei der Salbung in Bethanien: „Arme habt ihr allezeit bei euch, und wann ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes tun; mich aber habt ihr nicht allezeit."[2]) Wer so spricht, hat schon Abschied genommen von der Erde. Beim letzten Mahl endlich ruft Jesus den Seinen ein Wiedersehen im Reiche Gottes zu: „Ich werde nicht mehr trinken vom Gewächs des Weinstocks, bis ich's mit euch neu trinke im Reiche Gottes.[3]) Dann folgen die ernsten Gespräche über die kommenden Ereignisse auf dem Weg nach Gethsemane[4]) und hierauf das letzte Ringèn Jesu, seinem Todesgeschick zu entgehen.[5]) Alle diese Züge als erst nachträglich aufgesetzte Weissagungen aus der Geschichte Jesu streichen zu wollen, wäre eine ungeheuerliche Vergewaltigung. Es gilt einzig, sie wirklich menschlich zu verstehen. Um ein Weissagen Jesu, so wie Markus das annimmt, hat es sich freilich nicht gehandelt, überhaupt nicht um ein Vorauswissen, sondern um Ahnung und Vorgefühl. Und gerade das Gethsemanegebet mit seinem ernsten Flehen und Bitten zu Gott, daß der bittere Kelch noch vorübergehe, zwingt uns, diese Ahnung recht menschlich aufzufassen. Sie schließt die Möglichkeit, daß Gott es anders hinausführt, nicht einfach aus; sie rechnet mit dem freien Walten Gottes und enthält immer ein Moment der Ungewißheit und Bescheidenheit, kann sich aber gleichwohl steigern durch alle Grade der Vorausschau des Kommenden bis zum Gefühl der Unentrinnbarkeit des Ge-

---

[1]) Mk 12, 10 f. [2]) Mk 14, 7. [3]) Mk 14, 25. [4]) Mk 14, 26–31. [5]) Mk 14, 34–42.

schicks, wofür gerade Gethsemane ein Zeugnis abgeben dürfte. Es ist immer ein Glauben und Nicht-Glauben, eine Überzeugung des kommenden Schrecklichen, die mit neuer letzter Hoffnung, daß es ausbleiben werde, verbunden sein kann, alles in allem, kein Dogma und keine Theorie, sondern schlicht menschliches Vorauswittern des Entsetzlichen, das Gott und Menschen über Jesus bringen werden. Wenn wir doch Jesus wirklich menschlich verstehen wollten, wie viel kritische und unkritische Theorie könnten wir missen!

Aber durch diese Leidens- und Todesahnung kommt nun ein ganz neuer Zug in den Messianismus Jesu hinein. Der alte jüdische Messias war eine Herrlichkeitsgestalt, die Ausgeburt einer höchst optimistischen patriotischen Phantasie. Der leidende Messias aber, der jetzt in Jesu Seele nach und nach Gewißheit wird, ist wesentlich tragisch, ein Held, der unterliegt und mit Schmach und Schande abschließt. Und dennoch der Messias. Hier werden die letzten und schwersten Zukunftsfragen ansetzen. Aber ihre Trostgründe sollen uns zunächst das Tragische nicht versüßen. Man muß das einmal mit seiner ganzen bleiernen Schwere zu empfinden suchen, was das für Jesus bedeutete: ein Messias, der von seinem Volk verworfen wird, der, statt zum Thron hinauf, zum Leiden, zum Tod hinabsteigt. Vielleicht hat nie ein Mensch einen furchtbareren Gedanken mit solcher Neuheit durcherleben müssen. Es ist, als hörten wir zum voraus einen langen Schmerzensschrei des Gekreuzigten: „mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“[1])

Wie hat Jesus diesen Leidens- und Todesgedanken mit seinem Messianismus vereinigen und fassen können? Die Antwort darauf wird, wenn sie wahrscheinlich sein soll, nicht einfach lauten dürfen. Es gab immer wieder Augenblicke bei ihm, da er voller Hoffnung war. So

[1]) Mk 15, 34.

aller Wahrscheinlichkeit nach, als er vom Ölberg nach Jerusalem eintritt.[1]) Erst Lukas läßt ihn weinen vor Jerusalem.[2]) Markus deutet gerade hier von einer gedrückten Stimmung nicht das Leiseste an; es war vielmehr ein Augenblick, wo noch einmal, vielleicht sogar das einzige Mal, Jesus und sein Volk sich fanden. Und wie er dann als König im Tempel auftritt und das geldsüchtige Volk zum Heiligtum hinaustreibt,[3]) da denken wir uns ihn auch nicht von Todesahnungen umlagert. An solchen Zügen erkennt man, daß wir keinen Fatalismus des Leidens bei Jesus annehmen dürfen.

Zunächst war der einzige Trost für ihn der Gedanke an seinen Gott, dessen Willen ihm das Schwere schickte. Lange vor Gethsemane muß ihm der Unterschied menschlichen Planens und göttlichen Entscheidens deutlich geworden sein. Deutlich in ganzer Schwere und doch auch als Trost. Wenn Gott diese Gedanken hat, wenn er den Kelch schickt, den Jesus trinken soll, dann ist dem Leiden doch die bitterste Bitterkeit genommen. So beugt er sich in schlichter Ergebung dem kommenden Geschick, fügt sich in das geheimnisvolle göttliche Wollen und findet darin sein Genüge: Gott will es so.[4])

Dann wieder mochte auch ihn die Frage bestürmen: wozu das Furchtbare? was will Gott damit? Markus läßt Jesus zweimal die Antwort finden: den vielen zu gut[5].) Es ist schwer, etwas auch nur annähernd Sicheres über die Form dieses Gedankens in der Seele Jesu herauszubringen. Das Wort vom „Lösegeld für viele" könnte so leicht erst aus dem urchristlichen Glauben entsprungen sein. Ja, es muß verdächtig werden in dem Maß, als wir fertige Sühn- und Stellvertretungstheorien darin finden wollen. Man darf das ganze Evangelium Jesu nicht über dieser einen Stelle

---

[1]) Mk 11, 1–10. [2]) Lk 19, 41. [3]) Mk 11, 15–17. [4]) Mk 8, 33; 10, 38. [5]) Mk 10, 45; 14, 24.

vergessen und ihm einen paulinischen Abriß der Sünde- und Sühngedanken zutrauen. Wer einmal ein Kind des Vaters ist, wie Jesus seine Jünger es sein heißt, der hat die Gewißheit der Vergebung, so oft er betend zu seinem Gott kommt und bedarf nicht der geringsten Garantie mit Blut- und Opfergedanken. Daran ist nichts zu rütteln und zu ändern. Allein all das richtet sich im Grunde nur gegen ein Dogma von der Sühnbedeutung des Todes Jesu, an das bei einer Leidensahnung, die immer noch mit Hoffnungsgedanken zusammen in der Seele besteht, überhaupt mit Recht nicht gedacht werden dürfte. Es wird alles anders, wenn wir uns einen ernsten ehrlichen Menschen vorstellen, der mit der Todesahnung ringt und sich fragt, ob nicht am Ende auch dem Tode ein guter Ertrag abzugewinnen wäre. Jesus hat zu Lebzeiten in unermüdlicher Arbeit an seinem Volk verhältnismäßig wenig Seelen für Gott gewonnen; wie, wenn sein Tod mehr Seelen als sein Leben gewinnen möchte, vielleicht Seelen von Brüdern und Volksgenossen, an die er auch jetzt zuerst gedacht haben wird. Das alles nicht als Dogma und Theorie, sondern gleichfalls als Ahnung wie der Todesgedanke, aber diesmal als hoffnungsvolle Ahnung, auf die tröstlichen Gedanken Gottes mit seinem Tod hingerichtet. Ich würde mich niemals von ferne getrauen, zu behaupten, so habe Jesus gedacht und so sich ausgesprochen. Aber ich sehe nirgends eine Unmöglichkeit, im Gegenteil, es spricht vieles dafür. Je bestimmter die Todesahnung in seiner Seele Gestalt gewann, desto mehr mochten auch diese tröstlichen Gedanken sich mit ihr verbinden. Es war ja freilich immer nur ein schwacher Trost. Das Schwere blieb schwer, und keine noch so guten Folgen konnten seiner Schwere etwas abnehmen. Es mußte im Gegenteil immer wieder die Sehnsucht, die Hoffnung, die Bitte zum Himmel steigen: nicht so, mein Gott, erspare mir das! ohne daß wir deshalb von Lieblosigkeit Jesu, als ob er damit diese Hoffnung für die

vielen beiseite setzen würde, reden dürften. Es war einfach seine Menschlichkeit, die ihn bald für die vielen über seinen Tod hinaus und bald für sich und seines Gottes Sache gegen den Tod hoffen und beten ließ.

Aber was wird mit ihm selbst geschehen, wenn die Bosheit seiner Feinde ihn mit Gewalt vernichten will? Kann dem Messias und Sohn Gottes der Tod durch Menschengewalt wirklich die Vernichtung bedeuten? Man muß sich nur einen Augenblick daran erinnern, in welchem Grad für Jesus Person und Sache miteinander verbunden waren. Reich Gottes und Messias gehören unzertrennlich zusammen. Bricht der Meister im Tod zusammen, so ist es vorläufig und für lange aus mit dem kommenden Gottesreich, das in seinen Kräften anbrach.

Man hat mit vollem Recht betont, wie vorsichtig wir bei der Prüfung der evangelischen Überlieferung gerade hier, wo es sich um die letzten Herrlichkeitsgedanken handelt, verfahren sollten. Was ist hier Glaube der Jünger Jesu nach Jesu Tod? was dürfen wir für Jesu eigenen Glauben vermuten? Daß die Jünger nach Jesu Tod sich an die Bibelstellen vom Danielschen „Menschen", der vom Himmel kommen soll, klammerten, das finden wir wohl verständlich; sie haben auf diese Weise ihren Messiasglauben durch die Enttäuschung des Kreuzes hindurchgerettet. Aber daß Jesus selbst in solchen und verwandten Bibelstellen seinen Trost gefunden haben soll, hat man an sich höchst fraglich und mit den Tatsachen in Gethsemane und Golgotha schwer vereinbar gefunden. Mir scheint aber, unser Befremden hört auf, wenn wir Jesus ganz menschlich fassen und seinen festen Bibelglauben nicht vergessen. Ein Jesus, der den Tod in immer sichererem Vorgefühl herankommen sah und den Gedanken an seine Vernichtung und das Ende seiner Seele erträglich gefunden hätte, wäre nicht der Jesus, wie wir ihn kennen. Er muß

irgendwie Trost gesucht haben, und es ist nur das Natürliche, daß ihm seine Bibel den Trost bot. Freilich haben nicht alle Trostgedanken, die Jesus im ältesten Evangelium ausspricht, für uns gleichviel innere Wahrscheinlichkeit. Z. B. wenn uns Markus einmal nach dem andern erzählt, Jesus habe zugleich mit allen Details seines Leidens auch seine Auferstehung nach drei Tagen vorausgesagt, haben wir allen Grund, ihm nicht zu glauben. Hier wird wirklich der spätere christliche Auferstehungsglaube einfach zurückgetragen in Jesu eigenen Mund. Die Haltung der Jünger nach Jesu Tod spricht durchaus gegen ein solches Vorauswissen der kommenden Auferstehung. Aber in Jerusalem soll Jesus mit den Schriftgelehrten ein seltsames Gespräch über den Messias angefangen haben. Die Schriftgelehrten erwarteten den Messias als Sohn Davids, Jesus aber hätte ihnen gesagt, daß doch David selbst in Psalm 110 ihn seinen Herrn nenne: „Spruch des Herrn zu meinem Herrn, setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde unter den Schemel deiner Füße lege." Wenn er demnach der Herr Davids sei, wieso nennen sie ihn Davids Sohn?[1] Dies Gespräch Jesu mit den Schriftgelehrten ist für uns sehr befremdend. Jesus erscheint hier selber wie ein jüdischer Schriftgelehrter, der in der Bibel eine Stelle gegen die andere kehrt. Außerdem wissen wir, daß die Jünger nach Jesu Tod mit dieser Psalmstelle ihren Glauben an ihn als den Lebendigen, zum Himmel Erhöhten zu stützen pflegten. Aber es ist doch auch echte Laienexegese, wie Jesus hier sich an ein Bibelwort klammert, das ihm wichtig geworden ist, und von hier aus sogar wagt, einen dogmatischen Satz der Schriftgelehrten in Zweifel zu ziehen. Wie, wenn ihm wirklich in diesen letzten Tagen der 110. Psalm ein Trost geworden wäre? Wenn er angesichts der kommenden Katastrophe sich daran geklammert

[1] Mk 12, 35–37.

hätte: in der Bibel steht, daß Gott den Messias zu seiner Rechten eine Zeit lang sitzen heißt, bis er seine Feinde gebändigt hat? Was vermag Jesus jetzt gegen seine Feinde? Offenbar nichts. Aber wenn sein Gott seine Sache führen würde und ihm unterdessen ein Asyl geben wollte bei sich, dann würde er doch den messianischen Weg vorwärts gehen. Wir sagen das mit aller Vorsicht einer geschichtlichen Vermutung, aber es liegt für mich viel Wahrscheinlichkeit darin. Es wäre ein tapferer Glaube gewesen, daß Gott seine Sache nicht verloren gibt, und ein Glaube, der einem so in der Bibel lebenden Juden wie Jesus nicht derart fern liegen mochte wie unser einem. Wir sagen also nicht: es war so, aber es ist nicht undenkbar, daß Markus uns hier einen Trost Jesu in diesen furchtbaren Tagen erkennen läßt, über dessen Tragweite der Evangelist selbst keine klaren Gedanken hatte.

Vor allem aber scheint Jesus sich an Daniel gestärkt zu haben in seinen letzten Tagen. Je klarer seine Sache auf der Erde dem Ende zuneigte, und seine irdische Messiasrolle ausgespielt schien, desto leuchtender erhob sich vor seinen Augen die Gestalt des „Menschen" bei Daniel, der mit den Wolken des Himmels kommen sollte und dem Gott das Gericht übergeben würde.[1] Er hatte anfangs durchaus nicht an diesen Danielschen Menschen vom Himmel gedacht; an den ganz seltenen Stellen, wo uns das Wort „Menschensohn" in den frühern Partien der Evangelien begegnet, hat es mit Daniel und dem Messias gar nichts zu schaffen, sondern bezeichnet einfach einen Menschen.[2] Stationär in einem besondern Sinn wird es bei Markus erst von Caesarea Philippi an und erscheint regelmäßig in den Leidensahnungen.[3] Es ist möglich, daß der Evangelist erst diesen Sprach-

---

[1]) Dan 7, 13. [2]) Mk 2, 10, 28; Mt 8, 20; 11, 19; 12, 32. [3]) Mk 8, 31; 9, 31; 10, 33.

gebrauch vom leidenden und sterbenden „Menschensohn" gebildet hat, es ist aber auch möglich, daß Jesus gerade vom Beginn seiner Leidensahnung an sich mit Daniel und seinem „Menschen" vom Himmel her beschäftigte und für den irdischen Niedergang Trost suchte im himmlischen Kommen. Es läge dann die ganze Paradoxie in diesen Worten vom „Menschen" bei Daniel, dieser Herrlichkeitsfigur im Himmel, zu der der Weg durch Dunkel und Leiden führen wird. Leiden und der „Mensch" bei Daniel sind an sich die größten Gegensätze, und darum hätte Jesus sie verbunden. Doch ist das alles ungewiß. Aber vor allem wird man an die Danielstelle erinnert durch die vielen Worte Jesu, in denen er vom Kommen des Menschen spricht in einem rätselhaften Ton, in der dritten Person, als wär's ein anderer als er selbst, und von Kommen, ohne zuvor von seinem Weggang etwas zu sagen.[1]) Man hat gemeint, so kann Jesus unmöglich von sich selbst gesprochen haben. Vielleicht wäre es geratener, das Seltsame dieser Redensart zu verstehen. Der „Mensch" bei Daniel, der vom Himmel kommt, ist ja auch ein anderer, selbst wenn es Jesus sein wird. Für ihn, der jetzt auf der Erde lebt und dem Leiden näher und näher rückt, ist es ein kühner Glaubensgedanke, als „Mensch vom Himmel", in völlig veränderter Gestalt, wiederzukommen. Er wird es sein und wird doch ein anderer sein, das ist gerade das Geheimnis. Einstweilen ist Jesus noch nicht der Mensch bei Daniel, und ist umgekehrt der Mensch bei Daniel nicht hier, er wird erst kommen. Irgend einer der alten Christen müßte doch zuerst den Schritt getan haben, im Danielschen „Menschen" seinen Messias Jesus zu finden, und den seltsamen und durchaus nichtoffiziellen Namen in Kurs gesetzt haben. Warum soll nicht Jesus selbst dieser Jemand gewesen sein? Für ihn lag, wenn er in seiner großen Not sich ausstrecken

---

[1]) Mk 13, 26; Mt 24, 27, 37, 39.

wollte nach einem Trostgedanken, der ihm neue siegreiche Wege Gottes mit ihm eröffnete, kaum eine Weissagung so gut wie eben Daniel. Mochte es auf Erden mit ihm zu Ende gehen, was tut's, wenn Gott ihm im Himmel diesen Trost aufbewahrt, daß er als Messias vom Himmel her zum Weltgericht kommen wird. Es war ja wieder kein menschlich von ihm erdachtes Hoffnungsfündlein, es war biblische Weissagung, Wort seines Gottes. Und sein Gott hält Wort und wird's wohl machen am Ende.

Gestehen wir ehrlich: uns sind diese Gedanken ja gänzlich fremd; ein Jesus, der nach seinem Tod plötzlich als „Mensch" bei Daniel wiederkommen wird mit den Wolken des Himmels, kommt uns um so phantastischer und rätselhafter vor, als wir aus der Geschichte wissen, daß sein kühner Gedanke sich niemals erfüllte, und als wir überhaupt von keinem Menschen wissen, der vom Himmel wiedergekommen ist. Die schlichte Menschlichkeit Jesu scheint uns gefährdet durch derart phantastische Herrlichkeitsgedanken; er droht auf einmal, den festen Boden der Wirklichkeit unter den Füßen zu verlieren und sich in haltlose Phantasien zu versteigen. Allein dem gegenüber gilt es, durch diese phantastische Denkform hindurchzudringen zu dem einfachen und tapferen religiösen Kerngedanken. Jesus kann es nicht fassen, daß sein Gott ihn dem Leiden und Tod zur Vernichtung überlassen soll. Er kann es vor allem als Letztes, als Ende nicht fassen. Daß Gott ihn und sein Werk, den Menschen das Reich Gottes zu bringen, derart fallen läßt? Nein, niemals, unter keinen Umständen. Er ist zu fest vom Recht seiner Sache, die er ja nicht selbst sich gesucht, überzeugt, zu fest auch von der Treue seines Vaters, der zu ihm stehen muß. Da findet er nun in der größten Not den Trost, daß sein Gott über seinen Tod hinaus für ihn sorgen, zu ihm stehen, ihm Recht geben wird, Recht zuletzt vor aller Welt. Es ist das „dennoch" eines Glaubens. Mögen meine Feinde jetzt über mich

triumphieren, Gott hält mich fest, setzt mich neben sich in den Himmel und unterwirft unterdessen seine und meine Feinde. Mögen die menschlichen Richter mich verdammen und töten, Gott hält mich fest und verschafft mir Recht und läßt mich als seinen Menschen vom Himmel zum Weltgericht kommen. Nicht in weiten Fernen, bald, in dieser Generation. Es ist ja doch Gottes Sache, die er vertritt, Gottes Reich, das er bringen sollte. Darum dennoch! Fällt der irdische Messias, so bleibt der himmlische Held, dem Gott Recht geben wird auf Erden. So stand Jesus zu sich selbst und zu seinem Gott. Wenn er überhaupt stehen und dem Tod ins Angesicht schauen wollte, war das seine einzige Hilfe und sein einziger Trost: Gott wird mich nicht preisgeben, sondern auf Wunderwegen erhöhen und auf den Messiasthron setzen. Der Vater läßt seinen Sohn nicht im Stich, er schafft ihm Recht.

Um so wahrscheinlicher erscheint uns dieser Zukunftsglaube Jesu in den Tagen vor seinem Tod, als uns diese Gedanken des Durchgangs durch den Tod und der Wiederbringung keineswegs allein in den dunklen Rätselworten vom „Menschen" bei Daniel begegnen. Als die Zebedaiden ihn um die Ehrenplätze im Gottesreich baten, wies Jesus sie auf den Leidensweg, der zur Herrlichkeit führt für ihn wie für sie.[1]) Kein Wort hier vom „Menschen" und seinem Kommen vom Himmel. Aber zur Ehre im Gottesreich geht es durch das Trinken des bitteren Kelches. In Bethanien spricht er davon, wie die Seinen ihn nicht allezeit bei sich haben werden;[2]) da scheint er sein Sterben kommen zu sehen, aber nicht trostlos, er sieht es nicht als Ende an. Zuletzt beim Abschiedsmahl ruft er den Seinen zu: auf Wiedersehn im Reiche Gottes![3]) Wir kommen wieder zusammen, bald, ihr und ich, das liegt doch in dem Wort.

---

[1]) Mk 10, 38–40. [2]) Mk 14, 7. [3]) Mk 14, 25.

Derart scheint er ein Wiedersehn und einen Durchgang durch Leiden zur Herrlichkeit des Gottesreichs ins Auge gefaßt zu haben, ganz unabhängig von der Verheißung bei Daniel. Wir werden aber sagen dürfen: eins stimmt zum andern, ergänzt das andere.

Damit ist nun für Jesus und seine Jünger die neue Losung gewonnen: durch Tod zum Leben hindurch. Sie stand keineswegs ursprünglich vor seiner Seele, und hat er auch von Anfang an Verfolgungen den Seinen in Aussicht gestellt, so doch nicht gerade den Tod. Jetzt aber heißt es: „wer sein Leben bewahren will, der wird es verlieren, und wer es verlieren will für mich und das Evangelium, der wird es gewinnen."[1]) „Fürchtet euch nicht vor den Menschen, die euch leiblich töten können, fürchtet euch allein vor dem, der Macht hat über Leib und Seele."[2]) Das ist nun die neue Situation, aus der die sogenannten Bekenntnisworte Jesu verständlich sind.[3]) Er scheint jetzt wirklich seine Taktik zu ändern. Er fordert von den Seinen, daß sie vor den Menschen zu ihm und seiner Sache stehen und alle Konsequenzen davon tragen, daß sie seine Jünger heißen. Er droht ihnen: wenn sie sich seiner Worte schämen vor den Menschen, wird sich auch der „Mensch" ihrer schämen vor seinem Vater im Himmel, und wenn sie dagegen ihn furchtlos bekennen, wird er beim Weltgericht zu ihnen stehen.[4]) Woher auf einmal dieser Umschwung? Weil jetzt das Bekenntnis sittlichen Wert bekommt, weil es ein Ausdruck der Treue und der Tapferkeit wird dem Leiden und der Verfolgung gegenüber. Und von wem hat er dies Bekenntnis verlangt? Von keinem andern als seinen Jüngern, die so geführt wurden, daß sie in ihm den Messias erkannt haben. Es ist keine Forderung des Glaubens an jedermann, es ist überhaupt keine dogmatische Forderung, sondern einfach die Forderung der

[1]) Mk 8, 35. [2]) Mt 10, 28. [3]) Mk 10, 26–33. [4]) Mk 8, 38; Lk 12, 8 f.

Treue zu dem Erkannten, zu Überzeugung und Gewissen, koste es, was es kosten mag.

Wir wissen freilich auch so nicht, wie weit diese Forderung zu Lebzeiten Jesu ging. Jesu eigene Haltung in den letzten Tagen ist durchaus nicht provozierend gewesen. Gewiß, er ließ sich von der Menge der Festpilger begrüßen, wie man einen messianischen König begrüßt, und er trat im Tempel auf, als hätte er da zu befehlen, so daß er sich die Frage gefallen lassen mußte: „in welcher Vollmacht tust du das?“ [1]) Es sieht aus, wie wenn Jesus noch einmal mit großen Erwartungen und Hoffnungen nach Jerusalem gekommen wäre, im Gefühl, daß es hier zur Entscheidung kommen soll. Aber unmittelbar darauf redet er als der Volkslehrer zu größeren und kleineren Kreisen, antwortet auf allerlei ernste und verfängliche Fragen der Umstehenden, [2]) weiht im Verborgenen seine Jünger in seine Zukunftsgedanken ein, die vor allem Gedanken an Gericht und Strafen Gottes sind. [3]) Aber den Messias hat er auch in Jerusalem nicht hervorgekehrt, er hielt vielmehr das Geheimnis als Geheimnis fest. Aber warum soll er nicht für die Zukunft seinen Jüngern mit der Aussicht auf düstere Tage, Leiden und Verfolgung auch die Pflicht zum Bekennen seiner Person und seiner Sache vermacht haben? Gerade wenn er nicht mehr da ist, wird der Fortgang des Reiches Gottes auf den Jüngern liegen und auf ihrer Treue zu Jesus. Wenn sie nicht standhaft ausharren und offen zu ihm stehen, müßte seine Sache untergehn. Derart scheinen diese Aufforderungen zu furchtlosem Bekenntnis vor allem Zukunftsworte zu sein, Vermächtnis Jesu an die Seinen für die Tage, da sie ohne ihn seine Sache hindurchretten sollen durch die Stürme der Endkatastrophe.

Es muß immer wieder betont werden, auf wie unsicherem

[1]) Mk 11, 27–33. [2]) Mk 12. [3]) Mk 13.

Boden wir uns mit all diesen Vermutungen bewegen. Man hätte sie nie für ein Wissen ausgeben und auf dies Wissen dogmatische Konstruktionen und Schlüsse aufbauen sollen. Aber man ist auch zu vorschnell gewesen mit der Bestreitung jedes geschichtlichen Wertes mancher dieser Notizen, und es ist ganz augenscheinlich, daß unsre moderne Denkweise und Weltanschauung den Forschern mehr als einen üblen Streich gespielt hat. Mehr noch, man hat sich zu wenig in die Seele Jesu versetzt als in die Seele eines messianisch denkenden ernsten und ehrlichen Juden, der als ehrlicher und klar sehender Mann die heraufziehende Katastrophe kommen sehen mußte und dadurch mit Macht vor die Fragen gestellt war, auf welche jene letzten und höchsten Glaubensgedanken Antwort geben. Wenn wir ihn ganz menschlich fassen, können wir vielleicht etwas nachempfinden von dem Gewirr von Hoffnungen und düstern Ahnungen und abermals letzten Hoffnungen und Trostgedanken, die seine Seele bald nach dieser, bald nach jener Richtung zogen. Und sogar in Gedanken, deren Seltsamkeit auf uns eher abstoßend wirkt, können wir das tapfere „Dennoch" des Glaubens, der sich und seinen Gott nicht fahren läßt, wenigstens ahnen. Es ist vielleicht doch die ehrlichste Wissenschaft, welche die Überlieferung mit dieser Verbindung von Vorsicht und Nachempfindung zu verstehen sucht.

Es bleibt uns noch übrig, den Ausgang des Lebens Jesu unter dem messianischen Gesichtspunkt zu verfolgen. Markus berichtet zuerst von der wehmütigen Episode in Bethanien, wo Jesus sich alle verschwenderische Liebe einer Frau gefallen ließ zur Verwunderung einzelner Tischgenossen.[1]) Es liegt Abschiedsstimmung darüber. Ihn hat man nicht allezeit, darum darf man ihm wohl einmal ein Übriges tun, und er darf es gut heißen, ohne es an der Liebe gegen die

---

[1]) Mk 14, 3-9.

Armen fehlen zu lassen. Man hat nachher diese Salbung als Vorwegnahme einer Begräbniszeremonie ansehen wollen und Jesus selbst soll ihr diesen Sinn gegeben haben.[1]) Daran liegt nicht viel. Die ergreifende Szene spricht durch sich selbst, und wir dürfen wohl sagen: es war sonst nicht Jesu Art, solche persönlichen Liebeserweise hervorzurufen und hinzunehmen.

Dann folgt die Zurüstung zum Passamahl, das Jesus als frommer Jude mit seinem Volk feiern will.[2]) Das Mahl beginnt er mit düstern Ahnungen, er spürt den Verräter im engern Jüngerkreis.[3]) Es gehört für uns zum Unverständlichsten, daß unter den Zwölfen, denen Jesus sein Bestes anvertraute, der Verräter Judas Platz und Stelle gehabt haben soll. Aber wer wird solche Dinge erfinden? Es sind freilich Rätsel der Psychologie, in die wir da geraten; man versteht Judas nicht und Jesus noch weniger. Uns fehlt hier jede nähere Aufhellung, und unsre Vermutungen tappen so völlig im Dunkeln, daß sie keinen Wert haben können. Gestehen wir ehrlich unsre Unwissenheit.

Dann folgt das Allermerkwürdigste und Tiefsinnigste, die Segnung von Brot und Wein mit den wunderbaren rätselhaften Worten.[4]) Gerade hier müssen wir uns wieder unsrer Schranken bewußt werden: wir kennen den genauen Wortlaut des berühmten Ausspruchs nicht. Was uns Markus mitteilt, ist, verglichen mit den andern Evangelientexten und dem Wortlaut bei Paulus,[5]) sicher der älteste und beste Text, aber es ist doch auch nur der Wortlaut, mit dem die Gemeinde, der Markus angehörte, das Abendmahl feierte. Es gibt hier zwei Textmöglichkeiten und zwei Möglichkeiten des Verständnisses. Entweder Jesus hat das Brot gesegnet und bei der Austeilung gesprochen: „Das ist mein Leib," und hat den Wein gesegnet und beim Eingießen hinzugefügt: „das

---

[1]) Mk 26, 12. [2]) Mk 14, 12–16. [3]) Mk 14, 17–21. [4]) Mk 14, 22 ff. [5]) 1. Kor 11, 24 f.

ist mein Bundesblut, vergossen für viele." In diesem Fall wollte er irgendwie den Seinen zum Verständnis seines Todes verhelfen durch den Hinweis auf eine Bundesstiftung mit Opferblut und auf den Segen seines Opfers für viele. Ich sehe nicht ein, was an sich dagegen sprechen könnte. Wir fanden ja, es sei höchst natürlich, daß Jesus bei seiner Leidensahnung sich gefragt habe: wozu soll es dienen? und irgend eine ähnliche Antwort sich gegeben habe. Aber sehr auffallend ist das gänzlich unvermittelte Auftreten des Bundesgedankens, wenn Jesus noch niemals vorher ihn berührt hat, und zudem fällt die Verschiedenheit der Begleitworte zum Brot und zum Wein dann auf. Deshalb ist auch mit der andern Möglichkeit zu rechnen, daß die Worte Jesu bloß gelautet haben: „das ist mein Leib," „das ist mein Blut," in einfachem kurzem Parallelismus.[1]) Dann wäre der Gedanke ganz einfach: wie ihr Brot und Wein zu euch nehmt, zur Nahrung eures Leibes, so nehmt mich — das ist ja mein Leib und Blut — in euch auf zur Nahrung eures innern Lebens, und eins soll für das andere ein Hinweis sein. Ich würde dann auch darin den Ausdruck der Abschiedsstimmung erblicken. Ihr habt mich nun eine Zeit lang nicht mehr bei euch wie bis dahin. Da haltet mich fest, unsichtbar, mit der Hilfe der sichtbaren Zeichen. Behaltet mich bei euch, bleibt bei mir; wir werden uns ja bald wiedersehen beim Freudenfest im Reich Gottes. Zwischen diesen beiden Möglichkeiten wird man sich entscheiden müssen; ich würde die zweite vorziehen, weil der Wortlaut gleichmäßig ist, und der Sinn zu dem folgenden Abschiedswort so vortrefflich paßt. Es wäre keine förmliche Stiftung Jesu, und doch würde jedermann begreifen, wie die Wiederholung kommen mußte. Und es hätte auch Paulus recht mit seinen Zusätzen, man solle solches tun, Jesu zu gedenken, bis daß er

---

[1]) Justin apol. I 66, 3.

komme.[1]) Wie menschlich und doch wie wundervoll ist diese Symbolik! An das Einfachste und Natürlichste knüpft Jesus an, ans Essen und Trinken, an Brot und Wein. Er weiß, wie der Mensch Nahrung für seinen Leib braucht, genau so, ja noch mehr Nahrung für seine Seele. Und nun empfindet er, was für eine Lücke sein Weggehen für die Jünger hinterlassen muß, und wie sehr sie ihn bedürfen, um seine Jünger zu bleiben. Da will er sich ihnen ganz zu eigen geben, so einfach und so natürlich, wie ein Mensch die Nahrung zu sich nimmt. Das Sichtbare soll ihnen Hilfe sein, ihn immer festzuhalten, mit ihm in treuer Gemeinschaft zu bleiben. Und zuletzt der wehmütig frohe Ausblick: im Gottesreich, da kommen wir auch sichtbar wieder zusammen, so wie jetzt beim Mahl vor Gott.[2]) Diese Handlung Jesu ist doch allen seinen Worten ebenbürtig, wenn sie sie nicht übertrifft. Und wie ist hier alles persönlich geworden, gerade wie kurz vorher bei der Salbung durch die Frau in Bethanien! Indem Jesus sich zum Abschied vorbereitet, wird ihm bewußt, wie sehr er und die Seinen zusammengehören, wie tief eins mit dem andern verwachsen ist.

Dann gehen sie hinaus zum Ölberg, Jesus erfüllt mit den furchtbarsten Trennungs- und Todesgedanken, die Jünger immer noch ahnungslos, und wenn sie doch der Befürchtung Glauben schenken, tollkühn und zuversichtlich.[3]) Und jetzt beginnt das letzte Ringen Jesu mit seinem Gott in vollster ehrlichster Menschlichkeit.[4]) Ein Ringen, das, wie man mit Recht gesagt hat, jedes Dogma über die Notwendigkeit seines Todes und dessen Heilsbedeutung ausschließt, jedoch nicht Ahnungen und Hoffnungen, mit denen es im Gegenteil ganz verträglich ist. Je menschlicher wir Jesus nehmen, desto einfacher verständlich wird alles. Es ist nicht nur sein natürliches Lebensgefühl, das ihm die

---

[1]) 1. Kor 11, 24 ff. [2]) Mk 14, 25. [3]) Mk 14, 26–31. [4]) Mk 14, 32–42.

Stunde so schwer macht, nein, es ist viel mehr. Sein ganzes Messiaswerk, das Reich Gottes, sein Gott und alles steht für ihn auf dem Spiel. Und im Augenblick dieses furchtbaren Ringens treten alle Herrlichkeitsgedanken an einen himmlischen Messias völlig in den Hintergrund. Nur der Tod, die Trennung, das Grausen steht vor seiner Seele. Es sieht doch fast aus wie ein Sieg aller Dämonen und Gottesfeinde, als hätte sein Gott keine Macht, ihm beizustehn. In seiner Angst klammert sich Jesus an seine Jünger, „meine Seele ist bis zum Tod betrübt, bleibt ihr bei mir und wachet." Aber er muß die gänzliche Einsamkeit durchkosten, da keiner seiner Nächsten und Vertrauten ihm wirklich beistehen kann. Und so wird sein Ringen mit Gott ganz persönlich, Gott und er stehn sich noch einmal gegenüber, in menschlicher Distanz, zwei Willen, die auseinanderstreben, Jesu Wille zum Leben, Gottes Wille zum Tod. Und doch, es ist der Vater, der hinter allem steht. Aus seiner Hand heißt es das Bitterste nehmen, das Gegenteil der Messiaskrone, den Verbrechertod. In dieser Stunde höchster Not haben alle andern Trostgedanken nicht stand gehalten, nur das eine blieb: der Vater steht dahinter. Sonst lauter Dunkel ringsum.

Von da an, mit dem Augenblick der Verhaftung,[1] hört unser sicheres Augen- und Ohrenzeugnis auf, und wir erfahren, was man sich erzählte im spätern Jüngerkreis, zum Teil nach Gerüchten, zum Teil nach Mitteilungen von feindlicher Seite. Jesus wurde vor dem in der Nacht eilig zusammenberufenen Synedrium als Feind des Tempels angeklagt. Er habe behauptet, daß er selbst den Tempel zerstören und nach drei Tagen wieder aufbauen wolle.[2] Sicher wird Jesus irgend ein Wort dieser Art gesprochen haben; es ist nur fast unmöglich festzustellen, mit welchem Wortlaut und in welchem Sinn. Wir wissen, daß er im Tempel wie ein

[1]) Mk 14, 43–52. [2]) Mk 14, 58.

König auftrat, wissen auch, daß er dem Tempel den Untergang weissagte: kein Stein soll auf dem andern bleiben.[1]) Welche Rolle er sich selbst zuwies bei dieser Zerstörung, das gerade ist uns unbekannt. Vielleicht bedeutete sein Rätselwort eine Verheißung des nahen Gottesreiches, in dem Gott auf Erden gegenwärtig sein werde. Daß er mit dem bestehenden Tempel innerlich fertig war, hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, obschon ihm nichts ferner liegen mußte als irgend ein Akt der Gewalt. So kann ein scharfes Gerichtswort gegen den von seinem Volk entweihten Tempel leicht im Volksmund die Form angenommen haben, als habe Jesus eigenmächtig ihm mit der Zerstörung gedroht. Es ist ganz wohl möglich, daß dies Gerichtswort Jesu gegen den Tempel den wahren Grund seiner Verurteilung und überstürzten Hinrichtung gebildet hat, aber es war nicht der Grund, mit dem man von Pilatus die Hinrichtung erzwingen konnte. Deshalb die zweite Anklage auf die Messiasprätendentschaft. Und diesmal kann Jesus nicht ausgewichen sein, er stand dazu und besiegelte dadurch seine Vernichtung. Nach Markus hätte er seinen Richtern ins Gesicht gesagt, daß er allerdings der Christus sei, und daß sie selbst es erleben werden, wie Gott ihn zu seiner Rechten sitzen heiße, und wie er mit den Wolken des Himmels in Kraft kommen werde als der „Mensch" bei Daniel.[2]) Einem solchen Zeugnis ganz indirekter Autorschaft gegenüber sind wir auf Treu und Glauben angewiesen. Mir scheint, es würde stimmen mit der Haltung Jesu in der letzten Zeit und auch zu seiner tiefen Not in Gethsemane keineswegs einen ausschließenden Widerspruch bedeuten. Allein mit seinem Gott verzagt und bis zum Tod betrübt, vor den Feinden mutig zu seiner Sache stehend, das wäre eine Haltung, Jesu würdig. Nur daß wir uns wohl hüten wollen, mit Bestimmtheit etwas auszusprechen.

[1]) Mk 13, 1–4. [2]) Mk 14, 61 ff.

Damit hört die Kunde von Jesus für uns beinahe auf. Aus dem Verhör vor Pilatus ist uns kein einziges Wort Jesu überliefert. Das kann die Folge mangelnder Kenntnis sein, es kann auch dies tiefe Schweigen der innern Verfassung Jesu entsprochen haben. Er hatte ja das entscheidende Wort gesprochen; was weiter folgte, war strenger Ablauf der Notwendigkeit. Die spätern Evangelien haben nur zu viel von den Gesprächen des Pilatus mit Jesus wissen wollen. Das Schweigen ist die älteste und beste Überlieferung.

Nur einmal noch soll Jesus nach der ältesten Überlieferung sein Schweigen gebrochen haben: am Kreuz um die neunte Stunde, da er mit gewaltiger Stimme rief auf hebräisch: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?"[1]) Es sind die Worte aus Psalm 22, mit denen er das ausdrückte, was jetzt in ihm vorging. Unter der entsetzlichen körperlichen Qual des Kreuzesleidens war auch seine Seele zusammengebrochen, sie hatte die Kraft zur Hoffnung und zum alten tapfern Vertrauen verloren. Da half kein Gedanke an den Wert des Opfertodes für die vielen, und half kein Ausblick auf den kommenden Messias nach Daniel. Es blieb allein das Nächste in der Seele Jesu zurück: der körperliche und seelische Schmerz, die Angst, die Trostlosigkeit, daß auch sein Gott ihn mochte verlassen haben. Mit seiner letzten Kraft bahnte er sich noch einmal den Weg zu dem Gott, den er nicht mehr verstand, und an dem er dennoch festhielt mit seiner steten Treue. Ihm warf er seine Not auf das Herz. Es war sein letztes Wort.

Laut der ältesten Überlieferung hatte kein einziger seiner Jünger bei ihm ausgeharrt, sie waren alle bei der Verhaftung geflohen,[2]) die einen sogleich, die andern bald darauf nach der galiläischen Heimat. In Jerusalem war niemand zurückgeblieben als ein paar Frauen, die zur Jüngerschar Jesu

---

[1]) Mk 15, 34. [2]) Mk 14, 50.

gehört hatten von Galiläa her;[1]) sie sind die Trägerinnen der einzigen Erinnerung an die letzten Stunden Jesu. Die Flucht der Jünger war ein Zeichen des Zusammenbruchs auch ihres Glaubens an Jesus. Sie vermochten seine Katastrophe noch viel weniger zu fassen als er selbst.

Da, nach kurzer Zeit, — der ältesten Erzählung nach schon nach drei Tagen — erscholl die Kunde: Jesus ist nicht tot, er lebt.[2]) Simon Petrus bekam durch eine Erscheinung die Gewißheit seiner Auferstehung, kurz darauf erschien er den Zwölfen, bald hernach einem größern Jüngerkreis von 500 Brüdern. Erscheinungen an seinen Bruder Jakobus, an alle Apostel schlossen sich an. Die letzte Erscheinung will der frühere Verfolger Saulus von Tarsus empfangen haben.[3]) Im Zusammenhang mit diesen Erscheinungen, von denen die ersten sicher auf galiläischem Boden stattfanden,[4]) kam die Erzählung auf und fand Glauben unter den Christen, die Frauen aus Galiläa hätten sein Grab leer gefunden.[5]) Aber der entscheidende Auferstehungsglaube ruhte, wie Paulus noch deutlich zeigt, nicht auf dem Gerücht der Frauen vom leeren Grab, sondern auf den Erscheinungen bestimmter Jünger. Auf Grund dieser Erscheinungen bekamen sie die Gewißheit, Jesus ist nicht der Vernichtung anheim gefallen, er lebt, Gott hat ihn zu sich genommen, mehr noch, Gott hat ihn durch den Tod zum himmlischen Messias und Herrn gemacht,[6]) er sitzt nun vorläufig bei Gott zur Rechten der Kraft und wird bald von dort wiederkommen als der „Mensch" bei Daniel mit den Wolken des Himmels.

Wir möchten gerne in die innere Entstehung dieser zweiten und neuen Messiasgewißheit der Jünger Jesu einen Einblick tun, aber unsere ältesten Mitteilungen sind von der

---

[1]) Mk 15, 47. [2]) Mk 16, 1. [3]) 1. Kor 15, 5–8. [4]) Mk 14, 28; 16, 7. [5]) Mk 16, 1–8. [6]) Apg 2, 36.

äußersten Dürftigkeit und Knappheit. Es fehlen uns alle sichern Angaben über Ort und Zeit und nähere Umstände, es steht ungefähr gar nichts als ihr Zeugnis fest: sie wollen Jesus gesehen haben in einer Weise, die ihren Glauben an seine Messianität und seinen Sieg trotz dem Tod ein für allemal festgemacht hat. Ich denke: wir werden diese Erscheinungen nicht viel anders beurteilen wie das Gesicht, das nach dem ältesten Evangelisten Jesus selbst zuteil wurde und ihm zur inneren Gewißheit verhalf. Es sind Visionen, welche die mächtigsten innern seelischen Erlebnisse, Kämpfe und Entscheidungen voraussetzen, bei denen aber ebenso wie bei der „Berufung" das Irrationale des Augenblicks hinzukommt, das alle vorausgehenden Wünsche, Hoffnungen, Vermutungen, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten mit einem Schlag zur Gewißheit erhebt. Kraft dieses Irrationalen und Neuen gewinnt das Erlebnis des Gewißheitsdurchbruchs die Kraft sinnlicher Evidenz und, was noch mehr sagen will, die Gewißheit des nicht Gemachten, sondern Geschenkten, der Offenbarung. Nicht sie, die Jünger, wollen Jesus erdacht, gesucht, gewünscht erhofft haben, sondern er hat sich ihnen geoffenbart. Hier kommt dann für die letzte und höchste Beurteilung alles darauf an, ob innerhalb einer Weltanschauung für die Lebendigkeit Gottes Platz ist, oder ob die geschlossenen Kausalketten das letzte Wort bedeuten.

In der ersten Zeit ging nun die ganze Hoffnung der Christen nach der Zukunft, nach dem Jesus, der vom Himmel wiederkehren würde in messianischer Herrlichkeit. Ihre Stellung zu Jesus war zur einen Hälfte Glaube und Liebe zu dem Jesus, der ihr Meister und Freund gewesen war, und den sie kannten, zur andern Hälfte aber Hoffnung auf den erst Kommenden, der doch erst das wahre Gottesreich bringen werde. Das Bekenntnis zu diesem Jesus Christus wurde das Band der neuen Gemeinde, die sich auf Grund des Auferstehungsglaubens jetzt auch äußerlich und mit loser Or-

ganisation zusammentat. Und sehr bald entstand daraus der neue christliche Glaube: wer an Jesus als den Christus und Herrn glaubt, der allein wird beim kommenden Gericht gerettet werden; wer sich nicht zum Glauben an seine Messianität erheben kann, geht ewiglich verloren.

Verständlich ist das nur zu gut. Zu seinen Lebzeiten konnte Jesus sagen: wer Gottes Willen tut, der ist mir Mutter oder Bruder oder Schwester.[1]) Als er das aussprach, gab es kein anderes Kriterium als das praktische. Später, als Jesus seinem Leiden entgegenging, da hieß es schon bestimmter: wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist mein nicht wert,[2]) und wer um Jesu und des Evangeliums willen Haus und Hof und Familie verläßt, der wird seine neue Familie und geistige Heimat bei den Jüngern Jesu finden.[3]) Jetzt vollends, da Jesus dem offiziellen Judentum als gottbestrafter Verbrecher galt, und es bald für jeden Juden hieß: Jesus entweder ein Betrüger oder der Messias trotz seines Todes, da mußte seine Person und persönliche Würde in den Mittelpunkt treten, und hinter der Frage: wie stehst du zu Jesus, was ist er dir? trat jede andere Frage vorläufig zurück. Der Glaube an Jesus und seine Messianität mußte unter diesen Umständen das erste und oberste Kennzeichen eines Jüngers Jesu werden. Das Christentum etablierte sich als die Religion, die Jesus als Messias (= Christus) bekennt. Jesu Jünger hießen die Gläubigen, die Christianer.

Und in dieser Entwicklung lag Segen und Fluch, und beides will wohl beachtet sein. Der Fluch in dem neuen Ansatz zum Dogmatismus und zur Verdrängung des Praktischen, der Gottesliebe und Bruderliebe, aus dem Zentrum der neuen Religion. Aus dem kurzen ersten Glaubenssatz: „Jesus ist der Christus," wuchsen die ungeheuer langen und schweren Glaubensbekenntnisse hervor, die später zum Merkzeichen

[1]) Mk 3, 34 f. [2]) Mk 10, 37. [3]) Mk 10, 29.

des wahren Christentums erhoben wurden. Dahinter trat das Tun des Willens Gottes, traten Liebe, Demut, Menschlichkeit zurück, bis oft zum gänzlichen Vergessen. Es bildete sich die Verzerrung des Evangeliums, daß der ein Jünger Jesu sei, der so und so von ihm denke, die und die Titel ihm gebe und ein Bekenntnis mit den Lippen plappern könne, das nicht einmal geistig verstanden, verarbeitet, persönlich angeeignet worden war. Der Eifer für den rechten Glauben aber führte in der Praxis zu einer Unmenschlichkeit und Liebesarmut, an der das Christentum krankt bis zum heutigen Tag.

Doch ist darüber der Segen nicht zu übersehen. Durch den Messianismus bekam die neue Religion auch den Charakter persönlicher Herzensstellung zu Jesus selbst. Sie wurde statt einer Religion erhabener Ideen und Postulate eine Religion der Jesusliebe und Jesusseligkeit. Es ist gar kein Zweifel, daß Gott den Menschen durch niemand so nahe gebracht wurde und durch niemand so zur Lebensmacht erhoben wurde, wie durch Jesus und das ihm dargebrachte liebevolle Vertrauen. Der ferne Gott über den Wolken, der hohe Herr des Himmels und der Erde trat als Mensch und Bruder zu uns auf die Erde herab, wurde unser eigen, zeigte uns sein Herz voll Majestät und Erbarmen und zog uns selbst als seine Kinder an sein Vaterherz. Und den Menschen war ein Heiland gegeben, an dem sie sich immer wieder aufrichten und trösten, und von dem sie immer wieder den Ansporn zum Kampf, zur Arbeit, zur Liebe empfangen konnten. Es ist gar nicht zu sagen, wie trostlos arm die Welt würde, wenn Jesus aufhörte, den Glauben und die Liebe der Menschen immer wieder auf sich zu ziehen. Von ihm aus zieht immer wieder der Friede und die Freude in die Menschenherzen ein in einer sonst so vom Kampf zerrissenen und an wahrer Freude so armen Welt.

Damit aber bewährte sich der neue und ewige Sinn des Messianismus, den Jesus der Welt gebracht hat. Sein Kom-

men vom Himmel her zum Weltgericht hat sich bis heute nicht erfüllt, und das Gottesreich in dem Sinn, wie er es mit den Juden seiner Zeit erwartete, hat er bis heute nicht bringen können. Er weckt uns wohl immer wieder die Sehnsucht nach ihm, aber die Sehnsucht schafft es nicht und zwingt es nicht herbei. Losgelöst von dieser Hoffnung auf die Wiederkehr zur Erde, ist dagegen der Glaube an die Erhöhung Jesu in den Himmel zu Gott empor einer der gewaltigsten Trostgedanken geworden. Wenn Christus zu seinem Vater in den Himmel ging und bei ihm weilt, dann ist seine Sache völlig eins mit Gottes Sache und kann er vom Himmel her den Seinen als Helfer und Tröster gegenwärtig sein; dann muß aber der Himmel auch unsre Heimat sein und richtet sich alle tiefste Sehnsucht des Menschenherzens über alles Irdische empor zur himmlischen Ewigkeit. Allein gestehen wir es ehrlich: das Himmlische an Jesu Sein und Wirken ist und bleibt uns Geheimnis, und Jesus im Himmel ist uns vorläufig verborgen und fern gerückt.

Was uns aber immer bleibt als nah und gegenwärtig, als unsre Freude und unser Trost, das ist das, was er auf der Erde gewesen ist und uns gebracht hat, die selige Gegenwart Gottes und seine Heilandsliebe, die vom nächsten kleinen Kreis immer größere und weitere Kreise ziehen muß. Er hat uns Menschen auf der Erde den Vater im Himmel gebracht und hat uns zur Bruderliebe Mut und Freude gegeben. All das strömt unaufhörlich von ihm aus und fährt fort, Menschen mit ihrem Gott und untereinander zu verbinden, sobald sie selbst von Jesus gewonnen sind. Dadurch hat er uns das Himmelreich auf die Erde gebracht, noch nicht das vollkommene und ewige, aber das Himmelreich mitten in Kampf und Not, in Leid und Schuld des Erdenlebens, mit dem Ausblick auf die große Ewigkeit und mit der Kraft und Liebe des schon gegenwärtigen Gottes.

Namen- und Sachregister.

Stellenregister.

Matthäus

Matthäus

Markus

Markus

Lukas

Lukas

Lukas

Umschlagdruck von H. Laupp jr in Tübingen.

BS
2530
.W5

718439

20

E.C.Colwell

M. Par

DEC 26 '38

718439